

GEGENWÄRTIGE PROBLEME DER HAUSFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

Referate

der Österreichischen Volkskundetagung 1980

in Feldkirch (Vorarlberg)

WIEN 1982

Miescher

BUCHREIHE
DER
ÖSTERREICHISCHEN ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE
NEUE SERIE BAND 5;
Herausgegeben von Klaus Beitzl

In der "Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde" sind bisher erschienen:

- Band 1: Edmund Frieß und Gustav Gugitz, Die Wallfahrt nach Adlwang im Lichte der Mirakelbücher (1620-1746). Eine volkskundlich-kulturhistorische Studie, 1951;
- Band 2: Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde, 1951;
- Band 3: Leopold Schmidt-Bibliographie I: 1930-1977. Bearbeitet von Klaus Beitzl, 1977;
- Band 4: Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912-1981) zum 70. Geburtstag. Mit dem Wiederabdruck von Leopold Schmidt, Die Volkskunde als Geisteswissenschaft (1947), und mit Leopold Schmidt-Bibliographie II (1977-1982). Herausgegeben von Klaus Beitzl, 1982.

**GEGENWÄRTIGE PROBLEME DER
HAUSFORSCHUNG IN ÖSTERREICH**

Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1980
in Feldkirch (Vorarlberg)

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde und des
Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde
herausgegeben von

KLAUS BEITL und KARL ILG

Wien 1982

Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Gedruckt mit Unterstützung
der Landesregierungen von Burgenland, Kärnten,
Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark,
Tirol, Vorarlberg und Wien sowie des
Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde
Wien 1982

Alle Rechte vorbehalten
Selbstverlag des Vereins für Volkskunde
A-1080 Wien, Laudongasse 15-19
Offsetdruck: Verband der wissenschaftlichen
Gesellschaften Österreichs
A-1070 Wien, Lindengasse 37
ISBN 3-900358-02-8

INHALT

Vorwort	
Von Karl Ilg	7
Resolution der Österreichischen Volkskundetagung 1980	
Von Klaus Beitzl und Oskar Moser	9
Einführung in das Tagungsthema:	
Hausformen und Hauskunde in Vorarlberg	
Von Karl Ilg	11
Referate: "Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich" und in seinen Nachbarländern:	
Tirol	
Von Karl Ilg	41
Landesbericht Salzburg	
Von Kurt Conrad	67
Am Beispiel der Alpenländer Kärnten und Steiermark	
Von Oskar Moser	83
Am Beispiel der österreichischen Donauländer	
Von Gunter Ditt	107
Volkstümliche Architektur in Wien	
Von Erich Kaessmayer	127
Am Beispiel Burgenland	
Von Franz Grieshofer	155
Hausforschung in Oberbayern. Die Beziehung zwischen Baupflege und Bauberatung	
Von Torsten Gebhard	181
Hausforschung und Architektur in der Schweiz	
Zur Dekadenz einer Wechselbeziehung	
Von David Meili	203

Diskussionsbeiträge:

Aus der Sicht der Volkskunde:

Marginalien zu Aufgaben und Problemen der Hausforschung

Von Olaf Bockhorn 221

"Bewahren" und "Neugestalten"

Von Helmut Eberhart 223

Von Elfi Lukas 225

Aus der Sicht der Architekten:

Von Johannes Daum 227

Von Roland Gnaiser 228

VORWORT

Auf der außerordentlichen Generalversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde in St. Pölten am 19. Oktober 1979, die auch die erfreuliche statutenmäßig festgelegte enge Zusammenarbeit zwischen dem Österreichischen Fachverband und dem Verein für Volkskunde (Wien) brachte, wurde einstimmig beschlossen, die für 27.9. - 1.10.1980 anberaumte Österreichische Volkskundetagung in Feldkirch (Vorarlberg) mit der Aufgabe zu betrauen, eine Zusammenführung von Architekten und zuständigen Fachleuten in den Behörden mit den Volkskundlern in die Wege zu leiten. Sie sollte eine erste Aussprache bringen, mit dem Ziel, Mittel und Wege zu finden, die tradierten volkstümlichen Werte in der Architektur in die Zukunft fortzusetzen.

Die Vorträge und Debattenbeiträge auf dieser Tagung waren es wert, festgehalten zu werden, wozu sich dankbarer Weise und in oben erwähnter Zusammenarbeit der Verein für Volkskunde (Wien) in der "Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde" bereit erklärte und die österreichischen Bundesländer finanzielle Mittel beisteuerten.

So bleibt für den Vorsitzenden die angenehme Pflicht, allen, die am Erscheinen dieses Bandes der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde mitwirkten, vielmals zu danken und zu wünschen, daß diese Schrift zum Erreichen des erwähnten Zieles zum Wohle unserer Heimat beiträgt.

Univ.-Prof. Dr. Karl ILG
Vorsitzender

RESOLUTION DER ÖSTERREICHISCHEN VOLKSKUNDETAGUNG 1980

Die Österreichische Volkskundetagung 1980 in Feldkirch/Vbg. hat sich mit dem Generalthema "Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich" mit Einschluß auch der Nachbarländer (Ostschweiz, Bayern) beschäftigt.

Eine Reihe von Referaten des In- und Auslandes sowie die daran anschließenden Diskussionen haben mit Nachdruck gezeigt, daß in einer Zeit tiefgreifender kultureller Umbrüche und für jeden immer spürbarer werdender Umweltprobleme die Fragen der volkskundlichen Haus- und Wohnforschung immer unabdingbarer in den Vordergrund treten. Bestätigt wurde dies nicht zuletzt durch die Teilnahme einer beträchtlichen Zahl von Architekten, Baufachleuten sowie von Vertretern hiefür zuständiger Behörden aus Vorarlberg, Salzburg und Tirol. Hierbei mußte als dringendstes Erfordernis und in großer Einhelligkeit folgendes festgestellt werden:

1. Für ganz Österreich besteht die dringende Notwendigkeit einer möglichst wirksamen und bleibenden Zusammenarbeit der genannten Fachkreise nicht zuletzt im Interesse der betroffenen Menschen in allen Ländern.
2. Die Schaffung einer ganz Österreich erfassenden, sachkompetenten Stelle für volkskundliche Hausforschung erscheint ähnlich wie in anderen Ländern (Schweiz, Bayern, Bundesrepublik Deutschland) dringend geboten. Deren wichtigste Aufgaben wären im Sinne der obgenannten wissenschaftlichen Disziplin die umgehend einsetzende Dokumentation und Erforschung der Baubestände sowie deren Publikation bzw. Koordinierung, ferner die Durchführung entsprechender Aussprachemöglichkeiten, regelmäßiger Hearings und Kontaktnahmen (auch mit diesbezüglichen

internationalen Gremien) sowie die Vorbereitung von Projektgruppen und Arbeitsprojekten. Schließlich die Sammlung und Erfassung aller einschlägigen Materialien und Unterlagen. Dieses sowohl im Interesse der bleibenden Dokumentation eines immer mehr versinkenden Bestandes an Hausdenkmälern verschiedenster Art (Bauernhäuser, Arbeiterquartiere, Bergmannshäuser, Keuschen, Arbeitseinrichtungen usf.) wie auch im Interesse von fundierten Vorschlägen zur Sanierung, Erhaltung und Verbesserung solcher bzw. als Grundlagen für eine künftige Siedlungsplanung.

Die Behandlung aller dieser Fragen sowie die Möglichkeiten ihrer Realisierung wurden von der Tagung vorerst dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde übertragen, dessen Vorstand mit der Ausarbeitung entsprechender Vorschläge beauftragt wurde.

Feldkirch, am 30. September 1980

Als Antragsteller:

Dr. K. Beitzl - Dr. O. Moser

EINFÜHRUNG IN DAS TAGUNGSTHEMA

HAUSFORMEN UND HAUSKUNDE

IN VORARLBERG

Von Karl Ilg, Innsbruck

Die Volkskundetagung in Feldkirch 1980, über welchen Zuspruch ich mich freue und allen Teilnehmern als Vorsitzender des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde für Ihr Erscheinen vielmals danken möchte, hat sich, wie Sie wissen, die Aufgabe gestellt - ein von mir schon lange gehegtes Anliegen! zu verwirklichen. Sie soll nach langer Pause wieder die Zusammenführung von Architekten und Volkskundlern versuchen, um in Zusammenarbeit Wege zu finden, Lösungen zu entwickeln, wie die tradierte Bauweise unter voller Berücksichtigung neuzeitlicher Bedürfnisse zu erhalten, bzw. in die Zukunft fortzusetzen ist.

Denn wie sich moderne Architektur heute vielfach anbietet, ist ein weitreichendes Unbehagen gerechtfertigt.

Jene Architektur bezeichnet sich selbstbewußt entweder als "indi-

viduelle Architektur", oder als "internationale Architektur", beides ohne Zweifel werbewirksame Bezeichnungen.

Doch im ersteren Falle sucht der Architekt verkrampft sein Erzeugnis - Schöpfung ist oft übertrieben! - abweichend von allen anderen zu erstellen. Mayer I soll möglichst anders als Mayer II bauen und von beiden wieder abweichend Müller III und von allen dreien wieder Müller IV. In der österreichischen Fernsehsendung vom 20.4.1981, 19 Uhr, wurde dieses nachträglich als "Befreiung des Individuums" gefeiert. Die Folge ist allenthalben erkennbar: weithin gibt es im Baugeschehen keine Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit mehr, aber immer neue Versuche in dieser Richtung, viele unausgereift; als Folge stellen sich nach einigen Jahren oft zudem noch eine Reihe von Schäden für den Bauherrn heraus -. Die "internationale Architektur" hingegen sieht in einer weltweiten Angleichung ihr Ziel. Sie baut gleich von Schanghai über Frankfurt bis New York, wenn in A. das Flachdach zweckmäßig ist, dann wird es auch in B. gebaut, trotz andersartigem Klima und anderen Bedürfnissen. Die Folge ist eine erschreckende Gleichmacherei und Vermassung. So scheint heute fast die totale Divergenz oder die totale Vermassung allein als übereinstimmender Faktor im Baugeschehen der Gegenwart auf -!

Ausnahmen sind nur noch dort zu beobachten, wo unter kundiger Hand eines Meisters oder eines zur Tradition zurückgekehrten Architekten Schöpfungen entstehen, die sich geschickt an die tradierten, noch vorhandenen alten Bauformen anschließen, ohne sie nachzupausen.

Wie gravierend jedoch der von diesen Ausnahmen abgesehene Zustand ist, wird einem erst klar, wenn man weiß, daß mit dem Verlust eines gemeinsamen Bauschaffens, wie erwiesen, auch ein Teil Schönheit und vor allem ein wichtiges Mittel zur Erhaltung von Gemeinschaft, innerhalb eines Tales, eines Landes, im übertra-

genen Sinne "das gemeinsame Vaterhaus" verloren geht!

Diese Klage wird aber – wie man es bereits aus Analogien schliessen kann – man denke an den "Umweltschutz" – nicht mehr verstummen! Im Gegenteil! Darauf können sich alle, welche mit dem Bauen zu tun haben, Architekten, Baumeister, Handwerker, Politiker und Behördenvertreter in Stadt und Land, aber auch die Medien, (deren aller Anwesenheit ich hier dankbar begrüße), ver-lassen –!

Dafür werden nämlich nicht nur wieder erwachte Heimatliebe, erneute Wertschätzung handwerklichen Könnens, Sparsamkeitsge-sinnung mit Abkehr von Wegwerfmentalität, sondern auch klare finanzielle Interessen, wie z.B. die Fremdenverkehrsbranche, sorgen – (siehe Prospekte) – nachdem sie in der heimischen Architektur, im Äußeren und Inneren des Hauses, eine unentbehrliche Unter-stützung im internationalen Wettbewerb um den Gast erkannt hat!

Für das Bewußtmachen der bodenständigen Bauweise gibt es jedoch kein anderes, besseres Mittel, als sich in den geschichtlichen Vor-gang zu vertiefen, der uns den Werdegang der kontinuierlichen Ent-wicklung unserer volkstümlichen Bauweise aufzeigt, hin bis zur heutigen, so beunruhigenden Situation.

Völlig irreführend wäre es übrigens, auch wenn es leider häufig, selbst in volkskundlichen Fachkreisen geschieht, die volkstümliche Architektur als "naiv" zu bezeichnen¹⁾.

Unter "naiv" verstehen wir bekanntlich "etwas dem Augenblick, einer plötzlichen Eingebung, Entsprungenes." Aber gerade das ist die volkstümliche Bauweise und Architektur nicht! Denn sie ist vielmehr, wie es sich auch in diesem Beitrag nachweisen läßt, ein Auswahlprodukt! Ein Ergebnis langjähriger Entwicklung!

Und übrigens ist sie genauso wenig auch – dieses sei hier eben-falls grundsätzlich vorangestellt! – "anonym" (=namenlos!). Auch

die Namenlosigkeit trifft für volkstümliche Architektur nicht zu! Allerdings ist hier der Bauherr nicht ein Einzelner, sondern die ganze volkstümliche Gemeinschaft.

Ähnlich wie ich in ca. 40 Abhandlungen²⁾ dieser volkstümlichen Gemeinschaft und dem "Wie, Wann und Warum" ihrer Bauweise in den beiden westlichen Bundesländern nachgegangen bin, ebenso sind die versammelten Kollegen in der Lage, über die volkstümliche Bauweise in den deutschen Gauen, in den schweizerischen Kantonen und in den anderen österreichischen Ländern auszusagen und sie in ihrer Entstehung und Beschaffenheit zu begründen. Ich will damit erklären, daß die volkskundliche Fachwelt diese ihr gestellte Aufgabe auf Grund vielfältiger Forschung bereits - zum Großteil - erfüllen kann.

Dieses ist für uns gewissermaßen auch der berechtigte Anlaß, aber auch die unentbehrliche Voraussetzung, mit den versammelten Architekten und behördlichen Fachleuten heute und hier ins Gespräch einzutreten.

Mir ist im folgenden die Aufgabe zuteil geworden, zunächst über die volkstümliche Bauweise in Vorarlberg, in dem Sie heute zu Gast sind - in gebotener Kürze - zu referieren.

Ich will dabei mit den abgelegendsten und deshalb, im gewissen, urtümlichsten Formen beginnen: jenen, die sich noch da und dort in den Walsertälern finden oder auf alle Fälle am längsten gefunden haben. Oft wurde ich schon gefragt: haben die Vorarlberger Walser ihre in den letzten Jahrhunderten geübte Bauweise bereits aus der Urheimat mitgebracht? Nein! Sie haben sie erst hier entwickelt, auch wenn es zum Wallis einige verblüffende Übereinstimmungen gibt.

Wie die alte Bauweise beschaffen war, bezeugen einige Überlieferungen, so jene des 1833 geborenen Zimmermeisters I.M. Bertsch

aus Damüls, der im Laufe seines langen Lebens bei vielen Abbrüchen dabei war und dessen Schilderungen der hervorragende, von der Münchner Schule um Friedrich Jummersbach angeregte Architekt und volkskundliche Vorarlberger Hausforscher Georg Baumeister aufnahm, in dem er von Wohnstätten berichtet, "die einräumig waren und bei welchen man außerhalb am Giebel über hölzerne Nägel ins Oberhaus gelangte, das aus einem niedrigen, beiderseitig abgeschrägten Raume bestand, wo die ganze Familie schlief"³⁾. Solche Wohnverhältnisse bildeten sicherlich damals schon ausgesprochene Rudimente. Daß sich alte Leute an solche erinnerten, stellte ich aber selbst noch fest. Auf den Maisäßen dürften sie sich vereinzelt am längsten gehalten haben.

Man wird diese Art Hausform, an R. Weiss anschließend, als "Speicherhaustyp", bezeichnen, der auch in Wallis vielfach anzutreffen ist.

Die am letzten Tage der Tagung geplante Exkursion auf das Maisäß Montiel im Montafon wird uns ebenfalls noch altertümliche Architektur erkennen lassen. Von größter Bedeutung für die Walser Heimatstätten "auf den höchsten Höhinnen", wie sich die Urkunden häufig ausdrücken, also jenen an der oberen Grenze der Ökumene, waren natürlich Stube und Stubenofen. In einer Welt, in der mindestens fünf Monate im Jahr Winter herrschte und herrscht, war ein "Raum mit künstlichem Klima" von lebens- und wirtschaftsentscheidender Bedeutung. Bei der Walsereinwanderung waren noch nachweisbar "Kochöfen mit Rauchstuben" üblich und hielten sich auch noch in der Folgezeit. Dieses war allgemein in den ärmeren Tälern, zu denen auch die Walsertäler zählten, der Fall, auch wenn der raucherfüllte Ein- und Vielzweckraum eine nach Ablösung heischende Belastung darstellte. In einer wie oben geschilderten Behausung war er sicherlich noch im 19. Jahrhundert anzutreffen -. Nicht ohne Grund habe ich mich deshalb mehrfach

mit der Stubenofenerfindung⁴⁾ befaßt, die ich um 800 annehme und am frühesten im St. Gallner Klosterplan erkenne und die früh im angrenzenden Vorarlberg Eingang fand, wie auch die Erfindung der Ofenkunst 1593 in Basel, also im südalemannischen Raum erstmals erwähnt und als "Heizersparungskunst" patentiert in meiner Heimat, ähnlich wie in der Ostschweiz und im Schwarzwald - ich erinnere an Schillis Schwarzwaldhausbuch - eine frühe und große Verbreitung fand. Erfreulich und interessant, daß die "Kunst" heute neuerdings wieder häufig installiert wird. Der Stubenofen hatte hier also einen - autochtonen! - Kochofen als Vorgänger! Denn "slawische" oder ostgermanische Einflüsse kommen hier nicht in Betracht!⁵⁾

Es muß so gewesen sein, daß der Ein- und Vielzweckraum, wie ihn Baumeister in den Walsertälern auf Grund der Angaben seines Zimmermanns beschrieb und der sicher vordem auch in den anderen Landesteilen verbreitet war, durch eine Wand unterteilt wurde. Dadurch kam die Öffnung des "Kochofens" in einen anderen Raum - in die Küche - zu liegen, während die abgeschlossene Tonne nun rauchfrei die Stube zu heizen vermochte. Dergestalt lassen es auf alle Fälle die Details am Klosterplan erkennen. Die Übernahme eines Wortes aus dem Lateinischen für die Bezeichnung der so entstandenen Küche läßt wohl, wie übrigens auch das Wort "Kammer" desgleichen, auf klösterlichen Einfluß schließen.

Allerdings blieb im Alemannischen für die Bezeichnung der Küche auch die alte Bezeichnung "Hus" erhalten. Sie erinnert an den ursprünglichen Einraum vor der Unterteilung!

Neben dieser technischen Lösung zwecks Schaffung eines rauchfrei heizbaren Wohnraumes erkennen wir im Klosterplan allerdings auch noch eine andere. Bei ihr wurde die Ofenöffnung des Kochofens einfach aus dem Raum hinausgeschoben, so daß man den Kochofen von außen beheizen mußte. A. Helbok⁶⁾ hat diese zweite Lösung

noch auf einer verlassenen Höhensiedlung "in situ" gesehen und beschrieben. Für Küchenaufgaben eignete sich diese allerdings kaum -.

Durch die eben beschriebene Zweiteilung der auch bei uns vorhandenen gewesenen, primitiven "Rauchstube" wurde gleichzeitig auch der lange Zeit im alemannischen Stammesgebiet ausschließlich vorherrschende Hausgrundriß des "Flurküchenhauses" grundgelegt.

Durch ihn hebt sich ab nun unser Land in einem Grenzsaum - nicht in einer Grenzlinie - von der übrigen österreichischen Hauslandschaft ab.

Die Hinwendung Vorarlbergs nach Westen und Norden war bereits durch die Erdgestalt, insbesondere durch den "Rheintalgrabenbruch" (den wir gestern auf der Exkursion zeigten) vorgezeichnet. Denn durch ihn wurden die charakteristischen Ost-Westzüge und -täler der Alpenmauer jäh unterbrochen und das dadurch neu geschaffene Tal- und Flußsystem geschlossen nach Norden ausgerichtet. Aus ihm strebten die Völker, auch die Alemannen unserem Alpengebiet zu und blieb Vorarlberg mit dem nördlich angrenzenden Raum besonders verbunden. Umgekehrt erreichte die letzte Völkerwanderungswelle, nämlich jene der "Walser", unser Land aus dem Süden, aber ebenfalls diesem Stromgebiet folgend.

Im Flurküchenhaus betritt man das Haus durch die Küche und ist diese daher gleichzeitig auch Flur. Von der Küche aus betritt man durch eine Türe die Stube. Bei keinem anderen Grundriß wird die enge Verbindung zwischen Küche und Stube so deutlich demonstriert und erinnert an die ursprüngliche Einheit und nachträgliche "Zellteilung" - R. Weiß⁷⁾ würde von "Division" sprechen - wie beim Flurküchenhaus!

Auch liegt der Stubenofen, als "Seele" der Stube, um mit Meringer⁸⁾ zu sprechen, nirgends so sehr zentral, wie hier. Der Stubenofen behielt bei den Walsern bis in die Gegenwart seine zentrale

Bedeutung und wie er wahrhaft ins Zentrum des Hauses gerückt wurde, hat uns Haus Nr. 33 des David Keckeis in Laterns-Thal demonstrieren können, wo von dem einen Ofen aus Stube und 2 anschließende Kammern als auch 3 Kammern im Oberstock ausreichend Wärme empfangen⁹⁾. Wir haben es auf der Exkursion besucht.

Angesichts der heutigen Energieprobleme verdient diese Anlage auch gegenwärtig ein Interesse und kann in der Übertragung auf eine Warmluftanlage als höchst modern und zeitgemäß bezeichnet werden.

Dieses Haus aus dem Laternsertal ist ebenso ein Flurküchenhaus, wie viele andere alte. Die Flurküche eignet sich nur als Arbeitsraum der Hausfrau, nicht als Wohnraum.

Als Wohnraum dient nur die Stube. Sie ist getäfelt, während "Gaden" und Werkstatt nur Balkenwände aufweisen. Auch im Oberstock sind die Kammern roh gefügt und einfach ausgestattet und mußte, teilweise bis ins 20. Jahrhundert ein Stroh- oder Laubhaufen, namentlich für die Buben, als Schlaflager dienen. Deshalb hohe Schwellen an diesen Kammertüren, damit sie über dem Lager geschlossen werden konnten.

Die getäfelte Stube hat eine umlaufende Bank, helle kleine Fenster, mit Fensterläden. In den oberen Kammern waren die Fensterläden teilweise in der Außenvertäfelung versenkbar.

Die Stube im von uns besichtigten Laternserhaus besaß an Stelle der gotischen Truhe bereits eine "Kredenz" aus dem 18. Jahrhundert. Im "Gaden" (Elternschlafzimmer) waren ebenfalls bereits Doppelbett und Schrank anzutreffen.

Dergestalt verkörperte dieses Haus aus Laterns den Walser Haustypus im 18. Jahrhundert. Doch hatte ihn schon das ausgehende Mittelalter grundgelegt und gilt dieses nun gleich für alle übrigen Vorarlberger Hausformen, die trotz landschaftlicher Verschieden-

heiten auf einen gemeinsamen Grundtypus zurückzuführen und diesen auch sofort erkennen lassen. Man kann, an unsere frühere Bemerkung anschließend, vom "gemeinsamen Vaterhaus" sprechen. Schon am Ende des Mittelalters war der Gaden von der Stube abgetrennt, bzw. diese wieder unterteilt - mit Weiß "dividiert" - worden. Es handelt sich somit bei unseren Grundrissen stets um solche, die aus einem sich vergrößernden und fortlaufend unterteilten - "dividierten", (nicht einem von Weiß irrtümlich bezeichneten "dividierenden") Ganzen entstanden sind. (Ein Haus unterteilt sich nicht selbst, es wird unterteilt). Hinter der Flurküche in Verlängerung der Giebelfront befindet sich der "Schopf", der als nahe, praktische Holzlege dient. Er nahm auch das "Löbele", das ist das Closett, auf. Die früheste Closettanlage wies Baumeister in Lech 1642 nach; bald danach wurde sie allgemein üblich, wobei bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts "zu solchen Zwecken große Kübel verfertigt wurden, Vorläufer eines modernen Tonnen-systems"¹⁰⁾. Ich erwähne dieses absichtlich, um die Modernisierungen in der Vergangenheit nicht übersehen zu lassen. Auf der anderen Traufseite erlaubte das ebenfalls vorgezogene Dach einen wettergeschützten Hauseingang, oft mit einem Windfang versehen, über dem ein offener Balkon (auch Tenne oder Bühne genannt) zum Trocknen von Kinder-, Leib- und Bettwäsche Platz fand. Wie oft fehlt eine solche Einrichtung heute?! Die tradierte Bauweise verdient in der Tat ein gründliches Eingehen auf sie -. Sie "naiv" zu bezeichnen, wäre unsinnig. Während wir in dem von Walsern, 1313 beurkundet, besiedelten Laternsertal diesen schon sehr vielräumigen Haustyp beobachten, der sich durch zwei Kammern im Hauptstock (Gaden und Werkraum für den "Kübler"; die Küferei war ein wichtiger Nebenerwerbszweig!) auszeichnet, beobachten wir in den übrigen Walsertälern im Wohnstock nur Stube und Gaden, die beide von der Flurküche

aus betreten werden können, wie sie auch durch eine Türe miteinander verbunden sind. Wir haben es somit mit einem "durchgängigen Grundriß" zu tun -. Keiner ist so wände- und damit materialsparend!

An Stelle einer Kammer schließt sich hier an den traufseitigen Gaden der Schopf an, der neben seiner Funktion als Wetterschutz wieder jene einer Holzlege inne hat. Dieser Schopf, der uns in der Weiterentwicklung auch im "Vorderen Wald" und im Rheintal begegnet, ist zweifelsohne als Urelement am alemannischen Hause anzusprechen; dieses hat dieser Stamm von der Nordsee, dem "Mare suebicum" in der Völkerwanderung nach Süden mitgenommen und es dann mit dem Haus der Alpenromanen in Auseinandersetzung gebracht.

Ich habe dies in einer jüngsten Veröffentlichung genauer geschildert und komme auf sie in einem weiteren Vortrag über Tirol noch ausführlicher zurück.

Dem "Schopf" und seiner Weiterentwicklung begegnen wir bekanntlich genauso im Haus in der alemannischen Schweiz als auch im Schwarzwald, bzw. in weiten Teilen Südwestdeutschlands.

Der alemannische Hauskern mit Vollwalmdach und Einraum ward umseitig von einem Schopf umgeben, der in dem von Schilli beschriebenen "Hotzenwaldhause" im Schwarzwald bezeichnenderweise heute noch den Namen "Schild" trägt; damit ist auch seine Urfunktion klar ausgesprochen. Der wetterseitig angebrachte Schopf ist in der Tat ein Schild.

Unsere Ausführungen haben sich aber noch mit der Wand- und Dachkonstruktion zu befassen: bei ersterer handelt es sich bei den Walserhäusern bis in die jüngste Zeit - erst nach dem großen Lawinenunglück 1954 ging man, von einigen Fremdenverkehrs- und Schulbauten abgesehen, teilweise zum Mauerbau über - um einen Blockbau. Am Beginn der Besiedlung dürfte man mit Rundstämmen

"gestrickt" haben, wobei die Balkenenden als "Köpfe", daher "Kopfstrick", vorragten. Dieser hielt sich hier auch noch lange, als die Balken bereits sauber abgekantet wurden. Die Walserhäuser des 18. Jahrhunderts weisen noch fast ausnahmslos den Kopfstrick auf, auch unser Haus in Laterns.

Vermutlich traute man ihm eine größere Standfestigkeit zu, als dem Schwalbenschwanzstrick; die gewaltigen Schneemassen zwangen auf alle Fälle zu solchen Überlegungen.

Auch das Dachgefüge des Pfettendaches ist kräftig ausgeführt. Als Pfetten dienen wuchtige Rundstämme, später ein übereinander gelegtes Balkenpaar. An Stelle der einen Firstpfette im Giebel beobachtet man aus dem gleichen Grunde ebenfalls häufig ein Firstpfettenpaar, wobei die Balken in einem Abstand von ca. 1/2 Meter zueinander liegen. Die Blockwände sind bis zum Giebel aufgefügt, sodaß die Pfetten auf ihnen aufruhren können. Das Dach wird mit Schwar- oder Scharschindeln gedeckt und weist, nicht zuletzt wieder des Schnees wegen, eine nur mäßige Neigung auf. Bei einer größeren Neigung würde der Schnee abrutschen und das Haus von unten her einhüllen.

Was die künstlerische Gestaltung am Walserhause betrifft, so erwies sich auch an ihm – so hart der Lebenskampf auch in den von ihm beherrschten Bergtälern Vorarlbergs war – ich denke an die vielen Lawinen- und Murengänge¹¹⁾ die Freude des Besitzers und seine einfache Kunstfertigkeit. An tragenden Säulen und Balken, Fenstereinfassungen und Türfüllungen entdecken wir bereits hübsche Verzierungen. In die Balken der Blockwände werden Zahn- und Blattfriese eingeschlagen. Das tote Material sollte Schönheit und Seele erhalten. Dabei ist grundsätzlich eines zu beobachten: Verzierung, Funktion und Material bildeten stets eine Einheit; sinnlose Attrappen sind dem Handwerker fremd!

Wenn wir vom Handwerker sprechen – an den Wohngebäuden ab

dem ausgehenden Mittelalter war er überall ausschlaggebend beschäftigt, - so handelte es sich in unserem Falle ausnahmslos um den Zimmermann und Schreiner.

Schreiten wir von den Walsertälern und ihren Häusern und Höfen herab in die älter besiedelten Landschaften, dann begegnen uns - wie schon angedeutet - viele Übereinstimmungen mit der bereits beschriebenen und daher gleich ausführlicher dargestellten Hausform.

Ohne Zweifel bildet das Walserhaus ein bescheidenes, gediegenes Heim, in dem man die langen Winter gemütlich zu verbringen vermochte.

Nur am Tannberg, bedingt durch die Paßfunktion und die damit verbundenen Einnahmen, nicht zuletzt durch den Salzverkauf, konnte sich im Hause noch mehr Kunstfleiß niederschlagen, so im breiten Kachelofen, in hübschen Zierfriesen an den Wänden, in wuchtigen Schränken und besinnlichen Porträts der ehemaligen Besitzer.

Von den "Hofformen" ist bekanntlich in diesem Vortrags- und Tagungsrahmen weniger die Rede, weshalb der Hinweis genügen muss, daß wir es in den Vorarlberger Walsertälern fast ausschließlich mit "Paarhöfen" (andernorts auch "Zwiehöfe" genannt) zu tun haben, die hier nachweisbar aus den, in Restformen noch vorhandenen "Haufen- oder Mehrhöfen" hervorgegangen sind.

Unter den von Kollegen Conrad häufig erwähnten "Gruppenhöfen" verstehe ich keine Haufenhöfe, sondern vielmehr fortgeschrittene Gebilde, die planmäßig, und durchaus auch aus einem "Paarhof" hervorgegangen, entstanden sind.

Dem Walserhaus am verwandtesten ist zweifellos das Haus des Montafons. In diesem lange von der romanischen Sprache beherrschten, schönen Bergtal haben sich nach 1300 ebenfalls Walser niedergelassen und mit den "Silberern" einen eigenen "freien (!) Stand" gebildet. Daher finden wir hier selbstverständlich auch

typische Walserhäuser.

Von diesen wird das "Montafonerhaus" in der regionalen Hauskunde üblicherweise dadurch unterschieden, daß es im Flur und in der Küche gemauert ist. Man spricht in diesem Zusammenhang vom "Steingaden" und versteht unter Gaden den gemauerten Hausteil. Gleichzeitig wird durch die verschiedenen Baumaterialien ein sehr interessanter, malerischer und vor allem charakteristischer Effekt erzielt. Er findet in der anschließenden Schweizer Landschaft seine Fortsetzung. Man spricht hier vom Gotthardhaus¹²⁾.

Die für das Montafon typische und malerische kontrastreiche Symbiose von Stein- und Holzbau gab der kunstbegabten und -geübten Talbevölkerung dadurch zusätzliche Verzierungsmöglichkeiten, die sie in großartiger Weise zu nützen verstand. Erfreulich, daß dieses gelegentlich auch heute geschieht, sodaß das Montafon noch sehr stark eine einheitliche Hauslandschaft aufweist.

Besonders lohnt sich der Blick in die wunderschöne Montafonerstube; sie ist in der Regel barock gestaltet, wenngleich der künstlerisch hochwertig eingelegte Montafonertisch der Renaissance zugeordnet gehört; Schwarzwalduhr und Empirediwan kennzeichnen sie ebenfalls. Die biblischen Haussprüche erinnern an die Nachbarschaft zum reformierten Graubünden. Ganz allgemein wird man feststellen, daß die Renaissance für viele Teile Vorarlbergs - vom Montafon und Hinteren Bregenzerwald mit ihren im Ausland tätigen Bauschulen abgesehen - für lange Zeit die letzte wirtschaftliche Blüteperiode darstellte.

Erst mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert ging es wieder aufwärts, was auch im verbreiteten Biedermeiereinschlag zum Ausdruck kommt.

Für die Wohnkultur entscheidend ist aber bereits das Vorhandensein des "Eckflurs" im Montafonerhaus.

Im "Steingaden" findet sich bereits eine klare Trennung zwischen

Flur und Küche.

Sie dürfte noch in der Gotik eingeleitet, auf alle Fälle aber in der Renaissance vollzogen worden sein.

Mit der Ausbildung des "Eckflurhauses" hatte die Vorarlberger Hauslandschaft einen wichtigen weiteren Schritt im Reifeprozess vollzogen! Was die beim Montafonerhause erwähnte Datierung angeht, dürfte sie genauso auch für die übrigen Landschaften gültig sein. Selbst an den Wirtschaftsgebäuden im Montafon muß auf künstlerische Gestaltung aufmerksam gemacht werden. Der separat stehende Stadel – wir befinden uns auch im Montafon, wie bei den Vorarlberger Walsern im Paarhofgebiet – zeichnet sich in der "Fanill" (Söller) durch ein reizvolles Bundwerk aus.

Die Fertigkeit des Zimmermanns entdeckt man auch beim Blockbau. An Stelle des Kopfstricks ist hier vielfach schon lange der Schwalbenschwanzstrick getreten und um ihn belastungssicher zu fügen, erfanden die Montafoner den "verzapften Schwalbenschwanzstrick", den sie auch nach Graubünden exportierten. Im Firstpfettenpaar und im Schwar- oder Schardach stimmen sie mit den Walsern überein.

Im Montafon ist aber auch das volle Steinhaus anzutreffen. Dasselbe gilt für den Walgau. Doch möchte ich davon Abstand nehmen, das Steinhaus im Walgau und Montafon als romanisch zu bezeichnen, auch wenn dieses in der Literatur¹³⁾ und auch im heutigen Schulunterricht häufig geschieht. Allein an allen Kunstelementen und ähnlichen "Zeitmarken" läßt sich erkennen, daß sie frühestens in der Gotik oder Renaissance entstanden sind.

Unser verstorbener Kollege Richard Weiß hat bekanntlich dieselben Feststellungen für die heutige Steinhauslandschaft Graubündens gemacht¹⁴⁾.

Steingebaute Häuser waren ohne Zweifel teurer und drückten so auch den Repräsentationswillen des Besitzers aus; unzweifelhaft

waren sie aber auch feuersicherer, was vor allem gerade in den föhnreichen Bündnertälern, desgleichen im Walgau und Montafon die nachträgliche Verbreitung verursachte.

Im Walgau mit seinen ehemaligen "Massendörfern" - sie korrespondieren mit jenen des tirolischen Oberinntals und Vintschgaus als auch mit jenen im benachbarten Graubünden - war natürlich die Brandgefahr besonders groß und wurde dementsprechend das steingebaute Haus geschätzt.

Diese steingebauten Häuser des Walgaus und Montafons bildeten aber lange Zeit eine Ausnahme in der fast geschlossenen ländlichen Holzhauslandschaft Vorarlbergs.

Können wir die Walsertäler und namentlich das Montafon als teilweise noch geschlossene Hauslandschaften bezeichnen, dann gilt dieses Recht nicht minder auch für das größte Bergtal Vorarlbergs, den Bregenzerwald. Die Bregenzerache ist kein Nebenfluß des Rheins, sondern mündet selbständig in den Bodensee. Die Besiedlung setzte hier um das Jahr 1000 n. Chr. ein und ging vor allem vom Dornbirner Raume aus vor sich.

Über die Bauten im Bregenzerwald sind wir erstmals fachmännisch durch J. Bär¹⁵⁾ unterrichtet worden - die Titelseite der 100,-- Schilling-Note stammt aus seiner Hand!

Später hat sich auch A. Helbok¹⁶⁾ mit der Bauweise dieser Tal-schaft ausführlich befaßt.

Es handelt sich, wie es auch das Bild demonstriert, um große, schöne Holzbauten! Ludwig Steub bezeichnete sie in seinen "Drei Sommer in Tirol" als "Bauernpaläste".

Diese Bezeichnung hatten sie sicherlich wegen ihrer Mehrstöckigkeit erhalten. Drei bewohnte Stockwerke für eine Familie, die meisten kinderreich, ist im "Vorderen" und "Mittleren Wald" durchaus die Regel. Die Wuchtigkeit wird noch durch die an beiden (!) Traufseiten angebrachten Schöpfe, bzw. ihre Weiterbil-

ung gesteigert. Von den "Schöpfen" (Schild!) als Wetterschutz war bereits die Rede. Im Bregenzerwald erhielt in der Weiterentwicklung ein Schopf die Funktion einer "Veranda". In ihr kann zur Sommerszeit das Mittagessen eingenommen werden, können die Kinder spielen usw. Durch ihre Breite eignet sie sich als echter Aufenthaltsraum in freier Luft viel besser, als die Söller im bajuvarischen Raum und ich finde keinen Grund, warum diese nun durch die anderen abgelöst werden; mitunter sind an beiden Traufseiten gemütliche Vorlauben entstanden. (Eine Weiterentwicklung dieser vor 250 Jahren auftretenden Eigentümlichkeit wäre doch zweckmäßiger, als die Übernahme von "Söllern" -.)

Oft wurde der eine Schopf zum "Stüble" ausgebaut, eine Entwicklung, die vom Rheintal ausging, mit dem der Bregenzerwald seit der Besiedlung in engem Kontakt steht. Durch die Entstehung dieses zweiten Wohnraumes wurde die Stube zum Repräsentationsraum umfunktioniert; eine soziologisch beachtenswerte Erscheinung, welche den nahtlosen Übergang zu städtischen Gewohnheiten in unserem Lande verkörpert.

Im "Stüble" versammelt sich die Familie alltäglich, die Stube hingegen - auch "gute Stube" bezeichnet - nimmt sie zu besonderen festlichen Anlässen, aber auch im Trauerfalle auf, wenn hier vor dem Sarge gebetet wird.

Im Bregenzerwälderhaus haben sich Gotik und Renaissance besonders reich mit schmucken Friesen und Konsolen ausgedrückt. Der Wohlstand der Bauern, auf Vieh- und Milchwirtschaft, daneben auf Flachsenbau und Weberei gegründet, ließ dieses wohl zu. Auch Rotmalerei mit Ochsenblut war üblich. Im Barock wurden anmutig geschwungene Dachformen gewagt. Erst das 19. Jahrhundert verdeckte vieles davon unter dem wärmenden, aber auch nüchternen Schindelpanzer. Die gestanzten Schuppenschindeln konnte man erst anbringen, als die kleinen Nägel wie die Schindeln fabriksmäßig

hergestellt werden konnten.

Die nüchterne Fassade bewirkt, daß der Besucher noch mehr überrascht ist, wenn er das blitzblanke Hausinnere betritt, das von einem angenehmen Holzduft erfüllt ist und viel Geschmack verrät.

Aus Stube und Stühle leuchten die weißen Spitzengardinen hinter den blanken Fenstern heraus, die den Wohnräumen viel Licht spenden, das die hier emsig arbeitende Stickerin benötigt. Die "gute Stube" ist stets getäfelt, vielfach in Biedermeiermanier. Auch ihr Diwan ist in diese Zeit einzuordnen, wie desgleichen die vielen Ölportraits. Die nie fehlende "Kredenz" ist an der Wand aufgehängt, ohne Füße, so daß leicht unter ihr zu kehren ist.

Besonders hervorzuheben sind auch die vielen schönen Kachelöfen. Mehrere "Wälderorte", allen voran Schwarzenberg, besaßen noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hervorragende Töpfereien. Die Ofenkacheln derselben sind sofort an ihrer gelbgrünen, später beigigen Glasur zu erkennen, die auf zarten Halbreiefs aufgetragen ist.

Fast ausnahmslos weisen auch das "Stühle" und der "Gaden" Vertäfelung auf. Schränke haben die Truhen hier völlig verdrängt, sie sind in Abstellräume verwiesen.

Natürlich ist auch das Bregenzerwälderhaus aus dem Flurküchenhaus hervorgegangen. Spätestens mit dem "Stühle" hatte jedoch der Eckflurgrundriß - im Schwarzwald auch "Erngrundriß" genannt - Einzug gehalten.

Im "Vorderen Wald" stellte sich nach der "Vereinödung" im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts auch nicht selten eine Weiterentwicklung vom Flurküchenhaus zum Mittelflurgrundriß ein, der sich, wie ich¹⁷⁾ nachwies, bei giebelseitiger Öffnung des Flurküchenhauses unschwer ergeben konnte.

Was die Holzkonstruktionen betrifft, war im "Wald", namentlich im "Vorderen" früher der "Riegelbau" weit verbreitet. Die Kreis-

amtsbeschreibungen heben diesen häufig hervor. Nachträglich wurde er vom Blockbau, in der Regel mit Schwalbenschwanzstrick, fast gänzlich verdrängt. Als Dachhaut herrscht - von einigen neuzeitlichen Deckungsarten abgesehen, fast ausschließlich das "Schardach" vor. Es ließ eine Anhebung der Dachneigung zu, welche angesichts der Niederschlagshäufigkeit, auch im Sommer - wir befinden uns in einem ausgesprochenen Staugebiet in der Nordabdachung der Alpen - sehr erwünscht war.

Ansonsten haben wir es mit einem Pfettendach zu tun. Allerdings gibt es wieder insoweit eine Differenzierung, als der "Hintere Bregenzerwald" noch vielfach - wegen der Schwere der Schneelasten ein Pfettendach mit Firstpfettenpaaren, der "Vordere Wald" hingegen mit seinem steileren Dach nur eine Firstpfette aufweist". Als Hofform ist der "quergeteilte Einhof" üblich.

In meinem Vortrag bin ich von den einfachsten Hausformen ausgegangen, die wir noch in den Walsertälern antreffen und habe in weiterer Folge mit der Darstellung der Hausformen in den Vorarlberger Landschaften auch die Entwicklung in der Hauslandschaft aufzuzeigen versucht.

Der erste große Schritt war die Unterteilung der Rauchstube, die es zweifellos laut Schilderungen auch bei uns gab. Mit der Unterteilung entstanden Stube und Küche und gleichzeitig unser "Flurküchenhaus". Als die Walser im 13. Jahrhundert in Vorarlberg einwanderten, muß die Herausbildung dieses Grundrisses gerade im vollen Gange gewesen sein. Die Nennung von "Stuben am Arlberg", 1234, an Stelle der älteren "Kemenaten", mag dafür als symptomatisch angesehen werden. Noch im 19. Jahrhundert scheint es aber in abgelegenen Gebieten, wie z.B. in den Walsertälern Urformen gegeben zu haben.

Als weiterer Schritt war die Abgrenzung des "Gadens", also des Elternschlafzimmers zu betrachten. Er wurde schon im Mittelalter getan; bald darauf erfolgte der Aufbau des Dachstockes und dessen Untergliederung in Kammern. Seit der Zeit der Gotik, vor allem aber in der Renaissance wurde die Vertäfelung der Stubenwände üblich; die Entwicklung erfolgte von den Burgen und Bürgerhäusern hinaus aufs Land und hinauf in die Gebirge. An Stelle des primitiven Tonnenofens stellte sich in ersteren der Kachelofen ein. In der Folge erfaßte er auch das Land, z.B. den Bregenzerwald. In mehreren Berglandschaften blieb man jedoch bis heute beim Tonnen- oder Gupfenofen. Von der "Ofenkunst" war schon die Rede. Die Montafoner bauten sich einen mit einer flachen Decke abgeschlossenen Ofen, der sich als sehr beliebte Sitzfläche eignete. Durch die vielen Fenster, die in Abständen vergrößert wurden, drängte immer mehr Licht in die Räume -.

Das 17. Jahrhundert brachte sodann den "Eckflurgrundriß". Das Haus hatte sich von innen heraus aufgegliedert und wurde damit eine äußerst sparsame, allein auf die Beherbergung der Familienangehörigen, nicht von Diensthofen, bedachte Lösung gefunden. Mit der Aufteilung der Flurküche in Flur (Vorhaus) und Küche ging auch eine verbesserte Herdanlage mit Kaminhut und aufgemauertem Herd mit Eisenplatte Hand in Hand. Auch die Küche wurde allmählich wohnlicher.

Sowohl vom Inneren, wie Äußeren, war zu sagen, daß es sich um zunehmend architektonisch wohlgelungene Typen handelte. Das kleine gediegene Blockhaus der Walser war ebenso gediegen, wie das in Stein-Holz-Mischbauweise aufgeführte, dem Gotthardhaus zuzuordnende Haus des Montafons, beide dem beginnenden 18. Jahrhundert entstammend, während die wuchtigen Bregenzerwälder

"Heimaten" in Holz Kinder des Barock und der Klassizistik sind. Im Inneren derselben tritt uns häufig das Biedermeier entgegen. Im "Vorarlberger Rheintal" und "Vorderen Walgau" begegnen uns in den Dörfern und Weilern die jüngsten Ergebnisse der aufgezeigten kontinuierlichen Entwicklung. Hier erfolgte sodann auch der weitreichendste Abbruch von derselben.

Die wesentlichen Züge des ländlichen Hauses im Rheintal wurden vor 500 Jahren (!) entwickelt! Die Renaissance hatte die fortschrittlichen Raumordnungsprinzipien geschaffen, im Barock erfolgten nur noch künstlerische Zutaten. Das Ende der Renaissance brachte im nördlichen Vorarlberg bekanntlich die "Schwedennot", Armut war die Folge. Das Dach des Rheintalhauses ist aufgesteilt und trägt damit dem regnerischen Klima Rechnung, desgleichen die schmucken Klebdächer, welche aber auch geschickt die Horizontale neben der Vertikalen betonen; wieder eine natürliche Übereinstimmung von Architektur und Funktion -!

Ältere Rheintalhäuser zeigen jedoch noch ein flaches Schindeldach, so daß die Anhebung des Daches ins 18. Jahrhundert einzuordnen ist. Damals kamen im Rheintal auch eine ganze Anzahl von Ziegelhütten auf, wie ich in Untersuchungen nachwies.

Das steile Dach und die gewohnt traufseitige Lage zur Straße ließ hier - ebenfalls bereits in der Renaissance - den äußerst gelungenen "Kreuzgiebel" entstehen. Man baute dabei eine Gaube zu einer dritten - und oft auch vierten - Giebelfront aus.

Sicherlich haben die Stadthäuser zu dieser Entwicklung, die wir in der ganzen Bodenseegegend und Ostschweiz feststellen können, entscheidend beigetragen, ja sie vermutlich ausgelöst -. Unverständlich, daß dieser Kreuzgiebel bei Um- und Anbauten heute kaum mehr angewendet wird! Er würde vielfach zu gelungenen Lösungen führen, die wir vermissen.

Um das steile Satteldach an der Traufseite anzuheben, damit der obere Stock ausreichend Tageslicht empfangt, erfand die Renaissance hier etwas weiteres Gelungenes, den sog. "Kniestoch". Mit ihm wird der untere Dachteil schwungvoll angehoben und erhält das Rheintalhaus eine zusätzliche anmutige Architektur.

Der hochgemauerte Keller oder die im Unterhaus untergebrachte "Webstube" lassen das Rheintalhaus größer und ansehnlicher erscheinen. Hebt der Kellerstock das Haus in die Höhe, so erzielt das "Stüble" - wie im Bregenzerwald - die Breitenwirkung. Die "gekoppelten Fenster" - es handelt sich um eine Fensterflucht - holen viel Licht in die "gute Stube" und ins "Stüble". Der Grundriß ist durchwegs ein Eckflurgrundriß; Landgasthöfe kennen auch hier den Mittelflurgrundriß. Bis in die 19. Jahrhundertwende baute man auch im Rheintal das ländliche Haus, wie die Brücken in Holz, in der Regel im Blockbau, ab dem 18. Jahrhundert im Schwalbenschwanz. Doch ist auch der Riegelbau, der nördlich des Bodensees häufig ist, im Vorarlberger Rheintal nicht unbekannt.

Was die Dachkonstruktion betrifft, haben wir es wieder mit dem Pfettendach und zwar mit einer Firstpfette zu tun. Allein, die Geschichte der Dachkonstruktionen ist noch nicht zur Gänze erforscht. Die alten Almhütten im Einzugsgebiet des Rheintales weisen eindeutig auf die ehemalige Verbreitung des Vollwalmdaches hin. In ihm ist auch die Kehlbalkenkonstruktion zu beobachten. Im Rheintal muß es zu jener am Eingang erwähnten Auseinandersetzung zwischen dem von den Alemannen aus dem Norden eingeführten Vollwalmdach und dem von den Rättern gebauten alpinem Satteldach gekommen sein.

Im 17. Jahrhundert war es im Rheintal modern, die Häuser rot anzumalen. Der Barock steuerte dann noch reiche Verzierungen bei. Als im 19. Jahrhundert der Schindelpanzer Einzug hielt, ging man bald im Rheintal dazu über, diesen mit einem hellen Ölanstich zu

versehen. Man ahmte auf diese Weise die helle Farbe der gemauerten Wand nach und täuschte auch mittels Anwurf sogar gemauerte Häuser vor. Eine neue Geschmacksrichtung, aber auch eine neue Technik tat sich kund -! Das Dunkelbraun oder Wettergrau machte in den Haupttaldörfern einem hellen Weiß, Gelb und Grün Platz. Bald würden die Mauerwände mit weißem oder hellgrauem Putz vorherrschen -.

Dieses trat jedoch vollends erst nach der Eingliederung Vorarlbergs ins "Dritte Reich" ein. Die Gründe waren weithin dieselben: der Mauerbau gewährte besseren Feuerschutz und wurde daher aus volkswirtschaftlicher Überlegung gefördert. Der Baustoff Holz wurde für andere Zwecke benötigt. Wer keinen Waldbesitz sein eigen nannte, für den wurde ein Holzhaus unerschwinglich, während es nach dem 1. Weltkrieg noch propagiert wurde.

Allein, was Grundriß und Aufbau, ja die gesamte Architektur betraf, vollzog sich die Umstellung kontinuierlich und unter der Beibehaltung Jahrhunderte erprobter Tradition.

Der schon einige Jahrhunderte volkstümliche "Eckflurgrundriß" erwies sich als raum- und wändesparendster auch für das Arbeiterhaus als besonders geeignet¹⁸⁾.

Ein Großteil der bodenständigen Vorarlberger Arbeiterschaft war nämlich bereits um die letzte Jahrhundertwende zu einem bescheidenen Eigenheim gelangt, ja unter den Weberfamilien, welche über eine kleine Landwirtschaft verfügten, war solches bereits seit Jahrhunderten üblich und es wäre deshalb völlig irreführend, unter den Arbeiterhäusern in Vorarlberg nur jene wenigen älteren Mehrfamilienquartiere aufzuzeigen, welche von den Fabriksherren erbaut wurden - größtenteils ohnehin nur für zugereiste Arbeiter - und die anderen Heimstätten dieses Standes zu übersehen¹⁹⁾.

Auch die Arbeiter-Heimstätten fügten sich so nahtlos an ältere

entwickelte Formen. Es gab immer noch und trotz der sozialen Unterschiede ein "gemeinsames Vaterhaus". Der Bruch mit der Tradition trat erst in unserer zweiten Jahrhunderthälfte ein, als rücksichtslos flachgedeckte Mauerwürfel in die geschlossenen Ensembles gesetzt wurden, sich vielstöckige Hochhäuser aus dem alten Dächermeer an Stelle schonungslos abgebrochener Altbauten erhoben, deren Abbruchmaterial gerade noch für "Funkensonntagsfeuer" gut war, ähnlich wie bei Zu- und Umbauten geschmack- und rücksichtslos, wie nie zuvor, vorgegangen wurde.

Das gleiche gilt auch für das Stadthaus, bzw. für den städtischen Hausbereich.

Das Stadthaus in Vorarlberg - Feldkirch taucht erstmals 1218 als civitas auf; Bregenz wird 1249, Bludenz um 1260 und Dornbirn 1901 Stadt - hat sich selbstverständlich aus dem Ackerbürgerhaus entwickelt. Im ausgehenden Mittelalter war es ebenfalls bereits ausgereift. Wie das Landhaus, wurde es von der Traufseite her abgeschlossen, was ich auf das ursprüngliche Vollwalmdach zurückführe, und wandte damit nicht, wie das Inn-Salzachstadthaus, die schmale Giebelseite sondern die breite Traufseite den Straßen und Plätzen zu, ein großer Vorteil in Bezug auf Licht und Luft. Auf der straßenzugewandten Traufseite liegen Stube, Stübchen, Kammern. Zum rückwärtigen Garten kommen Stiegenhaus, Flure und Küchen zu liegen. Die "schöne Stube" wurde in der Renaissance durch zierlich geschnittene oder in Steinmetzarbeit aufgeführte Erker ausgezeichnet. Die mehrstöckigen Häuser konnten ohne weiteres mehrere Familien beherbergen. Im Parterre lagen Kaufläden, Handwerkstätten u.ä. Durch die Vergrößerung einer Gaube, bzw. einer Aufzugsvorrichtung im Dachraum, wurde, wie schon erwähnt, eine neue Giebelfront geschaffen. Gotische Stufen, barock geschwungene Dachleisten und Türmchen lieferten bürgerliche Zierart.

Dasselbe vermochte ein fein ineinander verbundenes Riegelwerk zu erreichen. Feldkirch hat die besterhaltene Altstadt aufzuweisen.

Im Jugendstil und auch noch nach dem 1. Weltkrieg wurden unter entsprechend berücksichtigten technischen und sanitären Wünschen hervorragende Anschlüsse an die Tradition und gleichzeitig in die Moderne gefunden. Gediegenheit war Trumpf.

Dann ereilte auch die Stadt, ja diese noch viel nachdrücklicher und früher als das umliegende Land, eine aus allen Fugen geratene - auf bisherige Gepflogenheiten genauso wenig, wie auf die Umgebung rücksichtnehmende Architektur, nämlich jene der "Wohnmaschine!"

Die Gründe hierfür sind der mit der Zeitenwende einhergehende Materialismus, die Vermassung, der Traditions- und Autoritätsschwund, sowie das krankhafte Suchen einer sich überordnenden Wohlstandswelt nach Neuem, Niedagewesenem. Es wurde zu allem Unglück begleitet von einem technischen Fortschritt sondergleichen, sowie von einer Energieverwendbarkeit in ungeahnter Weise, was zu Maßlosigkeit und zum Gigantismus verführte. Schönheit ist aber nur mit Maßgerechtigkeit denkbar. Was zwingt uns, auf der schiefen Bahn weiterzuführen? Was ist nötig zur Umkehr und wie weit ist es dem Architekten mit Hilfe des volkskundlichen Fachmannes möglich, Traditionsgut zukunftsgerichtet zu gestalten? In Bezug auf Erhaltung des Baubestandes, bei Umbauten, bei Neubauten.

War die hier von einem Volkskundler vorgenommene Darstellung der tradierten volkstümlichen Bauweise für den Architekten eine geeignete Hilfe, um den Standort unserer Zeit und seine Möglichkeiten zu erkennen, den Faden wieder aufzugreifen?

Zweifellos besitzt Vorarlberg noch teilweise geschlossene Hauslandschaften. In ihnen wären Fehlentwicklungen noch am ehesten zu begegnen. Allein, um die wirksame Vermeidung derselben bemüht sich erst mein ehemaliger Mitarbeiter Dr. Kaltenhauser. Seit

seiner Übernahme des Bundesdenkmalamtes für Vorarlberg ist auch von Ensembleschutz die Rede und wird ein solcher gegen Widerstände von verschiedenster Seite praktiziert.

Die Schulen und Medien befassen sich viel zu wenig mit diesen Problemen, überlassen sie - belächelten - "Idealisten und versäumen aus teilweiser Unwissenheit letzte Gelegenheiten". Auf diese Weise geht die Öffentlichkeit, wenig geweckt, an sie selbst entscheidend betreffenden Problemen uninteressiert und unaktiv vorbei. Umso leichter fällt es unpersönlichen Baugesellschaften ebenso unpersönliche Massenprodukte zu setzen.

Der Gedanke von Traditionsbewahrung und Information über diese Werte durch Errichtung eines "Freilichtmuseums" ist in Vorarlberg im Gegensatz zu anderen Bundesländern noch nie ernstlich ventiliert worden. Weder in der Landesregierung noch im, für solche Initiativen zuständigen, "Landesmuseum" sind Ansätze zu solchen zu erkennen! Mein von den "Vorarlberger Nachrichten" vom 23.1. 1981 durch Farblichtbilder unterstützter Artikel "Auch Vorarlberg braucht ein Freilichtmuseum", den ich in Nachfolge der Tagung einsandte, fand nirgends eine für mich spürbare Beachtung!! Wohl aber findet sich höchste Prominenz bereit, wertvolle Baudenkmäler mit Musikkapellenbegleitung außer Landes zu verbringen. Nichts gegen Spenden an das Museum in Stübing, wenn den jungen und alten Landeskindern in der eigenen Heimat rascher erreichbares Anschauungsmaterial ebenso bereitwillig zur Verfügung gestellt würde!

Also erscheint es in Vorarlberg dringend geboten, den Blick zurückzuwenden und sich zu besinnen, wie der Weg voran zu beschreiten sei und gibt uns die reiche Unterstützung dieser Tagung durch das Land die Hoffnung, daß der Tag, wo dieses geschieht, nicht mehr ferne sei.

Anmerkungen

- 1) Johann Kräftner: Naive Architektur in Niederösterreich, St. Pölten 1977
- 2) Karl Ilg: Im Bewegungsfeld der bäuerlichen Hauslandschaft in Tirol und Vorarlberg. In: Tiroler Heimat, XIII/XIV Bd. (1950), S. 91-116, 3 Karten

ders.: Das Bauernhaus des "vorderen Bregenzerwaldes" - Ein Ausschnitt aus den Vorarlberger Hauslandschaften. In: Montfort, 5. Jg. (1950), S. 191-210, 3 Abb.

ders.: Die Hausformen unserer Heimat. In: Vorarlberger Lesebuch. Bregenz 1951

ders.: Hauskundlicher Bericht über Tirol und Vorarlberg. In: Niederschrift über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung in Burghausen vom 26.6. - 1.7.1951. Detmold 1951, S. 65-66

ders.: Das Bürger- u. Arbeiterhaus in Vorarlberg - Grundzüge der Entwicklung vom Mittelalter zur Neuzeit. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 96 (1953), S. 68-83, 15 Abb

ders.: Hauskundliches aus zwei Tiroler Nebentälern und ihrer Haupttalumgebung - Funktionell-entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Hausformen in Seitentälern und einer aus bäuerlichem Milieu zur Industrie-Siedlung umgebildeten Tiroler Gemeinde. In: Zeitschrift für Volkskunde, 54. Jg. (1958), S. 61-93, 15 Skizzen

ders.: Zur Verbreitung der Rauchstube in Nordtirol. In: Österr. Zeitschrift für Volkskunde, N.S. Bd. XII (1958), S. 141-145

ders.: Die hauskundliche Forschung in Vorarlberg in den abgelaufenen hundert Jahren. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1958/59, S. 114-130

ders.: Die bäuerlichen Haus- und Hofformen in Nord- und Osttirol. In: Dehio-handbuch (=Die Kunstdenkmäler Österreichs), Bd. Tirol, 4. Auflage, Wien 1960, S. 7-10

ders.: Volkstümliches Siedeln, Bauen und Wohnen im Bezirke Bludenz. In: Festschrift des Bundesrealgymnasiums Bludenz 1961

ders.: Bodenständiges Bauen und Wohnen. In: Landes- und Volkskunde Vorarlbergs, Bd. III, Innsbruck 1961, S. 291-342, 1 Farbtafel, 5 Abb., 19 Textzeichnungen

ders.: Die Siedlungs-, Haus- u. Hofformen diesseits und jenseits des Brenners. In: Die Brennerstraße (=Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes, Bd. I), Bozen 1961, S. 311-326, 2 Abb. 6 Planskizzen

ders.: Haus- und Hofformen, Tracht, Sitte und Brauch in Südtirol. In: Südtirol, eine Frage des europäischen Gewissens (hrsg. von F. Huter). Wien 1965, S. 97-120, 7 Textzeichnungen, 4 Abb., 2 Karten

ders.: Zur Frage der ältesten Holzbauweise in den Alpen. In: Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft (L. Franz-Festschrift) Bd. 11, Innsbruck 1965, 5 Abb., S. 159-169

ders.: Die volkstümliche Bauweise in Rankweil. In: Heimatbuch Rankweil. Rankweil 1967, S. 504-516, 4 Abb., 3 Textzeichnungen.

ders.: Beiträge im Notring-Jahrbuch 1973 "Haus und Hof in Österreichs Landschaft". Wien 1972: Die bäuerlichen Haus- u. Hofformen in Vorarlberg, S. 33-38, 5 Textzeichnungen, 2 Karten, 1 Abb.; Die alemannischen Baugewohnheiten im Vorarlberger Rheintal, S. 39-40; Der Bregenzerwälderhof, S. 41-44, 1 Textzeichnung, 2 Abb.; Haus und Hof der Walser, S. 45-46, 1 Abb.; Die Tiroler bäuerlichen Haus- und Hofformen, S. 51-54, 1 Abb., 4 Textzeichnungen; Der Durchfahrtshof in Westtirol, S. 55-58, 1 Textzeichnung, 2 Abb.; Der Mittertennhof, S. 59-60, 1 Abb., 2 Textzeichnungen; Der Unterländer Einhof, S. 61-64, 2 Textzeichnungen, 1 Abb.

ders.: "Seelenbalken" im westlichen Österreich? In: Wir Walser, 11. Jg. (1973), Nr. 1, S. 10-11, 1 Abb.

ders.: Das alte Haus in der Wegwerfgesellschaft. In: Vorarlberger Volkskalender 1976 (erschienen 1975), S. 110-116

ders.: Die Wandlungen in der Küche - Volkskundliche Beobachtungen im Hause. In: Mannus - Deutsche Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte, 43. Jg. (1977), H. 1, S. 34-39 (Festgabe Ernst Burgstaller)

ders.: Die bäuerlichen Haus- und Hofformen in Tirol und ihre Ursprünge im Spannungsfeld der deutschen Hauslandschaft. In: Studien zur Landeskunde Tirols und der angrenzenden Gebiete (=Innsbrucker Geographische Studien, Bd. 6), Innsbruck 1979, S. 141-163, 2 Abb., 3 Karten, 17 Zeichnungen (Adolf Leidlmair-Festschrift)

ders.: Volkskunde. In: Laternsertal - Geschichte, Wirtschaft, Volkskunde (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 9), Feldkirch 1980, S. 175 ff

- 3) Georg Baumeister: Das Bauernhaus des Walgaues und der Walserischen Bergtäler Vorarlbergs, München 1913, S. 141

- 4) Karl Ilg: Herd und Ofen. In: Tiroler Heimat, XII Bd. (1948), S. 37-46

ders.: Ein Beitrag zur Geschichte des Ofens und der Stube. In: Volk und Heimat - Geramb-Festschrift. Graz 1949, S. 85-97

- 5) Viktor v. Geramb: Die Kulturgeschichte der Rauchstuben. In: Wörter und Sachen, 9 Bd., Heidelberg 1926, S. 29

Bruno Schier: Hauslandschaften u. Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa, Reichenberg 1932, S. 217

- 6) Adolf Helbok: Der germanische Ursprung des oberdeutschen Bauernhauses. In: Festschrift zu Ehren E.v. Ottenthals, Schlern-Schriften 1925, S. 279

- 7) Richard Weiß: Häuser und Landschaften der Schweiz, Zürich 1959

- 8) Rudolf Meringer: Das deutsche Haus, Leipzig 1905, S. 28

- 9) Karl Ilg: Volkskunde. In: Laternsertal - Geschichte, Wirtschaft, Volkskunde (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 9). Feldkirch 1980, S. 188 ff

- 10) Georg Baumeister: a.a.O., S. 101

- 11) Karl Ilg: Die Walser in Vorarlberg. 1. Teil: Die Verbundenheit mit dem Boden, Siedlung und Wirtschaft als volkskundliche Grundlagen (=Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. 3), Dornbirn 1949, 199 S., 7 Abb. u. 2 Karten

ders.: Die Walser in Vorarlberg. 2. Teil: Ihr Wesen; Sitte und Brauch als Kräfte der Erhaltung ihrer Gemeinschaft (=Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. 6), Dornbirn 1956, 275 S., 2 Zeichnungen, 12 Abb., Ortsregister für beide Bände

- 12) Richard Weiß: a.a.O., S. 52
- 13) Adolf Helbok: Volkskunde Vorarlbergs. In: Heimatkunde von Vorarlberg, VIII. Heft, 1927, S. 31
- 14) Richard Weiß: a.a.O., S. 50
- 15) Jodok Bär: Das Vorarlberger Haus, Jahresbericht des Vorarlberger Museumsvereins, XXX. Bd., 1891
- 16) Adolf Helbok: a.a.O., S. 23 ff
- 17) Karl Ilg: Das Bauernhaus des "vorderen Bregenzerwaldes" - Ein Ausschnitt aus den Vorarlberger Hauslandschaften. In: Montfort, 5. Jg., 1950, S. 191-210
- 18) Karl Ilg: Das Bürger- u. Arbeiterhaus in Vorarlberg - Grundzüge der Entwicklung vom Mittelalter zur Neuzeit. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 96, 1953, S. 68-83
- 19) Christoph Bertsch: Fabrikarchitektur - Entwicklung und Bedeutung einer Baugattung an Hand Vorarlberger Beispiele des 19. und 20. Jahrhunderts, Braunschweig-Wiesbaden 1981

GEGENWÄRTIGE PROBLEME DER

ÖSTERREICHISCHEN HAUSFORSCHUNG: TIROL

Von Karl Ilg, Innsbruck

Die Vorführung der volkstümlichen Bauweise in Tirol, genauer jener in Nord- Ost- und Südtirol vor diesem Forum kann auch nur den Zweck verfolgen, einmal den Architekten, deren Anwesenheit wir nochmals begrüßen, die Gründe der Entwicklung zu unserer volkstümlichen Bauweise und diese selbst in groben Zügen vorzuführen, um gleichzeitig damit auch deren alte Zweckmäßigkeit und Entwicklungsfähigkeit in die Zukunft aufzuzeigen und zum anderen den versammelten Volkskundlern die offenen Fragen und Probleme der Hausforschung in Tirol vorzuführen.

Auch die Tiroler Haus- und Hofformen sind gut erforscht. Es würde zu weit führen, alle dabei verdienten Forschernamen anzuführen und soll dieses hier auch nicht gefordert sein. Allein auf Johann Deininger, "Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg", Wien

1900, das noch vor der großartigen Herausgabe des "Bauernhauses in Österreich - Ungarn und in seinen Grenzgebieten", Wien 1901 - 1906 durch den Österr. Ingenieur- und Architekten-Verein erschien und auf die darin enthaltenen hervorragenden Bildmappen, muß auf alle Fälle hingewiesen werden.

Mit Deininger können wir nämlich beweisen, daß schon um die Jahrhundertwende, d.h. 20 Jahre nachdem August Meitzen und Rudolf Henning, beide "Das deutsche Haus", Leipzig 1882, die Hausforschung eingeleitet hatten und 10 Jahre, nachdem Gustav Bancalari mit seinem Aufsatz "Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen", Wien 1893, entscheidende Richtlinien für diesen Forschungszweig aufgestellt hatte, für Tirol (und Vorarlberg) bereits sämtliche bäuerliche Hof- und Haustypen bekannt waren. Ein Blick in den Band "Tirol und Vorarlberg der Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Wort und Bild", Wien 1893, bestätigt dieses genauso und läßt uns noch weitere Hausforscher erkennen. Mein Lehrer, Hermann Wopfner, war es dann, der nach dem 1. Weltkrieg, vor allem an Hand der Grundrißforschung der Entstehung den einzelnen Haus- und Hoftypen zeitlich und ursächlich nachspürte. Seine Erkenntnisse sind in seiner tirolischen Volkskunde im Band "Tirol - Land, Volk und Geschichte", hrsg. von D.Ö.A.V., München 1933, niedergelegt. In der jüngeren Zeit betrieben an der Universität Innsbruck neben dem Institut für Volkskunde jene für "Hochbau und Entwerfen" unter Prof. Dr. Robert Weinlich und für "Baukunst und Bauaufnahme unter Prof. Dr. Johannes Daum erfolgreich Hausforschung.

Von meinem Institut sind neben den Beiträgen meiner Wenigkeit (siehe Festschrift Karl Ilg, Volk und Wissenschaft, angeschlossen ein vollständiges Schriftenverzeichnis, Innsbruck 1980) die Beiträge meiner Schüler zu erwähnen, so von

Alois Ebner - Hauskunde von Osttirol, Innsbruck 1973

Karla Winkler - Volkstümliches Bauen und Wohnen im Außerfern,
Innsbruck 1972

Wolfgang Ott - Volkstümliches Bauen und Wohnen im Werdenfelser
Land, Innsbruck 1978

Klaus Schumacher - Almen und Asten im Bezirk Innsbruck-Land,
Innsbruck 1980

Herlinde Menardi - Siedlung und Haus in Ampezzo-Haiden, Inns-
bruck 1978

In Südtirol hat sich vor allem in unseren Jahrzehnten Architekt
Dr. Rudolf Greiffenberg¹⁾ für die Tiroler Hausforschung außer-
ordentlich verdient gemacht.

Will ich von den ältesten noch erhaltenen Hausformen ausgehen,
wären wohl in erster Linie jene von Pfafflar im Bsclapstertal,
einem Seitental des tirolischen Lechtales, also ein Verbreitungsge-
biet im Außerfern, zu erwähnen. Dieses schließt bekanntlich an
Vorarlberg an und wäre damit auch der Anschluß an meinen vor-
ausgereihten Vortrag über die "Haus- und Hofformen in Vorarl-
berg" gegeben²⁾. Mit der genannten altertümlichen Hauslandschaft
beschäftigte sich bereits H. Wopfner³⁾ und analysierte sie. Es
handelt sich um Paar- und Haufenhofanlagen (auch Mehrhöfe
genannt), wobei Wohn- wie Wirtschaftsgebäude aus Rundstämmen
gefügt und die Zwischenräume mit Moos und Lehm und diese
wieder mit Kalk verstrichen sind. Im Grundriß handelt es sich um
"Flurküchenhäuser". Dieses verwundert auch nicht, kündigt doch die
Sage, daß es sich bei den Bewohnern um katholische Auswanderer
aus dem Engadin (oder Prätigau; vielleicht um Walser?) handelte,
welche "ihre Heimat anlässlich der Reformation verließen."

Während sich der Flurküchenhausgrundriß, wie im letzten Vortrag
erwähnt, durch "Dividierung" (R. Weiß), also durch Unterteilung
entwickelte und auf diese Weise weiter gestaltet wurde, wird beim
Seitenflur- und Mittelflurhaus in Tirol und weiter im Osten ange-

nommen, daß sie durch "Addierung", durch Aneinanderfügen von ursprünglich für sich stehenden Einräumen entstanden sind.

Ein solcher Einraum ließ sich jüngst bei einer Begehung mit Herrn Heinz Mantl in Alpbach, Unterinntal feststellen, bzw. aus dem Grundriß eines abbruchreifen Bauernhauses herauschälen.

Sicherlich gibt es eine ganze Reihe solcher und mag der Vorgang so vor sich gegangen sein, wie ich ihn vor kurzer Zeit in meinem Aufsatz: Die bäuerlichen Haus- und Hofformen in Tirol und ihre Ursprünge im Spannungsfeld der deutschen Hauslandschaft⁴⁾ darlegte.

Die nach Tirol einwandernden Alemannen und Bayuvaren hatten ohne Zweifel das Haus - ich nenne es "Normhaus" - der lex bay. u. alem. mitgebracht, sofern sie nicht schon jenseits des Limes mit der rätischen (romanischen) Hausform in Berührung, um nicht zu sagen, in Beziehung traten.

Auf alle Fälle scheinen sich die Bayern in der Folge der für das Gebirge angepaßteren (rätoromanischen) Hausformen bedient zu haben. An Stelle des in Ständerkonstruktion errichteten Einraumes als großen Vielzweckraum unter gewohntem steilen Strohdach oder Schilfdach, bauten nun auch die Bayern mehrere kleine blockgefügte Hütten nebeneinander, deren Eingang durch ein weit ausladendes Vordach geschützt war. Da ihnen Stroh und Schilf in vielen Fällen fehlte, wohingegen Schindeln aus Fichten- oder Lärchenholz leicht zu beschaffen und den Rätern schon lange bekannt waren, entschieden auch sie sich für das steinbeschwerte Schindeldach, umso mehr, als das flachgeneigte Satteldach den Schnee festhielt und damit zugleich Wärme speicherte. Die vom steilen Dach abrutschenden Schneemassen hätten hingegen die Hütten gefährlich eingefeuchtet. Das weit ausladende Vordach des Satteldaches schuf außerdem eine wettergeschützte Vorhalle, eine "Laube", eine "ubizwa", wie sie im Gotischen beschrieben wurde,

und "schirmte den Hauskern, das Zimmer", "den Gaden, das gatymbrio" gut ab. Solche altertümliche Bauten trifft man noch vielfach auf Tiroler Almen an.

Während aber im südöstlichen Österreich die weitere Entwicklung dahinlief, wie es V. Geramb⁵⁾ und O. Moser⁶⁾ überzeugend beschrieben, indem man an die "Vorlaube" in Giebelrichtung eine Kammer setzte, wodurch das "Mittellabenhaus" entstand, reihte man weiter im Westen die einzelnen Einräume seitlich aneinander und verband in der Folge die Lauben der Gebäude so miteinander, indem man das Dach um 90° drehte und über die 2 bis 3 Hütten hinwegzog. Damit war das "Seitenlaubenhaus" entstanden. Verkleidete man die Laube mit Wänden, war zum "Seitenflur- bzw. Seitenhallenhaus" (nach Kulke⁷⁾) der Schritt getan. Wann dieses der Fall war? Ich vermute mit Recht erst nach der Völkerwanderung, wobei ich in Miltners Ausgrabungen in Vill⁸⁾ eine Bestätigung finde.

Ich muß nochmals zur Bauweise der Germanen zurückkehren und dabei eine weit verbreitete Ansicht seit O. Gruber 1926⁹⁾ in Zweifel stellen. Das Haus der bayr. und alem. Lex war meiner Überlegung nach kein "Wohnstallhaus". Im Einhaus konnte man nicht auch das Vieh, vom Kleinvieh abgesehen, unterbringen. Auch völkerkundliche Vergleiche unterstützen mich in dieser Ansicht. Nirgends – ich darf hier auch meine Untersuchungen in Südamerika erwähnen¹⁰⁾ – beobachtet man, daß mehr als 1-3 Kühe und einiges Kleinvieh mit der Familie die Behausung teilen. Beim germanischen Viehstand handelte es sich aber zweifellos um eine größere Stückzahl an Großvieh.

Zur bis heute herrschenden Meinung, daß die Germanen im "Wohnstallhaus" lebten, ist man m.E. auch nur gelangt, weil man "scuria" fälschlich mit "Scheuer" übersetzte, wohingegen es mit besserem Recht – dem französischen escure, ecurie angepaßt – mit

"Stall" übersetzt worden wäre. Eine Scheuer braucht nicht "durch Wände abgeschlossen und durch ein Schloß versperrbar" sein. Doch eben gerade mit dieser Zusatzbemerkung wurde jene "scuria" in der Lex noch eingehender beschrieben. Heu und Stroh stiehlt man kaum, wohl aber das Vieh. Für dessen Bewahrung sind Wände und ein verschließbares Tor am Platze -!

Als man technisch in der Lage war, hat man einen verschließbaren Stall und die Scheune darüber in einem Gebäude untergebracht, wie beispielsweise in Südtirol, "Stallscheunen" sind entstanden.

Im "Futterhaus" des "Südtiroler Paarhofes", wie er namentlich in den wenigen noch vorhandenen strohgedeckten Exemplaren am "Tschöggberg" - ich verweise auf die Untersuchungen unseres Institutsmitgliedes Dr. Furggler¹¹⁾ - und am "Ritten" anzutreffen sind, werden wir wohl ehrwürdige Reste jener bis an die südliche Sprachgrenze vorgetragenen germanischen Bauweise behüten können.

Weiters sei hier vermerkt, daß mit dem "behütet werden" der Denkmalwert dieser Gebäude ausgesprochen und durch meine Überlegungen vielleicht noch erhöht wird. Auch diese Schutzaufgabe für markante wenige Gebäude als Zeugen der Vergangenheit für die Zukunft wird unser Anliegen sein müssen und auf dieser Tagung besprochen werden.

Vermuten wir also in diesen Südtiroler Wirtschaftsgebäuden mit Recht Baueigentümlichkeiten, welche die Bayern aus ihrer nördlichen Heimat bis in den Südtiroler Raum mitführten und - einschließlich des strohgedeckten Walmdaches - dort bewahrten, so werden wir wohl die meisten anderen volkstümlichen Erscheinungen in Haus- und Hofformen dieses Landes als Ergebnisse einer autochtonen, von den Rättern initiierten und von den Bayern und Alemannen fortgeführten Entwicklung begreifen müssen.

Zu den ältesten Typen dieser Art zählen zweifellos die folgenden

beiden: Einmal das "Seitenflurhaus", wie es sich insbesondere häufig im west-tirolischen Teil Nord- und Südtirols noch findet. Aber es wird schon lange nicht mehr gebaut, ist also zu den "aussterbenden Formen" zu zählen. In den "Massendörfern" - diese treffende Bezeichnung der stadthofartig zusammengebauten, engen Dörfer des Oberen Gerichtes, Vinschgau und Graubündens stammt von meinem Lehrer Prof. Wopfner - entstand durch den Zusammenbau von Wohn- Wirtschaftsgebäuden aus einem ursprünglichen Paarhof, ein "Durchfahrtshof", wie ich ihn nenne.

Die Bezeichnung "Durchfahrtshaus", wie sie der jüngste "Dehio Tirol" anwendet (vgl. H. Gschnitzer¹²) erscheint mir zu wenig aussagend.

Mein ehemaliger Schüler und Assistent dürfte übersehen haben, daß die Durchfahrt durch das Haus funktionell nur durch die Zufahrt zum Wirtschaftsgebäude gegeben ist. Beide bilden eine Einheit. Es handelt sich also um eine ganz bestimmte Hof- und nicht nur Hausform. Leider sind viele Bezeichnungen durch ähnliche Mißachtung entstanden und wurde beispielsweise früher gemeiniglich - auch von mir - vom "Mittertennhaus" gesprochen, obwohl es sich doch richtig um einen "Mittertennhof" handelte. Auf ihn kommen wir bald zurück.

Bleiben wir jetzt aber noch einen Augenblick beim "Durchfahrtshof". Er entstand, weil auf keinem anderen Wege das Wirtschaftsgebäude, insbesondere der Stadel, in Anbetracht der engen Bauweise zugänglich war; so mußte man durch das Haus eine Durchfahrt schaffen, wofür sich der Seitenflur allerdings auch als besonders geeignet anbot.

Man mußte ihn nur breiter bauen -!

In ähnlicher Weise kam der eben erwähnte und nun zu schildernde "Mittertennhof" zustande.

Im mittleren Inntal nämlich, aber auch in Süd- und Osttirol, wo

"Haufendörfer" und "Einzelhöfe" das Siedlungsbild bestimmen und wo ebener Boden vorhanden ist, fügte man an das Seitenflurhaus – dieses stets als Ausgangsform – das Wirtschaftsgebäude seitlich an. Der Seitenflur wurde zur Tenne vergrößert.

So entstand der sog. "Mittertennhof" – in älteren Schriften, auch wieder irrtümlicherweise, "Mittertennhaus" genannt. Das Alter des heute ebenfalls nicht mehr neu gebauten Mittertennhofstyps konnte ich im mittleren Inntal auf 700 Jahre nachweisen¹³⁾. Neuerdings drückte ich auf Grund von Beobachtungen von Bayern über die Schweiz bis Ostfrankreich die Vermutung aus¹⁴⁾, daß der Mittertennhof eine der ältesten sekundären Einhoftypen hierzulande verkörpert und in Anbetracht seiner ausgewogenen Raumverteilung für Ackerbau und Viehzucht einer alten, einst weitverbreiteten Wirtschaftseinheit, vielleicht der Hube (?), entsprach. Er dürfte daher mit dem "Durchfahrtshof" das gleiche hohe Alter haben. Den neueren Ordnungsvorstellungen werden weder Mittertennhof, noch Durchfahrtshof, gerecht. Vor 200 und 300 Jahren war hingegen die durch den nahen Stall erwärmte Tenne als Arbeits-, Abstell- und Freizeitraum – ich denke an die "Spieltennen" – noch beliebt!

Sicherlich gewähren beide alten Hofstypen dem Haus weniger Sonne und weisen Mängel auf, welche zweifellos gewichtig sind. Man beobachtet deshalb allenthalben deren Abbruch, wobei ganze Dorfstraßenbilder – wie z.B. in Thaur bei Innsbruck – in Gefahr geraten. Eine Möglichkeit zur Erhaltung des mit Recht ehrwürdig erscheinenden Hofstyps böte sich, wie ich in einem Artikel der "TT"¹⁵⁾ (vom 14. April 1979) schrieb, durch den Ausbau zum "Hakenhof"; oberbayrische und Salzburger Vorbilder beweisen dieses eindeutig!

Die am Durchfahrts- und Mittertennhof reichlich vertretene Volkskunst ist auch zu bewundern! Insbesondere das Giebelwerk und das Bundwerk der Stadelwand verdienen unsere Beachtung!

Im "Wipptal"; in dem Silltal und oberes Eisacktal über den Brenner hinweg als Einheit bezeichnet und verstanden werden, hat sich der Mittertennhof zum "Wipptaler Hof" entwickelt. Daß ihm - ausnahmsweise - eine Landschaftsbezeichnung erhalten blieb, ist gerechtfertigt. Denn nur in diesem "Tal" ist dieser Hofotyp verbreitet. Er ist geländebedingt! Ein Zusammenbau von Wohn- und Wirtschaftsgebäude wie beim Mittertennhof war in Anbetracht des geneigten Geländes unmöglich. Daher verkümmerte die "Mittertenne" und die Einfahrt in den Stadel erfolgte vom oberen Hang her, während der Stall darunter zu liegen kam.

Neben dieser einen Lösung, welche schon H. Wopfner beschrieb, entdeckte ich auf meinen Wanderungen allerdings noch eine zweite. Das ins Auge springende an ihr ist, daß die gesamte Hangseite des Hofes Wirtschaftszwecken dient, während die Talseite ausschließlich für Wohnzwecke, darunter auch für den "Altenteil" vorgesehen ist. Von allen Fenstern aus hat man den Blick ins Tal. Neubauten dieser Art erfolgen jedoch kaum mehr.

Damit kommen wir zu jenen ländlichen Haus- und Hofformen, welche die Gegenwart noch baut. Sie sind die heute "volkstümlichen", während die vorgenannten streng genommen als "volkstümlich gewesene" aufzufassen sind. Die heutige Zeit betrachtet jene immer mehr als die ihr nicht mehr genehmen, weder kulturell noch funktionell.

Es liegt auch ganz im Zuge der Zeit, daß wenige Haus- und Hof-typen über einen Raum sich ausdehnen, während früher eine größere Differenzierung herrschte. Bei den volkstümlichen Trachten und auch bei anderen volkstümlichen Erscheinungen können wir das-selbe beobachten -.

Somit sind in Nord-, Süd- und Osttirol als die heute volkstümlichen nur das "Mittelflurhaus" und "Eckflurhaus" zu nennen.

Letzteres eignet sich besonders als Einfamilienhaus des Arbeiter- und Bürgerstandes, sowie von kleinen Landwirten. Wenngleich es schon lange auch im östlichen Tirol als "Söllhaus", d.h. als Behausung bäuerlicher Dienstboten bekannt war, war doch sein ursprüngliches Hauptverbreitungsgebiet neben dem Oberinntal mit Realteilungsrecht, vor allem das mit alemannischem Volkstum durchsetzte Außerfern. Großräumig gesehen, geht das Eckflurhaus auf das im alemannischen Stammesgebiet ohnehin lange heimische "Flurküchenhaus" zurück. In meinem Vortrag über Vorarlberg habe ich dessen Entstehung hinreichend geschildert, sodaß ich mir hier eine nochmalige Darstellung ersparen kann.

Ganz ohne Zweifel ist das Eckflurhaus als eine besonders "sparsame" Hausform zu bezeichnen. Als solche verbreitet sie sich aus wirtschaftlichen und soziologischen Gegebenheiten zunehmend über das ganze Tirol. Sie kehrt in Stadt und Dorf wieder und letzten Endes auch vielfach als Grundriß in den neuzeitlichen Miethäusern -! Beim Eckflurhaus, das "durchgängig" ist, - man kann vom Flur in die Stube und von ihr in die Kammer, sowie von der Kammer in die Küche und von ihr wieder in den Flur gelangen - dient jede Innenwand mehreren Funktionen, so daß der geringste Materialaufwand ausgelöst wird.

Vom "Mittelflurhaus" kann davon nicht die Rede sein. Wir finden es namentlich im östlichen Landesteil mit Anerbenrecht, diesseits und jenseits des Brenners, verbreitet; desgleichen trifft man es an prächtigen Bürgerbauten und Gasthöfen auch im Westen an. Es vermag viele Menschen, die bäuerliche Familie samt Dienstboten oder eben viele Gäste aufzunehmen, für die alle durch den Mittelflur ein separater Zugang zu ihren eigenen Räumen gegeben ist. Neuerdings erhält dieser Typ auch in dem früher vom Seitenflur- und Durchfahrtshof durchsetzten Oberinntal Eingang, ebenso im Außerfern Verbreitung und zwar vor allem nach erfolgter Grundzu-

sammenlegung. Einerseits wird hier auf diese Weise der gesteigerten Wohnkultur, andererseits dem wirtschaftlichen Bedürfnis, durch Zimmervermietung ("Urlaub am Bauernhof") zu zusätzlichen Einnahmen zu gelangen, Rechnung getragen.

Allerdings soll dieses nicht heißen, daß in Westtirol früher kein Mittelflurhaustyp anzutreffen war. Im Gegenteil, auch hier hatten sich, namentlich die Gastwirte, diesen geräumigen Grundriß zu eigen gemacht. Ebenso haben den wohlhabenden Außerfernern ihre begabten Baumeister bewundernswerte Barockschöpfungen dieses Typs beschert.

In den geräumigen städtischen Mietshäusern um die Jahrhundertwende bildete er ebenfalls die Regel. Das Mittelflurhaus ist, wie wir schon lange wissen, vom Seitenflurhaus abzuleiten. Am Ende des Mittelalters ist es in Tirol, wie ich nachwies¹⁶⁾, bereits voll ausgereift; im Barock hat es seine künstlerische Vollendung gefunden.

Sie ist ihm im reichsten Maße zuteil geworden! Mit seinen kunstvoll ausgesägten Pfettenenden, Glockenreitern und Fenstereinfassungen, mit seinen Fresken und Sgraffitos an Mauerwänden, sowie den prächtigen Steinfassungen an Haustüre und Parterrefenstern, mit seinen, wie mir scheint, den Kommuniongittern nachgebauten Söllerreihen zählt es zu jenen Bauten, welche die Werbetafeln für den Fremdenverkehr Nord- und Südtirols füllen und zweifellos, wie seine Nachbarn in Salzburg und Bayern, zu den schönsten Bauschöpfungen in der deutschen, ja in der europäischen Hauslandschaft zählen.

Neben dem vorhin genannten weit verbreiteten Mittelflurhaus sind – wenn wir vom bereits im vorangegangenen Vortrag geschilderten Eckflurhaus absehen – noch folgende, allerdings in ihrer Verbreitung örtlich beschränkte Typen zu nennen.

In Südtirol fällt uns, namentlich im "Bozner Weingebiet", das nach

M. Rudolph - Greiffenberg bezeichnete "Mittellabenhaus" auf. In diesem läuft der Mittelflur nicht mehr durch das ganze Haus (um in den Mittelgang des Wirtschaftsgebäudes zu münden, wie dieses im "Einhof" der Fall ist), sondern der Flur hat sich zu Gunsten einer Kammer oder vergrößerten Stube verkürzt.

Da es sich hier um eine Trennung von Wohn- und Wirtschaftsgebäude, um einen "Paarhof" handelt, entfällt die Notwendigkeit einer unmittelbaren Verbindung von Feuer- und Futterhaus.

Unser ehemaliger Assistent, Museumsdirektor auf Schloß Bruck, Alois Ebner beschrieb und untersuchte in seiner Dissertation weiters das Osttiroler "Giebelflur- bzw. Giebellabenhaus"¹⁷⁾."

Es hängt zweifellos, wie auch das von unserem Institutsmitglied Frau Linde Menardi untersuchte Haus in "Ampezzo - Haiden"¹⁸⁾ mit der Hausform im südöstlichen Österreich zusammen.

Beide Haustypen werden allerdings heute auch hier stark durch das Mittelflurhaus verdrängt.

Die Forschung weiß das Mittelflurhaus vom Seitenflurhaus abzuleiten. Für Tirol hat H. Wopfner diese Herkunft eindeutig bewiesen. Schon am Ende des Mittelalters, verstärkt im 16. Jahrhundert, hatte man nämlich den breiten Seitenflur in Anbetracht beengter Wohnverhältnisse und zunehmender Bevölkerung, aber auch gesteigerter Wohnansprüche, mit Kammern ausgebaut; an Stelle des "Flurs" war so nur noch ein "Gang" übriggeblieben. Bei Neubauten rückte dieser vollends in die Mitte.

Während in den alten steingebauten Mittelflurhäusern - vielfach auch Gasthöfen! des Oberinntals - der Flur noch nicht in der Mitte des Hauses liegt und also den Übergang erkennen läßt, weisen die 300 Jahre alten Holzhäuser im Unterinntal schon die Vollendung auf.

Ein Blick ins Innere der Häuser läßt erkennen, daß die letztgenannten auch im Inneren reichsten Schmuck aufweisen. Die Stube

hat zweifellos überall schon am frühesten einen solchen erhalten. In Tirol gibt es erfreulicherweise noch eine beträchtliche Zahl schöner gotischer Stuben. Ihre Decke besteht aus miteinander vernieteten Brettern und Balken. Die Wände sind getäfelt, nicht zuletzt in Südtirol, die Balken geschnitzt.

Im "Tiroler Volkskunstmuseum" bewundern wir reich ausgestattete, mit köstlichem Schnitzwerk versehene Stuben, die bereits am Anfang des 15. Jahrhunderts geschaffen wurden! V. Oberhammer hat sie beschrieben¹⁹⁾. Im Barock, der Tirol durch Bergsegen, Handel und Verkehr in Blüte sah - während Vorarlberg durch die Schwedenkriege auf Jahrhunderte verarmte - erhielten auch die Stuben ihre künstlerische Vollendung. Für die Möbelausstattung gilt dieses allerdings nicht, denn die Tirolerstube erhielt erst in diesem Jahrhundert eine "Kredenz". Von ihr abgesehen kamen nachfolgende Stilepochen nur wenig mehr zur Geltung - wieder beispielsweise im Gegensatz zu Vorarlberg, worauf im anderen Vortrag hingewiesen wurde. Nur einige Gasthöfe waren in Tirol zwischen den beiden Weltkriegen in "rustikaler Manier" restauriert worden. Es war daher naheliegend, daß sich Nord- und Südtirol im Zuge des Ausbaues des Fremdenverkehrs in Stadt und Land nach dem 2. Weltkrieg, neben gotischen Einschüben, des barocken Stils bedienten und diesen in neuzeitlicher Form ausdrückten.

Dabei ist vieles, ja sehr vieles, gut gelungen und verdient Anerkennung! Tirol, möchte ich sagen, zeichnet sich hierin aus! Davon profitierten auch die vielfach erneuerten Bauernstuben; allerdings dienen sie mehr als "Frühstücksstuben", während sich die Bauernfamilie in der renovierten, hellen Küche mit oft getäfeltem Herrgottswinkel, somit in der "Wohnküche", aufhält.

Im Barock hatte auch schon das Schlafzimmer des Elternpaares verstärkt künstlerische Gestaltung erfahren, nachdem Ludwig XIV. das Schlafzimmer zu einem Raum für politische Amtshandlungen

gemacht hatte. Gesandte wurden von ihm sogar dadurch ausgezeichnet, daß er sie öffentlich in sein Bett einlud. In Nachahmung rückte, wie ich in meinen jüngsten Vorlesungen ausführlicher ausführte, auch im Volke das Schlafzimmer aus der Intimspäre heraus. Auf der "Brautfuhre" wurde es jedermann zur Ansicht geboten und jede neu einziehende Hausfrau versuchte eben durch dieses Schaustück sich, ihren Einfluß, Geschmack und Reichtum zu demonstrieren. Ab nun - so führte ich aus - war das Schlafzimmer am meisten dem Stilwandel unterworfen, so daß in ihm neben Barock noch Rokoko und Empire zur Geltung kamen. Die dem Manne anvertraute Stube hingegen bewahrte ältere Stilformen.

Heute stellen leider viele dieser Erzeugnisse nur noch Museumsstücke dar - ich verweise auf Collesellis Bauernmöbel²⁰⁾, - oder sind durch den Handel außer Landes gebracht.

Die übrigen Kammern wurden im Bauernhause in der Regel erst von der jüngsten Renovierungswelle, vielfach im Zuge des Fremdenverkehrs, erfaßt und erhielten häufig nur noch Serienfabrikate.

Mit dieser Schilderung des Hausinneren haben wir jedoch erst einen Teil vorgeführt. Die technischen und sanitären Einrichtungen wurden noch nicht erwähnt. Was letztere betrifft, so war das Closett noch bis zum Einzug der Fremdenverkehrswirtschaft auf dem Land jenes "stille Örtchen abseits" - (Abort!) - mit "freiem Fall" (wie auf den mittelalterlichen Burgen), das man auf der Traufseite zu ebener Erde oder vom Söller aus erreichte. Dieser Söller war nämlich - im Gegensatz zum breiten "Schopf", beispielsweise im Bregenzerwälderhause - nicht als "Aufenthaltsraum", sondern nur als "Zugang" in die oberen Stockwerke von außen und damit auch ins Closett entstanden! Neben dem "Örtchen" gab es in den "Bubenkammern" früher auch noch "Brunzrinnen", welche aus einem Loch in der Wand ins Freie ragten.

Die "Rauchkuchl" ist zwar in Tirol noch nicht ausgestorben; wohl

aber eine Seltenheit geworden. Nach dem 2. Weltkrieg war sie in den Tiroler Seitentälern, wie ich in einer Arbeit über das Wattenttal nachwies, wobei ich sämtliche Häuser aufnahm und deren Bewohner befragte, noch zu etwa 50% vorhanden²¹⁾. Fünf bis zehn Jahre später war sie in den meisten Häusern verschwunden. Dabei kam es vielfach gleich neben dem Aufbau eines Sparherdes zur Anschaffung eines Elektroherdes.

Nun kurz zum Wirtschaftsgebäude. Vielfach sind in Tirol Mensch und Vieh, "Feuerhaus und Futterhaus", in einem Gebäude mit einem durchlaufenden Dach untergebracht. Man kann das Vieh direkt vom Wohnhaus aus versorgen. Wir sprechen vom "Einhof".

Das Mittelflurhaus läßt sich gut mit einem Wirtschaftsgebäude vereinigen und es ergibt sich so der modernste Einhof²²⁾. Sicherlich ist dieser vor allem durch die Erfordernisse der Viehwirtschaft ausgelöst worden. Beim "längsgeteilten Einhof" kann man vom Mittelflur aus direkt in den, diesen fortsetzenden, Mittelflur des Stalles treten.

Beim "quergeteilten Einhof" kann durch Aussparung einer Kammer eine unmittelbare Verbindung gefunden werden. Sie kann aber auch, wie bei alemannischen Gewohnheiten fehlen.

Besonders vorteilhaft bei diesen Wirtschaftsgebäuden ist die günstige, rückwärts am Stadel angebrachte Auffahrtsrampe, über die Heufuhren aufgezogen und zu beiden Seiten des Stadels in "Heulegen" abgeladen werden können. Durch "Futterlöcher", welche in die "Krippen" münden, kann unschwer die Fütterung im Stall vorgenommen werden.

Nach dem 2. Weltkrieg haben in Tirol, wie in Vorarlberg, insbesondere in ebenen Tallagen, nicht zuletzt nach umfangreicher Meliorierung oder Güterzusammenlegung auch jene Hofformen Einzug gehalten, welche im Zuge des "Mannholdsplanes" in ganz Westeuropa entstanden sind, der große Landwirtschaften vorsieht. Bei

ihnen steht das Wohngebäude gänzlich, bis auf einen Verbindungsgang mit dem Wirtschaftsgebäude für sich, nach allen Seiten von Luft und Sonne umgeben; desgleichen das Wirtschaftsgebäude! Auf diese Weise werden, wie man sich ausdrücken könnte, nach heutigen Zielvorstellungen optimale Lösungen erreicht. Der von der Hygiene und auch von der Rücksicht auf Fremdgäste auf dem Bauernhof geforderten Abtrennung des Wirtschaftsgebäudes vom Wohntrakt wird hier ebenso Rechnung getragen, wie dem Bedürfnis des Bauern, den Stall, ohne der Witterung ausgesetzt zu sein, jederzeit erreichen zu können. Der Grundriß des Wohngebäudes ist von jenem des Wirtschaftsgebäudes unabhängig. Man kann in Tirol und Vorarlberg sowohl jenem des Eckflurhauses als auch des Mittelflurhauses begegnen. Verbreiteter ist letzterer Typ.

Vergleichen wir diesen Hoftyp mit älteren, vorausgegangenen, so wird uns rasch bewußt, daß er sich vom altehrwürdigen "Paarhof" (auch Zwiehof genannt) nur durch den hinzugekommenen gedeckten Verbindungsgang unterscheidet.

Hinsichtlich volkskünstlerischer Ausgestaltung muß man allerdings einen bedauerlichen Mangel feststellen; die Architektur hat diese, die Zweckmäßigkeit einer viele Jahrhunderte alten und zu neuem Leben erwachten Hofform noch nicht oder nur dürftig erreicht. An alten Vorbildern könnte man sich anregen lassen -. Denn sowohl in der Gesamtheit der Baumasse als auch im Detail fehlt noch jene feine Handführung, welche vergangenen Meistern und Arbeitern anscheinend wie von selbst gelang und auch bei den neugebauten Einhöfen fast immer gelingt. Deren breit ausladende Dächer, auf kunstvoll ausgesägten Pfetten ruhend, die Giebel- und Traufseiten von Blumen geschmückten Balkonen ("Söllern") umgeben, die Haustüre in vom Steinmetz bearbeitete Ummauerung eingefast, beweisen, daß es sehr wohl gelingt, Traditionsgut in die Gegenwart überzuführen und den neuzeitlichen Anforderungen zu entsprechen.

Das wohlgefügte Ständerwerk der Städel, nunmehr wieder von Außen sichtbar, während es vor einigen Jahren noch bretterverschlagen war, zeugt vom bodenständigen Können der Zimmerleute und Planverfasser.

Was spricht dafür, außer individueller Geltungsdrang, solche Traditionen und damit auch den Gemeinschaftsausdruck innerhalb einer Landschaft zu verlassen?!

Wenn ich mich in meiner bisherigen Darstellung der ländlichen Haus- und Hofformen vornehmlich auf die Raumaufteilung und -gliederung und somit auf Auf- und Grundrißgestaltung beschränkte bzw. die Unterschiede und den Entwicklungsgang hervorhob, dann nicht aus der Fehlmeinung heraus, das Gefüge hätte für den Volkskundler nur eine untergeordnete Bedeutung. Gerade Oskar Mosers diesbezügliche Forschungen sind für uns in Österreich von großem Wert! Sie machen allerdings darauf aufmerksam, daß mit ihr Fachkenntnisse erforderlich sind, die nicht von vielen volkskundlichen Hausforschern erwartet werden können.

Die Funktion der Räume wird für die Volkskunde wohl auch mit Recht im Vordergrund stehen bleiben. Mit R. Weiß wäre zu sagen, daß nicht so sehr "das Bauen, sondern das Wohnen"²²⁾ volkskundliches Anliegen sei.

Vom Gefüge her ist vor allem die Dachkonstruktion für die Grundrißgestaltung mitverantwortlich, auf alle Fälle mit verantwortlich gewesen! Die Grundrißentwicklung durch "Addition" von Räumen wurde sicherlich durch das Satteldach begünstigt, während sich die "Division" eines einzigen Raumes unter dem Vollwalmdach - man denke an Vorarlberg - leichter vollziehen konnte.

Die Tiroler Hauslandschaft wird jedoch durch das Satteldach mit Pfettenkonstruktion gekennzeichnet. Dabei bevorzugen besonders schneereiche Landschaften ein Pfettendach mit einem Firstpfettenpaar. Hermann Wopfner spricht von ihm als vom "Nolpendach"²³⁾,

Oskar Moser von "Pfettenstuhldächern"²⁴⁾).

Es vermag die Schneelasten besser zu tragen und eignet sich vor allem für ein möglichst flachgeneigtes Satteldach. Doch gerade ein solches ist in Hochwinterlagen am Platze, um den Schnee auf dem Dache festzuhalten und Dachlawinen zu vermeiden.

Sparren- bzw. Kehlbalkendächer bilden in Tirol eine Ausnahme. Nicht nur vereinzelt, wie z.B. an Pfarrhöfen oder Gasthöfen - jeweils mit Krüppelwalmdach, sondern in einer, allerdings sehr beschränkten örtlichen, Anzahl konnte ich sie nur im "Über- und Unteretsch" südwestlich von Bozen, feststellen.

Solange in Holz gebaut wurde, herrschten der "Blockständerbau" - dieser bis heute an Stallbauten feststellbar, - der "Kopfstrick" und ab dem 18. Jahrhundert der sogn. "Schwalbenschwanzstrick" vor.

Im "Unterinntal" scheint er zwar später als im Westen Eingang gefunden zu haben; doch, weil hier zu einem Zeitpunkt, als in Westtirol schon überwiegend der Steinbau angewendet wurde, im Unterinntal noch lange weiter in Holz gebaut wurde, gelangte die Zimmermannstechnik hier in der Folge zu besonderer Vollkommenheit, was sich eindringlich im sogn. "Zierbund" manifestiert.

Hinsichtlich des Steinbaus ist zu vermerken, daß bis zur Einführung des Stahlbetons der Gewölbebau vorherrschte. Namentlich wurden die Küchen gewölbt. Die Brandgefahr in den engegebauten Dörfern des Oberinntals begünstigte den Steinbau, der seit dem 16. Jahrhundert verstärkt einsetzte.

Das Tiroler Stadthaus alter Prägung zählt bekanntlich zum "Inn-Salzach-Haus." Die Vorderseite ist schmal, so daß sich das Haus mit dem Giebel nur in 5 bis 8 Meter Breite den Straßen und Plätzen zuwendet.

Infolge des schmalen Grundrisses - dieser geht sicherlich auf die

früheste Stadtplanung zurück - war eine Vergrößerung des Hauses nur in die Tiefe und Höhe möglich. Heinrich Hammer und Franz-Heinz Hye haben die Entwicklung des Stadthauses in Innsbruck ausgezeichnet beschrieben. Im ursprünglichen Grundriß waren sie dem "Seitenflurhaus" oder "Giebelflurhaus" zuzuordnen, das der Ackerbürger vom Lande in die Stadt transferiert hatte.

Durch die Erweiterung in die Tiefe entstand nach rückwärts ein langer schmaler Schlauch, der nur durch einen Lichtschacht indirekt Tageslicht empfängt. Heutigen Wohnbedürfnissen entspricht daher vorrangig nur die Giebelfront und eventuell die rückwärtige Front, sofern sie sich in ein Gärtchen u.ä. richtet. Erstere ist durch Erker reich gegliedert, deren Kunstmerkmale der Gotik oder Renaissance zuzuordnen sind. Sie lassen so auch eine Altersbestimmung der Gebäude zu. Deren Fundamente sind in der Regel 100 Jahre älter. Die einschließlich des Parterres 4 bis 5 Stockwerk hohen Gebäude enden mit den auch in anderen Inn-Salzachstädten üblichen "Grabendächern."

Besonders malerische Altstadtensembles weisen Innsbruck (Herzog Friedrichstraße), Hall in Tirol (mehrere Altstadtstraßenzüge), Rattenberg (Inngasse), Sterzing (Neustadt), Brixen (mehrere Straßenzüge), Bozen (Laubenstraße), Glurns (mehrere Straßenzüge) und Meran (Laubengasse) auf. Die Modernisierung dieser Altstadtgebäude im Inneren ist schwierig, aber nicht unmöglich. Daher ist ihre Erhaltung einschließlich des Ensembleschutzes ein Gebot der Stunde und mit Recht ein Landes- und Bundesanliegen. Je besser dessen Lösung, umso leichter auch die Gewinnung bodenständiger Bevölkerung zur liebevollen Bewohnung unserer von den Fremden so bewunderten Altstädte.

In der Renaissance wurde das Inn-Salzachhaus bereits durch das Mittelflurhaus verdrängt. Wer beispielsweise von der Innsbrucker Herzog Friedrichstraße (Altstadt) in die Maria Theresien-Straße

(Neustadt) wandert, findet diesen Grundrißwandel augenscheinlich. Die wenigen herrschaftlichen "Vierkanter", wie des "Tiroler Landhauses", einiger geistlicher "Stifte", die an Innerösterreich erinnern, tun der Tatsache keinen Abbruch, daß der Mittelflurgrundriß auch noch in den nachfolgenden Jahrhunderten bis in die 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts - wie schon ausgesprochen - beherrschend vertreten war, sowohl, was die Straßenzüge mit ihren Wohn- und Mietshäusern der neuen Städteviertel betraf, als auch die sich allenthalben entwickelten Villenviertel, von denen der Innsbrucker "Saggen" mit Recht denkmalgeschützt wurde.

Dem nach dem 2. Weltkrieg verstärkt in Eigenregie bauenden Arbeiter kam in Stadt und Land das schon lange für einfachere Bedürfnisse entwickelte Eckflurhaus gerade recht und fand weite Verbreitung. Auch er sucht - wenn auch bescheidene - tradierte Ausschmückung.

Wohl gelingt ihm letztere nicht immer zur vollen Zufriedenheit. Doch ist daran mehr die Beschränktheit finanzieller Mittel und die Planung und Aufführung in Eigenregie, so daß auch die Maße nicht immer übereinstimmen, mehr schuld, als die Absicht, Tradition und Gemeinschaft zu verlassen. Dieses berechtigt zur Hoffnung, daß sich der "jüngste Stand" auch in diesen volkstümlichen Äußerungen, ähnlich wie im Brauchtum, voll in die Gemeinschaft integriert.

Wie wenig diese Annahme für die, namentlich in der Wohlstandsepoche nach dem 2. Weltkrieg emporgeschossene Architektur verschiedener Baugenossenschaften, vor allem im Umkreis der Städte gilt - wobei man leider feststellen muß, daß dieser Typus - z.T. vielleicht nur aus Renomierversucht - selbst in den Dörfern Eingang fand, so daß auch über ihrem ehrwürdigen Dächermeer nun ein oder mehrere Betonklötze thronen - ist jedem objektiv Urteilenden

einsichtig.

Der Volkskundler muß hier einen völligen Bruch mit der Tradition verbuchen. Es handelt sich um "internationale Massenartikel", von denen Richard Weiß einmal das treffende Urteil hinsichtlich ihrer Wertbeständigkeit fällte, indem er schrieb "Sie vergehen in dem Momente, da sie entstehen"²⁵). Nur, daß der tatsächliche Abbruch, wie man es in den USA beobachten kann, bereits teurer ist, als ihr Aufbau -.

Vom volkskundlichen Standpunkt ist diese Entwicklung, wie sich aus dem Vorausgeführten versteht, zu beklagen. Sie wäre auch sicherlich nicht so überbordet, wenn ihr nicht so viele wirtschaftliche, technische und organisatorische Möglichkeiten zur Verfügung gestanden hätten, wie über solche noch keine Zeit verfügte.

Daß trotz dieser einmaligen Möglichkeiten so viele Unterlassungen begangen wurden, ist eigentlich unverständlich! Die Enge der Wohnräume, die Schallundichtigkeit, die erzwungene Unpersönlichkeit und Isolierung, der Mangel an Geborgenheit - durch die Verschwendung (billigen) Glases hat ja auch das Fenster seine Funktion verloren und ist "Wand" geworden, hinter der keine persönliche Vertrautheit und Abgeschlossenheit mehr möglich ist - setzen leider die vermeintlichen Errungenschaften oft ins Gegenteil um, so daß, wie es auch unsere Institutsuntersuchungen im "Olympischen Dorf" zu Innsbruck bestätigen, (Seminararbeiten im SS 1976) die Wohnungsinhaber die "Wohnsilos", sobald sich bessere Wohnangebote einstellen, "fluchtartig" verlassen. Nicht nur in Ausnahmen wird daher befürchtet, daß sich diese zu "Ghettos" und "Elendsviertel des 21. Jahrhunderts" entwickeln.

Das Verlassen von tradierten lange erprobter Werte rächt sich bitter!

Wollen wir unsere Städte und Dörfer retten - so zu sagen in letzter Stunde - und nicht im Strudel der internationalen Ver-

massung untergehen sehen, die wohl vielfach auch dem Fremdenverkehr einen Todesstoß versetzen würde, nachdem es nicht die Natur allein ist, die den Fremden anzieht, sondern die Landschaft, mit ihr gerade auch die Kulturlandschaft und das Haus, in dem er Aufnahme findet - dann müssen zweifellos alle hierfür zuständigen Fachleute, namentlich auch Architekten und Volkskundler, Ethnologen, zusammenarbeiten, um gute Vorschläge bemüht sein.

Schon war im vorangegangenen Vortrag die Rede, daß es ein großer Irrtum wäre, volkstümliche Architektur als "naiv" aufzufassen! Doch ebenso irrwegig ist es, mit einer Einstellung, wie sie laut Tiroler Tageszeitung vom 21.2.1981 auf Seite 25 unter dem

Titel Bauen: "Gestaltung muß frei sein".

zum Besten gegeben wurde, die Probleme zu lösen. Dort hieß es:

In Matrei in Osttirol diskutierten kürzlich Mitglieder der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs, Landesverband Tirol, über das Thema "Situation der Architektur in Tirol". Dabei äußerten sich die Anwesenden besorgt über die derzeit herrschenden Tendenzen der baulichen Gestaltung und erließen eine Resolution. Wörtlich heißt es: "Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, unterliegt in unserem Land die Gestaltung der Häuser billigen und oberflächlichen Klischeevorstellungen. In ländlichen Gebieten gilt das Rezept vom sogenannten Tiroler Haus, in neuen Stadtteilen der Abklatsch importierter Architekturmoden, in der Umgebung alter Bauten der blinde Historismus". Gegen diese Rezepte wenden sich die Architekten schärfstens, da - ihrer Meinung nach - individuelle Architekturinterpretationen weitgehend verhindert werden. Das in formalen Ordnungen verhaftete Denken der Entscheidungsträger erinnert leider an Baufibeln längst vergangen geglaubter Zeiten. Es findet in die Bauge-setzgebung Eingang und wird von den Baubehörden bereitwillig akzeptiert und durchgesetzt. Die Mitglieder der Zentralvereinigung fordern eine möglichst große Toleranz in Gestaltungsfragen, auch wenn tradierte Vorstellungen vom "schönen Ortsbild" unhaltbar werden. "Gestaltung muß frei sein" heißt es in der Resolution.

Die individuelle Begabung des Architekten wird sich, wie in früheren Jahrhunderten auch, in die Gemeinschaft einfügen müssen und hierin die größte Bewährung erfahren. Tirol, als Land besonderer Begabungen, sollte sich in dieser Aufgabe an die Spitze und nicht hinten stellen!

Daher sollte auch ein vom Bundesdenkmalamt ausgezeichnete(r) und für diese Fragen zuständiger Redakteur in der "größten Zeitung Westösterreichs" mit Sitz in Innsbruck nicht abfällig vom "Tiroler Hut" schreiben, so im "Horizonte heft" vom 29.7.1980, indem der "alpine Stil" als "Lederhosenromantik" verteufelt wird, ohne klare Abgrenzungen und gültige Wertmarken zu finden, was wir z.B. mit der Dissertation Mag. Burgers über die "Volkskunde im Raume von St. Johann in Tirol" versuchen wollen.

Wie wenig Altes zwecklos, sondern vielmehr bei entsprechender Berücksichtigung aller Vor- und Nachteile erfolgreich fortgeführt werden kann, vermitteln uns bei genauem Studium auch die in Nord- und Süd- bzw. Osttirol entstandenen Freilichtmuseen, so jenes von

Dietenheim: gegr. 1965 von Dr. Johann Griesmair, weiters
das Lienzer Freilichtmuseum: gegr. 1964 von Dr. Franz Kollreider,
das Öztaler Heimatmuseum von Längenfeld: gegr. 1968 von Hauptschuldirektor Isidor Griesser,
das "Bauernhausmuseum" in Kitzbühel: gegr. 1971 von Herbert Jordan

und das zweifellos größte und bedeutendste und von überlokaler Bedeutung, nämlich das "Museum Tiroler Bauernhöfe" in Kramsach: gegr. 1974, wobei der Kaufmann und das Ehrenmitglied unserer Universität Heinz Mantl den größten Verdienst, auch in der Propagierung des Museumsgedankens durch Veranstaltung von "Kirchtagen", von "Brechttagen" u.ä. hat, wobei Tausende von Personen für die Wertschätzung

des Alten, seiner Schönheit und Vielfältigkeit gewonnen werden.

Auch der "Verein Schöneres Tirol" ist mit seinen gelungenen Bestrebungen für ein sauberes Dorfbild lobend hervorzuheben, wie auch der "Tiroler Heimatschutzverein", der in seiner Zeitschrift "Tiroler Heimatblätter", gleich wie der "Schlern" für Südtirol in unsere Kerbe schlägt.

Möge unser Unterfangen gelingen!

Aber dieses wird nicht ohne das Verständnis der Behörden und der in ihnen wirkenden Beamten, als auch der durch demokratische Wahl an die Spitze gesetzten Politiker möglich sein!

Auch nicht ohne die Schulen, von der Volksschule bis zu den Akademien und Fakultäten, die das Wissen um diese Werte neu begründen und entfalten müssen.

Auch nicht ohne die Medien, die im Wissen um und für das ganze Volk die Baukultur als Schutzmittel zu seiner Erhaltung verständlich machen müssen, ehe es zu spät ist. Nur gemeinsam werden wir für die Gemeinschaft in der angestammten Baukultur etwas erreichen!

Anmerkungen

- 1) Rudolf Greiffenberg: Das Burggräflerhaus - Entwicklung und Erneuerung alpenländischer Baukultur an der Etsch, Innsbruck 1960 (Schlern-Schrift 203)
- 2) Karl Ilg: Hausformen und Hauskunde in Vorarlberg, Vortrag anlässlich der Volkskundetagung 1980 in Feldkirch
- 3) Hermann Wopfner: Das volkstümliche Haus und seine Formen. In: Tirolische Volkskunde Tirol, Land und Natur, Volk und Geschichte, Geistiges Leben. München 1933, S. 221 ff
- 4) Karl Ilg: Die bäuerlichen Haus- und Hofformen in Tirol und ihre Ursprünge im Spannungsfeld der deutschen Hauslandschaft. In: Studien zur Landeskunde Tirols und der angrenzenden Gebiete (=Innsbrucker Geographische Studien, Bd. 6 (=Adolf Leidlmair-Festschrift), Innsbruck 1979
- 5) Viktor v. Gera mb: Volkskunde der Steiermark. Graz o.J., S. 24 ff
- 6) Oskar Moser: Das Bauernhaus und seine landschaftliche- und historische Entwicklung in Kärnten. Klagenfurt 1974
- 7) Erich Kulke: Die Laube als ostgermanisches Baumerkmal. München 1938
- 8) Helene Miltner: Die Illyrer-Siedlung in Vill. Innsbruck 1944
- 9) Otto Gruber: Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser. Karlsruhe 1926, S. 23 ff
- 10) Karl Ilg: Pioniere in Brasilien und Peru. Innsbruck-Wien-München 1972
ders.: Pioniere in Argentinien, Chile, Paraguay u. Venezuela. Innsbruck-Wien-München 1976
- 11) Richard Furggler: Die Strohdächer am Tschöggelberg. In: Der Schlern, 47 Jg., 1973, S. 411 ff
- 12) Hans Gschnitzer: Die wichtigsten Hof- und Hausformen in Tirol. In: Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs,

Tirol. Wien 1980, S. XXV ff

- 13) Karl Ilg: Der Mittertennhof. In: Haus und Hof in Österreichs Landschaft (=Notring-Jahrbuch) s. 59 ff
- 14) Karl Ilg: Die bäuerlichen Haus- und Hofformen in Tirol und ihre Ursprünge im Spannungsfeld der deutschen Hauslandschaft. In: Studien zur Landeskunde Tirols und der angrenzenden Gebiete (=Innsbrucker Geographische Studien, Bd. 6 (=Adolf Leidlmair-Festschrift), Innsbruck 1979, S. 158
- 15) Karl Ilg: Die Mittertennhöfe, "TT" vom 14.4.1979
- 16) Karl Ilg: Das "Fischerhäusl" in Kössen als Denkmal spätmittelalterlicher Bauweise in Tirol. In: Beiträge zur Heimatkunde des nordöstlichen Tirol (=Schlern-Schriften 138), Innsbruck 1954, S. 137-150
- 17) Alois Ebner: Hauskunde von Osttirol. Diss. Innsbruck 1973, S. 72 ff
- 18) Linde Menardi: Siedlung und Haus in Ampezzo-Haiden. Diss. Innsbruck 1978
- 19) Vinzenz Oberhammer: Die gotischen Stuben im Volkskunstmuseum. In: Tirol - Natur - Kunst - Volk - Leben, II. Bd., Innsbruck 1931, S. 199 ff
- 20) Franz Colleselli: Tiroler Bauernmöbel. Innsbruck 1967
- 21) Karl Ilg: Die volkstümliche Bauweise in Wattens und Umgebung. In: Wattner-Buch (=Schlern-Schriften 165), Innsbruck 1958, s. 266-288
- 22) Richard Weiß: Volkskunde der Schweiz. Zürich 1946, S. 87
- 23) Hermann Wopfner: Über eine alte Form des alpinen Hausbaues. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 30. Jg., 1925, S. 63
- 24) Oskar Moser: Das Pfettenstuhldach. Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsgebiet, Wien 1976
- 25) Richard Weiß: Volkskunde der Schweiz. Zürich 1946, S. 141

GEGENWÄRTIGE PROBLEME DER HAUSFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

LÄNDERBERICHT SALZBURG

Von Kurt Conrad, Salzburg

Wenn Salzburg im Reigen der Länder, über deren Forschungsprobleme hier berichtet wird, in die Mitte gesetzt wurde, so ist der Grund hiefür zunächst wohl ein geographischer. Legt man nämlich an die Grenzpunkte des österreichischen Staatsgebietes im Norden, Süden, Osten und Westen Tangenten und zieht man zwischen diesen Tangenten die Mittellinien, so schneiden sie sich im Lande Salzburg. Die Mittellinie zwischen der Ost- und Westtangente Österreichs läuft durch den Pongau, genau gesagt durch Wagrain, die Mittellinie zwischen der Nord- und Südtangente durch das Salzburger Becken, genau gesagt durch das Anifer Feld südlich der Landeshauptstadt (nur am Rande sei erwähnt, daß auf dieser Linie auch das Salzburger Freilichtmuseum in Großmain liegt). Die geographische Mitte Österreichs wird also von jenen Landschaften gebildet, die zu den ältesten Schenkungen an die Salzburger Kirche

gehören und die, historisch gesehen, die eigentliche Keimzelle des späteren Landes Salzburg ausmachen, eines Landes, das vom Alpenvorland im Norden über die nördlichen Kalkalpen und über die Zentralalpen nach Süden ausgriff und das mit dem oberen Salzachtal im Westen und mit dem Enns- und Murtal im Osten in die große inneralpine Längstalfurche eingebunden ist und das daher an allen Traditionswanderungen von West nach Ost und von Nord nach Süd und umgekehrt Anteil hat, an Traditionswanderungen und Kulturbewegungen, die auch das Bild der Salzburger Hauslandschaften mitgestaltet haben. Diese Mittellage, diese Brückenfunktion, diese Bedeutung Salzburgs als Kulturtransformator mag auch der Grund sein, daß sich hier manche Probleme der österreichischen Hausforschung wie in einem Brennspiegel sammeln und daß der Glanz und das Elend der österreichischen Hausforschung hier vielleicht deutlicher werden als anderswo. Mit dem Glanz meine ich die frühen, bis heute eigentlich kaum überholten Materialsammlungen, Forschungsansätze und Entwürfe eines Josef Eigl¹, eines Adalbert Klaar² und eines Richard Schlegel³, mit dem Elend die hier ohne Universitätsrückhalt, ohne Forschungsinstitut, ohne öffentliche Mittel allein von persönlichem Idealismus getragene Forschungstätigkeit, die erst mit der Gründung des Salzburger Freilichtmuseums (21. Dezember 1978) eine bescheidene Heimstatt erhielt, deren Entfaltung allerdings noch auf Jahre hinaus hinter der Bautätigkeit des Museums zurückstehen muß⁴.

Ich könnte es mir nun leicht machen und - zumindest im Hinblick auf die Bauernhausforschung - alles das wiederholen, was ich 1977 anlässlich der Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung in dem Vortrag "Das Salzburger Bauernhaus - Forschungsstand und Forschungsfragen" gesagt habe. Ich möchte dies aber nicht tun - der Vortrag ist ja im Jahrbuch für Hausforschung abgedruckt⁵ - und es würde auch nicht ausreichen, weil die Hausforschung auch das

Bürgerhaus der Städte und Märkte zu berücksichtigen hat. Da ist nun zu sagen, daß im Zuge der Altstadterhaltung in der Landeshauptstadt - ich verweise auf das inzwischen novellierte Altstadt-erhaltungsgesetz⁶ - immerhin eine große Zahl von Bürgerhäusern in allen Details aufgemessen und Fassadenabwicklungen ganzer Gassenzüge hergestellt wurden und daß dieses wertvolle Planmaterial nunmehr in der Altstadtevidenzstelle der Landeshauptstadt verwahrt wird. Bürgerhäuser in Hallein, Radstadt und Mauterndorf sind vereinzelt im Zuge der Anwendung des Salzburger Ortsbildschutzgesetzes⁷ aufgemessen worden. Die Materialdarbietung für die Bürgerhausforschung hat jedenfalls gewonnen, wenngleich von einer systematischen oder gar lückenlosen Bestandsaufnahme natürlich keine Rede sein kann. Die wissenschaftliche Auswertung des Materials hat ebensowenig eingesetzt und neue Erkenntnisse, die über das hinausgehen, was Max Eberhard Schuster 1964 in seinem Buch über die Inn- Salzachstädte zusammengetragen hat⁸, sind mir nicht bekannt. Wenn ich hier die Bestandsaufnahme und das Problem der Materialbeschaffung erwähne, so kann ich nicht umhin, auch ein Wort zur Forschungsmethode zu sagen. Ich möchte doch sehr deutlich zwischen der Methode der technischen Hausbauforschung⁹ und der volkskundlichen Hausforschung unterscheiden und ich stelle ernstlich zur Debatte, ob die ganze technische Last der Materialbeschaffung und -darstellung vom Volkskundler mitgetragen werden kann und mitgetragen werden soll, wie dies z.B. für Kärnten in den hervorragenden Veröffentlichungen von Oskar Moser geschieht¹⁰. Gewiß, hier wurde aus der Not eine Tugend gemacht, auf die wir mit Bewunderung blicken. Aber sollten wir das Aufmessen und Durchzeichnen nicht doch eigentlich den Technikern überlassen? In der Tat haben ja auch in Salzburg Techniker und Architekten die Grundlagen der Hausforschung geschaffen. Ich erinnere nochmals an Josef Eigl oder an unseren Altmeister Adalbert Klaar. Sie

haben nur leider in der Architektenschaft keine Nachfolge gefunden und der frühe Tod von Richard Schlegel bedeutete einen besonders schmerzlichen Verlust. Erst in den letzten Jahren ist es mir gelungen, einzelne Professoren an der Höheren technischen Bundeslehranstalt Salzburg¹¹ und einzelne freischaffende Architekten zu Aufmaßarbeiten an Bauernhäusern heranzuziehen und Mittel für Bauaufnahmen flüssig zu machen. Zusammen mit den Plänen, die vom Landeskonservator in Auftrag gegeben wurden und die vom Hochbaureferat der Landwirtschaftsabteilung im Amt der Landesregierung fallweise erstellt werden, dürften für Salzburg etwa 100 Bauernhauspläne vorliegen.

Nun hat aber offenbar in Vorahnung des großen Umbruches im bauerlichen Bauen Richard Schlegel schon anfangs der 40er Jahre eine lückenlose Bestandsaufnahme altartiger Häuser gefordert¹² und zwar mittels persönlichem Augenschein, mittels Autopsie. In der Tat kann kein noch so guter Plan die Autopsie ersetzen, wie jeder von uns weiß. Diese Autopsie hat nun endlich in mehr oder minder ausreichender Vertiefung bei den Begehungen für die Neuauflage des DEHIO-Handbuches der Kunstdenkmäler Österreichs, Band Salzburg, eingesetzt. Es handelt sich dabei freilich mehr um eine ästhetische Betrachtung der Volksarchitektur. Daß man hiefür Volkskundler herangezogen hat¹³, ist bei dem Horror, den die zünftige Kunstgeschichte vor allen anonymen, unpersönlichen Kulturleistungen empfindet, nur naheliegend und es ist zu hoffen, daß allein schon die Betrachtung der Schmuck- und Zierformen Schlüsse auf bestimmte Zimmererwerkstätten erlaubt, die an diesen vermeintlich anonymen volkstümlichen Bauleistungen ihren redlichen Anteil haben.

Das Volk, dessen kulturelle Lebensformen das Forschungsziel der Volkskunde sind, lebt aber heute nur zum geringsten Teil in Bauernhäusern. Es lebt in Ein- und Zweifamilienhäusern, in Reihen-

häusern, in Wohnblöcken und Großwohnanlagen. Eine volkskundliche Hausforschung der Gegenwart kann nicht daran vorbeigehen, daß in Salzburg nach den Angaben der Häuser- und Wohnungszählung 1971 nur 10.926 Bauernhäuser, aber 39.321 Ein- und Zweifamilienhäuser und 7.826 Großwohnanlagen vorhanden sind¹⁴. Das Volksleben der Gegenwart spielt sich in den Normgrundrissen der Großwohnanlagen und in den übrigens immer noch sehr traditionsgebundenen Grundrissen der Ein- und Zweifamilienhäuser und Reihenhäuser ab. Diesen Grundrissen und Gefügen hat sich aber bisher niemand zugewandt, obwohl Salzburg mit Beginn der Tätigkeit der Bausparkasse Wüstenrot 1926 der Ausgangspunkt der Eigenheimbewegung in Österreich war, die nun schon zwei Generationen von "Häuslbauern" betreut und den volkstümlichen Wohnbau entscheidend mitbestimmt hat¹⁵. Vor dieser Eigenheimwelle aber lagen die Fabrikssiedlungen, die ebenfalls nach bestimmten Richtlinien und Vorbildern zu Ende des 19. Jahrhunderts von der Saline Hallein, um die Jahrhundertwende von der Zellulosefabrik Hallein für Arbeiter gebaut wurden¹⁶. Sie hatten eine ganz bestimmte Arbeiterwohnkultur zur Folge, die von der Volkskunde der Gegenwart leider ebenso vernachlässigt wird wie die bauliche Standeskultur, die sich in den Knappenhäusern, Forsthäusern oder Schulhäusern spiegelt. Wir pflegen uns und anderen gegenüber stets zu versichern, daß Volkskunde nicht Bauernkunde ist, scheinen aber stillschweigend doch zur Kenntnis zu nehmen, daß Hausforschung in erster Linie Bauernhausforschung ist. Es gibt dafür allerdings einen Entschuldigungsgrund, nämlich den, daß das Bauernhaus in seinen Altformen am meisten bedroht ist. In Salzburg sind in den letzten 10 bis 15 Jahren schätzungsweise mindestens 600 Bauernhäuser abgerissen worden, ein Mehrfaches davon wurde umgebaut. Der Forschung sind damit unersetzliche Varianten verloren gegangen und es sind bauliche Einzelheiten und Überlieferungen in Vergessenheit gera-

ten, deren Kenntnis wir gerade beim Aufbau von Freilichtmuseen bitter nötig hätten. Ich möchte hier nicht die Probleme der Freilichtmuseen darlegen, ich möchte nur andeuten, daß die Lücken der Hausforschung sowohl in technischer als auch in volkskundlicher Sicht beim Aufbau eines Freilichtmuseums besonders fühlbar werden. Einerseits gelingen uns Neuentdeckungen, etwa im Dachgefüge der Wohnhäuser außeralpiner Gruppenhöfe, deren Schußbodendächer mit Unter- und Oberrafen über dem Schüttdoden bisher der Forschung entgangen zu sein scheinen, andererseits fehlen uns ausreichende Unterlagen über wichtige konstruktive Details, wie etwa die Firstkappen der Legschindeldächer, die Kammerstiegen oder die Formen der Feuertische des offenen Herdes, die unseren Großeltern noch durchaus geläufig waren. So sehr wir daher die Wichtigkeit und Notwendigkeit der archivalischen Forschung bejahen – auch in Salzburg sind die vielen archivalischen Quellen zur Hausforschung noch nicht ausgewertet – so müssen wir derzeit doch wohl andere Prioritäten setzen. Die Archive, die Urkunden und Bauordnungen können auch von unseren Nachfahren ausgewertet werden, aber die aus Holz und Stein gebauten Realurkunden gehen rettungslos zugrunde, wenn sie nicht als Denkmalthöfe oder als Freilichtmuseumsobjekte erhalten werden können. Ich habe z.B. noch kein "Dörrbadl" für das Freilichtmuseum auftreiben können, obwohl ich die Obstdarren vor 30 Jahren noch in voller Funktion gesehen habe! Wir sollten daher alle noch erreichbaren originalen Bau- und Gefügeformen auch kleiner Nebengebäude mit der gleichen Akribie dokumentieren, mit der die Archäologen ihre Gräber vermessen und publizieren. Es fehlt uns in Salzburg auch ein Verzeichnis der objektdatierten Häuser. Eine von mir dazu eingeleitete Erhebung über die Heimatmuseen blieb stecken, wir wissen also nicht, welches das älteste datierte in situ erhaltene Bauernhaus Salzburgs ist. Mit Bedauern müssen wir auch registrieren, daß

die Methoden der Dendrochronologie für unsere alpinen Hauslandschaften noch kaum entwickelt sind.

Neben dem desideratum eines objektgebundenen Baualterverzeichnisses fehlt uns aber auch weitgehend die Erforschung des wirtschaftlichen und sozialen Umfeldes, das gerade in der Bauernhausforschung die Grundlage für das Verständnis der Formentstehung und des Formenwandels ist¹⁷. Bei den alten Bauaufnahmen wurde dieses Umfeld kaum je registriert, aber auch bei neuen Aufnahmen wird kaum nach der Größe der Familie, der Anzahl der Dienstboten, dem Viehstand, dem Umfang des Getreide- oder Hackfruchtbaues gefragt. Ein viel engerer Kontakt mit der Agrargeschichte, aber auch mit der Kulturgeographie scheint unerlässlich. Wir vergessen nur allzu oft, daß es der Boden ist, von dem alles colere ausgeht, dessen Ergebnisse dann in den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden faßbar werden, wir verlieren auch in der Hausforschung allzuleicht den Boden unter den Füßen und flüchten ins Dachgefüge, dessen konstruktive Einzelheiten eigentlich Sache der Bau- und Architekturgeschichte sind. Damit ist nichts gegen die Gefügeforschung gesagt, deren Wert wir durchaus bejahen, und es ist ja nur allzu verständlich, daß einer, der im schier uferlosen Meer der Hausforschung treibt, sich an einen Sparren, einen Rafen, eine Pfette als Rettungsanker zu klammern versucht, um nicht zu ertrinken.

Ich habe schon erwähnt, daß wir die archivalische Hausforschung zurückstellen und zunächst alle Kräfte zur Erfassung der noch vorhandenen altartigen Realobjekte einsetzen sollten. Ebenso wichtig erschien mir eine Erfassung der altartigen, handwerklichen, vormaschinellen Arbeitsvorgänge in Wort und Bild sowohl im Holzbau als auch im Steinbau. Man sollte die alten Arbeitstechniken und die Verwendung der alten Bauarbeitsgeräte ganz systematisch bei alten Zimmerern und Maurern abfragen. Es ist unglaublich,

wie viel an handwerklicher Erfahrung und handwerklichem Wortschatz seit dem Siegeszug der Baumaschinen verloren gegangen ist. Das gilt auch für die Bezeichnung der Räume in Haus und Stall und seit Kranzmayers Arbeit über die Namen von Türschwelle und Hausflur¹⁸ sind kaum noch gleichartige Untersuchungen vorgelegt worden. Damit sind wir bei den Wörtern und Sachen und da ergibt sich von selbst ein Hinweis auf das Problem der Terminologie und Typologie, deren Vereinheitlichung zumindest in wissenschaftlichen Veröffentlichungen ein altes Anliegen der gesamten österreichischen Hausforschung ist¹⁹. Ich muß hier noch einmal auf die Neuauflage des Dehio zurückkommen: Es wäre doch dringend notwendig gewesen, die termini, deren sich die hauskundlichen Bearbeiter bedienen, vor Drucklegung der Neuauflage zu überprüfen und einen Konsens der Hausforschung herbeizuführen.

Was uns in Salzburg, aber wohl auch in anderen Bundesländern, völlig oder weitgehend fehlt, sind begleitende Untersuchungen zum Wandel der volkstümlichen Wohnkultur. Wir sind Zeugen eines Wandels, der vom offenen Feuertisch über den Sparherd zum Elektroherd, vom Kienspan zur 100-Wattlampe, vom Dauermiststall zur Schubstangen- und Schwemmentmistung führt. Wir erleben den Funktionswandel der Stube zur Wohnküche, der Dienstbotenkammern zu Fremdenzimmern, wir erleben die grundsätzliche Änderung des gesamten Speicherwesens und der Vorratshaltung, ohne diese Veränderungen wirklich genau zu registrieren und zu datieren. Das Wasserversorgungswesen und die Brunnenanlagen im volkstümlichen Haus sind kaum erforscht, das Baulter und die Ausstattung der Kellerräume im Bauernhaus sind kaum bekannt, die Keller werden selbst bei Bauaufnahmen oft vernachlässigt. Die Kultfunktion des Hauses ist nur oberflächlich bekannt, man weiß vom Tischgebet und vom Herrgottswinkel, aber kaum etwas vom Stallbeten. Die Gestaltung des "Altarls" im Wechsel des Kirchenjahres, die Aus-

nähtücher und Wandschoner, der Grün- und Bilderschmuck der Stube, der Blumenschmuck an Fenstern und Hausgängen, alle diese Dinge sind in ihrer regionalen Differenzierung nicht erfaßt. Man wird vielleicht einwenden, daß dies alles nicht unmittelbar zur Hausforschung gehört. Es gehört aber jedenfalls zu einer volkskundlichen Betrachtung des Hauses und die damit zusammenhängenden Fragen werden spätestens dann aktuell, wenn man vor der Aufgabe steht, ein Freilichtmuseum aufzubauen und einzurichten.

Bevor ich zum Schluß komme, möchte ich wenigstens einige Hinweise auf konkrete Forschungsfragen geben. Da ist die immer noch offene Frage nach der Entstehungszeit des Flachgauer Einhofes. Ich trage derzeit ein Rauchhaus in Helming, Gemeinde Köstendorf, ab und lasse nun auf der Hausstatt erstmals Grabungen durchführen, die vielleicht Aufschlüsse über die Kontinuität des Hofplatzes seit der bairischen Landnahmezeit und möglicherweise Pfostenlöcher erbringen, aus denen der frühmittelalterliche Hausgrundriß rekonstruiert werden kann. Auf dem Gebiet des Mauerbaues beschäftigt mich seit langem der Scherben- und Schlackenputz, jene regional begrenzte Innovation des 19. Jahrhunderts, die vielleicht doch mit der Tätigkeit italienischer Ziegelei-Wandearbeiter zusammenhängt oder von ihnen gefördert wurde. Einer gründlichen Untersuchung bedarf auch die für die Hauslandschaften Salzburgs so wichtige Eßglocke²⁰. Im alpinen Zwiehofgebiet stellt sich die Frage, ob der Paarhof die ältere und der Haufenhof die jüngere Form ist. Die Agglomeration zum Haufenhof kann auch später einsetzen. Höchst aktuell ist auch eine Untersuchung der Austraghäuser²¹, deren Altformen in wenigen Jahren verschwunden sein werden, und ebenso steht eine vergleichende Untersuchung der Almhütten aus, für die wenigstens Vorarbeiten vorliegen²².

Ich möchte diesen Kurzbericht über die Lage der Hausforschung in Salzburg nicht schließen, ohne ein Wort zur Baupflege zu sagen.

Die Frage, ob sich die Hausforschung in die Baupflege einschalten soll, steht seit langem im Raum. Ich habe für meine Person diese Frage bejaht. Wenn die kulturgeographische und volkskundliche Hausforschung landschaftsgebundene Leittypen baulicher Gestaltung erkennt und als Bereicherung des sichtbaren Kulturinventars einer Landschaft empfindet, dann folgt daraus doch wohl die Verpflichtung, zur Erhaltung dieses Reichtums beizutragen, sofern die tradierten Formen dem berechtigten Anspruch auf Lebensqualität nicht widersprechen.

Daß diese Bauüberlieferungen aber auch bei Neubauten sinnvoll angewendet werden können, dafür gibt es gerade in Salzburg viele Beispiele²³. Ich habe mich seit zwei Jahrzehnten bemüht, den Bezirksarchitekten, die bei den Bezirkshauptmannschaften bedienstet sind und den Bürgermeistern – also den Baubehörden – als Sachverständige zur Verfügung stehen, das Wesen der Salzburger Hauslandschaften in Wort und Schrift, auf Ortsbegehungen und in Vorträgen, nahe zu bringen²⁴. Wer z.B. den Lungau bereist, kann das positive Ergebnis dieser Bemühungen studieren. Die in Architektenkreisen vielfach übliche läppische Diffamierung alpenländischer Baumerkmale als "Lederhosenstil" ist kein Rezept zur Erneuerung alpenländischen Bauens, sondern das beschämende Eingeständnis mangelnder Kenntnis der Herkunft und Entwicklung regionaler Bauüberlieferungen. Ich habe daher immer wieder gefordert, daß jeder, der planend, gestaltend, beratend oder entscheidend in baulichen Angelegenheiten tätig ist, über die Herkunft der wesentlichen primären Merkmale der Kulturlandschaft, also über die Baumerkmale, Bescheid wissen müsse. Ich sehe mich in dieser Forderung glänzend bestätigt durch Prof. Gianfranco Miglio, Dekan der Fakultät für politische Wissenschaften an der Universität Mailand, der in dem 1977 von der ARGE ALP in Badgastein veranstalteten Symposium "Bauen im Alpenraum" nicht

nur den Wert der heute so geschmähten Baufibeln gepriesen, sondern allen Ernstes die Gründung eines "Europäischen Institutes für die Geschichte des Bauwesens im Alpenraum" vorgeschlagen hat²⁵. Dieses Institut, dessen Sektionen nicht nach Staaten, sondern nach Regionen zu gliedern seien, hätte die Aufgabe, die Geschichte, die Techniken und die Ästhetik des Bauens zu erforschen und den für das praktische Baugeschehen verantwortlichen Entscheidungsträgern Normen für das regionale Bauen zur Verfügung zu stellen. Ich darf in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß im Salzburger Institut für Raumforschung (SIR) schon vor diesem Symposium ein "Kulturwertekatalog" entwickelt worden war, in dem auch die prägenden baulichen Merkmale gemeindeweise verzeichnet werden. Dieser Kulturwertekatalog soll nunmehr auf Empfehlung des Österreichischen Gemeindeverbandes in allen Gemeinden Österreichs Nachahmung finden²⁶.

Die Hausforschung hat also sehr wohl die Möglichkeit, den sichtbaren Wertwandel der Landschaft positiv zu beeinflussen. Da wir alle Zeugen und Mitverantwortliche des landschaftlichen Wertwandels sind, sollten wir diese Möglichkeit nutzen. Wenn wir uns darin einig sind,

daß dem Bauen unter den landschaftsgestaltenden Tätigkeiten des Menschen der höchste Rang zukommt,

daß die Gestalt eines Bauwerkes die Heimatqualität unserer Umwelt entscheidend prägt,

daß die landschaftsgerechte Weiterentwicklung des überlieferten Raumbildes zur Erhaltung der Eigenart und Vielfalt der europäischen Kulturlandschaften ganz wesentlich beiträgt²⁷,

dann sind wir als Hausforscher verpflichtet, diesen Werturteilen entsprechend zu handeln.

Gewiß, die Hausforschung selbst hat, wie jede Forschung, wertfrei und vorurteilslos zu geschehen. Aber die Umsetzung ihrer Ergebnis-

se in die Praxis des regionalen Bauens setzt eine Bewertung voraus. Dieses Recht und diesen Mut zur Bewertung sollte sich die Hausforschung nicht nehmen lassen.

Anmerkungen

- 1) Josef Eigi, Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus), Wien 1894
- 2) Adalbert Klaar, Die Siedlungsformen Salzburgs, Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 32 (1939)
- 3) Richard Schlegel, Die Bestandsaufnahme der Salzburger Bauernhöfe. In: Kurt Conrad, Das Bauernhaus im Lamprechts-hausener Dreieck, Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. 100 (1960), S. 582
- 4) Kurt Conrad, Die Planung des Salzburger Freilichtmuseums. In: Österreichs Museen stellen sich vor, Folge 6 (1976), S. 21
- 5) Kurt Conrad, Das Salzburger Bauernhaus - Forschungsstand und Forschungsfragen, Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 28 (1978), S. 117
- 6) Gesetz vom 10. Mai 1967, LGBL Nr. 54, wiederverlautbart durch LGBL Nr. 50/1980 als "Salzburger Altstadtgesetz 1980"
- 7) Gesetz vom 23. Oktober 1974, LGBL Nr. 1/1975, i.d.F. LGBL Nr. 46/1980
- 8) Max Eberhard Schuster, Das Bürgerhaus im Inn-Salzachgebiet, Tübingen 1964
- 9) Adalbert Klaar, Aufgaben und Ziele einer technischen Hausforschung, Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 47. Jg. (1942), Heft 3-4
- 10) Oskar Moser, Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten = Kärntner Museums-schriften 56, Klagenfurt 1974
- 11) Herrn Direktor Architekt Prof. Hermann Rehr l und Herrn Prof. Franz Forsthuber bin ich hier zu besonderem

Dank verpflichtet.

- 12) Wie oben Anm. 3
- 13) So R. Acker-Sutter, H. Gschnitzer, E. Lukas, M. Martischinig, I. Menardi, H. Starke
- 14) Statistisches Handbuch für die Republik Österreich, XXXI. Jg. (1980), S. 289
- 15) Vgl. hiezu die Zeitschrift "Mein Eigenheim", Mitteilungsblatt der Gemeinschaft der Freunde e.V. ab 1. Jg. (1924), hg. von Georg Kropp, Wüstenrot bei Heilbronn a.N., später die Monatschrift für das Bausparwesen in Österreich "Das Wüstenroter Eigenheim" ab Jahrgang 1930, hg. von der Bausparkasse der Gemeinschaft der Freunde (Wüstenrot), Salzburg
- 16) Z.B. Entwürfe zum Bau billiger Häuser für Arbeiter und kleine Familien mit Angabe der Baukosten, bearbeitet von Georg Aster, Architekt, Gera 1890 (enthält auch Arbeiter-Reihenhäuser);
Kleine Häuser. Eine Sammlung von einfachen und reicheren Entwürfen, hg. von Otto Keller; Leipzig 1904
- 17) Kurt Conrad, Zur Frage der Dokumentation von Gebäuden in Freilichtmuseen. In: Edukative Aufgaben und Dokumentation. Tagungsbericht Stockholm 1976 des Verbandes europäischer Freilichtmuseen = Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde in Kommern, Nr. 9, S. 143 f
- 18) Eberhard Kranzmayer, Die Ausdrücke für Türschwelle in den südostoberdeutschen Mundarten, Heimat und Volkstum, 16. Jg. (1938), Heft 3; Die südostdeutschen Namen des Hausflurs, Bayerisch-südostdeutsche Hefte für Volkskunde, 13. Jg. (1940), Heft 5/6
- 19) Arthur Haberlandt, Zur Vereinheitlichung der Typologie und Terminologie des Bauernhauses in Österreich, MAG Bd. LXXXVII (1957), S. 33 f; Kurt Conrad, Der Flachgauer Einhof. Zur Problematik der Bauernhausforschung in Österreich. Mitteilungen d. Österreichischen Geographischen Gesellschaft,

Bd. 100 (1967), Heft 1-3 (=Festschrift für Egon Lendl), S. 129 ff.

- 20) Horst Kircht ag und Rotraut Sutter, Hausglocken im Pongau. Salzburger Heimatpflege, 3. Jg. /1979), Heft 2, S. 143 f
- 21) Kurt Conrad, Der Erbhof als Kulturdenkmal. In: Die Ehre Erbhof - Analyse einer jungen Tradition. Salzburg 1980, S. 111
- 22) Literaturübersicht in: Hugo Penz, Die Almwirtschaft in Österreich, Münchner Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeographie, Bd. 15 (1978), S. 204 f; Harald Starke, Die Almhütten des Postalmgebietes in der Osterhorngruppe (Land Salzburg). Wiener Dissertation 1979
- 23) Beispiele in: Umgebaute Bauernhäuser. Durchführung von Um- und ausbauten erhaltungswürdiger landwirtschaftlicher Wohnhäuser. Herausg. Österr. Kuratorium für Landtechnik, Wien, o. J.
- 24) Kurt Conrad, Merkmale einer Kulturlandschaft und Maßnahmen zu ihrer Erhaltung und Pflege. In: Bericht über das 9. Steirische Naturschutzseminar, Ludwig Boltzmann-Institut für Umweltwissenschaften und Naturschutz, Graz 1975, S. 7 ff; 1954 bis 1980 über 300 thematisch einschlägige Vorträge in der Volks- und Erwachsenenbildung
- 25) Gianfranco Miglio, Die Umwandlung des Bauwesens im Alpenraum; Bericht der Region Lombardei für das von der ARGE ALP vom 6. bis 8. Oktober 1977 in Badgastein veranstaltete Symposium "Bauen im Alpenraum"
- 26) Salzburger Kulturwertekatalog. In: Mitteilungen und Berichte des Salzburger Institutes für Raumforschung (SIR) 2/1976, S. 5, 1/1979, S. 3, 3/1979, S. 13
- 27) Aus der von mir eingebrachten und in der Generalversammlung des Österreichischen Naturschutzbundes am 19. Oktober 1979 in Graz beschlossenen Resolution zum Thema "Bauen in der

Landschaft". Veröffentlicht in: Natur und Land, Zeitschrift
für Naturschutz und Landschaftspflege in Österreich, Heft
5/6, 1979

PROBLEME DER HAUSFORSCHUNG

AM BEISPIEL DER ALPENLÄNDER KÄRNTEN UND STEIERMARK

Von Oskar Moser, Klagenfurt und Graz

In jüngster Zeit umschreibt Konrad Bedal Ziel und Zweck unseres Sachbereiches mit folgendem Satz: "Hausforschung ist eine vorrangig am konkreten Objekt orientierte und sich vom Gegenstand her, dem **H a u s**, definierende Wissenschaft, ohne Anspruch auf eigenes Abstraktionsniveau und eigenes theoretisches Gebäude" ¹⁾. Tatsächlich hat man sich denn auch in Österreich aus dieser bald mehr, bald minder scharfen Perspektive seit weit über hundert Jahren mit dem Haus, vor allem aber mit dem **B a u e r n h a u s** beschäftigt ²⁾. Es waren zunächst eigentlich weniger Baufachleute oder Architekten, die sich damit befaßt haben, als vielmehr Liebhaber und Wanderer, jedenfalls Leute mit wissenschaftlichen Zielsetzungen nach der einen oder anderen Richtung: die Altertumskunde und vergleichende Sprachwissenschaft, die Kulturgeschichte und mehr und mehr doch auch die **V o l k s k u n d e** sowie die Siedlungsforschung meldeten sich da zu Wort.

So wird es verständlich, daß in den einzelnen Ländern Österreichs schon die äußeren, personellen Voraussetzungen und die Ausgangspositionen für die Hausforschung ungemein verschieden waren, ein Umstand, der - wie ich meinen möchte - auch heute noch deutlich spürbar nach- und weiterwirkt, obwohl die volkskundliche und ethnosozilogische Siedlungs- und Hausforschung inzwischen in Europa fast durchwegs mit deutlich erkennbaren Erfolgen und Fortschritten vorangetrieben wurde und obwohl diese nicht zuletzt in Mitteleuropa dafür grundlegende allgemeine und methodische Erkenntnisfortschritte und zusammenfassende Darstellungen zum Gegenstand an sich vorweisen kann, die uns allein schon Forschernamen wie Bruno Schier, Richard Weiss, Torsten Gebhard, Josef Schepers, Konrad Bedal und viele andere mehr signalisieren.

Ich finde es nun besonders bedauerlich, daß ausgerechnet in Österreich, in einem Land, das einmal auf diesem Feld wortführend, ja bahnbrechend tätig war ³⁾, diese Dinge seit fast einem halben Jahrhundert eher verdrängt und in Wahrheit lediglich ein paar privaten und aus rein persönlichem, eigenem Antrieb wirkenden Forschern, sogenannten Idealisten, anheimgestellt und unvollendet bleiben mußte. Und dies, obschon es sich dabei um Fragen und Erkenntnisse handelt, die für unser Land als einen anerkanntermaßen klassischen Erholungsraum und Tourismusbereich zumindest Zentraleuropas vermutlich doch auch von einiger praktischer Bedeutung wären. Allein schon ein flüchtiger Überblick über entsprechend fundierte und maßhältige Publikationen und Bucherscheinungen aus den letzten beiden Jahrzehnten anderer Länder (England, Spanien, Italien, Frankreich, Holland, Westdeutschland, Ungarn, Polen oder Rumänien) machen deutlich, welche Versäumnisse hier nachzuholen und welche spürbaren Lücken auszufüllen wären, noch dazu in einem Land, das sonst soviel auf seine Landschafts- und auf seine Kulturwerte zu

halten vorgibt.

In der Öffentlichkeit und in den Aktualisierungen aller unserer Medien lesen und hören wir tagaus, tagein vom Schutz und von der immer dringlicher werdenden Erhaltung unserer Umwelt und einer gewissen "Lebensqualität". Kann man dieses Gerede und die diversen damit verbundenen Schlagworte wirklich noch ernst nehmen, wenn andererseits in einem so primären Bereich wie in der Bau- und Landschaftspflege allen Raumordnungsgesetzen und Planungsbemühungen zum Hohn mit wilder Vernichtung und Zerstörung alles Gewordenen und Gewachsenen vorgegangen werden kann und vorgegangen wird, ohne daß sich vielfach jemand um den kulturellen Wert des Zerstörten kümmert oder wirklich Rechenschaft gibt? Eine nicht erst gestern oder vorgestern um derlei Dinge ihrer selbst wegen bemühte Haus- und Siedlungsforschung arbeitet in der Tat sehr unmittelbar und sehr konkret am sogenannten Umweltschutz und an den ökologischen Existenz- und Grundfragen des Menschen in einem bestimmten Gebiet, einem meist klar begrenzten Raum oder in einer bestimmten Region. Es ist darum nur zu begrüßen, daß wenigstens auf dieser Österreichischen Volkskundetagung hier in Feldkirch einmal dieses ganze brennende Problem erörtert und behandelt wird.

Wo also stehen wir diesbezüglich? Welches sind die Probleme der Hausforschung namentlich in den beiden Ländern Kärnten und Steiermark?

Zur Situation von heute im allgemeinen

Obwohl längst zu einem schier banalen Gemeinplatz geworden, muß hier doch vorweg auf die veränderte Situation besonders im ländlichen Raum von heute in gebotener Kürze hingewiesen werden. Seit dem Ende des letzten Krieges hat sich ja nicht zuletzt gerade die Landwirtschaft nicht bloß in den Gunstlagen unserer Länder so-

wohl von außen, wie vor allem von innen her grundlegend umgestellt. Sie folgt dabei den Grundsätzen einer weitgehenden Rationalisierung und den Notwendigkeiten einer möglichst perfekten technischen Mechanisierung, wo immer ihr dies möglich ist und aus Gründen, die hier nicht weiter zu erörtern sind. Unsere Bauern sind daher nicht nur in ihrer Produktion weitgehend marktabhängig, sie werden heute auch soziokulturell vom Markt her, d.h. sie werden von a u ß e n "gesteuert". Ein weiterer und sehr starker exogener Faktor tritt als verstärkendes Element mit der zunehmenden Mobilität und den Einwirkungen unserer modernen Industriegesellschaft noch hinzu. Man denke an die wachsende Zahl sogenannter Nebenerwerbsbauern, an das ständig anwachsende Pendlertum und weiter an die vielen und nachhaltigen Auswirkungen und Einflüsse des Tourismus, an den sogenannten Fremdenverkehr als bäuerlichen Neben- und Zuerwerb.

Wer die Siedlungsverhältnisse und die vorhandenen Baubestände noch um die Mitte unseres Jahrhunderts einigermaßen gekannt oder möglichst unmittelbar erlebt hat, der wird mir zustimmen können, daß damals kaum jemand Umfang und Ausmaß der Bauerneuerungen und der Ausräumung der bisher überlieferten Baubestände im ländlichen Raum und insbesondere auch im Bereich des ländlichen Wohnens für möglich gehalten hätte, wie sie tatsächlich vor allem in den beiden letzten Jahrzehnten vor sich gegangen sind (und zwar mit Einschluß des gesamten Inventars!). Kurz und knapp gesagt, unser historisch überliefertes, gewachsenes Bau- und Hauswesen dürfte mit großer Wahrscheinlichkeit noch in den achtziger Jahren bis auf sehr wenige letzte und unbedeutende Reste abgetragen, aufgegeben und verschwunden sein, und zwar sowohl in den Hauptwohn- und Wirtschaftsgebäuden wie in den Kleinbauten bis hin zu Zaun und Hag.

Aus allen diesen hier nur ganz flüchtig und natürlich auch

durchaus unvollständig angedeuteten Tatsachen und Zeitumständen ergeben sich für die aktuelle Hausforschung von heute folgende zwei unleugbare und unverrückbare Konsequenzen:

1. Sie muß trachten, das bislang historisch Überlieferte möglichst vollwertig und geschichtsrichtig zu erfassen und zu dokumentieren.
2. Sie steht vor der unausweichlichen Notwendigkeit, sich noch mitten in einem säkularen Wandlungs- und Umschichtungsprozeß auch um die neuen und festwerdenden Strukturen und Erscheinungen ländlichen Bauens und Wohnens, Wirtschaftens zu kümmern. Hier fehlen uns aber noch weithin tragfähige und gültige Kriterien und Kategorien des Erfassens, Beobachtens und Urteilens.

Nun hat es dieses Nebeneinander von Alt und Neu in den Baubeständen sicherlich immer schon gegeben, diese durchaus bezeichnende "Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen", wenn auch ganz gewiß und immer wieder in verschiedenen Mischungs- und Mengenverhältnissen bei sehr unterschiedlichen zeitlichen Spannweiten. Jedenfalls wird man also sagen können, daß heute andere Menschen mit anderen Hilfsmitteln (Geräten) bei ganz anderen Ansprüchen in anderen "Ubikationen" wohnen und wirtschaften. Lebensweise und Hauswesen auf dem flachen Lande waren schon völlig anders zur Zeit unserer Großväter.

Meine Großeltern etwa nutzten noch in letzten Formen das offene Herdfeuer; in meiner Jugend bald nach dem Ersten Weltkrieg kochte meine Mutter auf einem sogenannten Spar- oder Sesselherd mit Wasserschiff und Backröhren, und heute leben nicht nur wir in der Stadt mit Elektroherd und Kühlschrank und aus der Tiefkühltruhe; Fernseher und Auto sind fast schon zur Selbstverständlichkeit auch für den "kleinen Mann" geworden. Die Frage

ist nun: gibt es überhaupt noch "Küche" oder "Kammer", "Stube" und "Flur", etwa die von Leben und Arbeit erfüllte "Labn" oder gar die "Rauchstube" von einst? Welche Stellenwerte haben die diesen entsprechenden Hausräume heute, und zwar nach ihrer Funktion, nach ihrer Anlage und nach ihrer Innenausstattung? Und wonach richtet sich nunmehr eben diese heutige Inneneinrichtung des Hauses?

Aus allen derartigen Überlegungen heraus haben sich schon seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges für die Hausforschung d r e i umfassende Problem- und Aufgabenkreise ergeben, nach denen dabei vorzugehen mir vor allem notwendig erscheint:

1. Für die Hausforschung und zur Bewältigung der äußerst vielschichtigen Baubestände bedarf es einer weitgehend adäquaten und zugleich differenzierten B a u f o r s c h u n g. Nur auf ihrer Basis können wir allgemein und hinreichend vollständig und zugleich unverrückbar und unmißverständlich kommunizieren sowie maßhältig arbeiten. In praxi bedeutet dieses ein konstruktionsanalytisches vergleichendes Vorgehen, wie es etwa die sogenannte "Gefügeforschung" seit längerem betreibt ⁴⁾.
2. Jedes Bauwerk ist notwendig ein historischer Tatbestand. Wir brauchen daher zu seiner Beurteilung den jeweiligen, diesem zugehörigen historischen Befund im Sinne einer geschichtsrichtigen Bestandsfestlegung, um überhaupt richtig urteilen und vergleichen zu können. Das aber bedeutet in summa eine historisch orientierte und arbeitende Hausforschung, bedeutet in erster Linie schon die Berücksichtigung aller Fragen des jeweiligen Baualters und der Baudatierung eines Objektes sowie, aufs Ganze gesehen, die richtige Zeitschichtung der vorhandenen Baubestände und dergleichen mehr.

3. In der breiten räumlichen Streuung und Horizontale und zugleich historisch und geschichtsrichtig gesehen, muß für uns jedes Haus "Haus", jeder Stallbau "Stall" und jede Scheune eben "Scheune" sein. Die Hausforschung muß daher bei allen ihren Überlegungen und Maßnahmen von der Basis der vorhandenen *Gesamtbestände* ausgehen. In letzter Konsequenz bedeutet dies überall und allemal deren Gesamterfassung oder doch zumindest deren Gesamtberücksichtigung bei der Aufnahme wie bei der Dokumentation.

Innerhalb eines vorbestimmten und begrenzten Raumes wird man sich daher stets die Möglichkeiten und Erfordernisse einer solchen Gesamtübersicht etwa durch eine *Gesamtinventarisation* oder zumindest durch eine statistische Gesamtunterlage überlegen müssen. Ein solches Vorgehen führt übrigens zwangsläufig auch auf die unter Punkt 2 geforderten Richtlinien, nämlich auf eine möglichst sinnvolle und raumadäquate Festlegung und Abgrenzung von verschiedenen Baualtersschichten und auf die historische oder diachronische Vorgangsweise bei der Zuordnung und Bestimmung der Baudenkmäler selbst ⁵⁾. Hinsichtlich des Erfordernisses einer möglichst umfassenden und gesamtheitlichen Bestandserfassung finden wir in der bisherigen Hausforschung manche Vorbilder und Beispiele. So etwa in Kärnten, wo Ansätze in dieser Richtung bereits bei Oswin *Moro* festzustellen sind: Sein Plan war ja, sämtliche Ringhöfe des zentralkärntischen Nockgebietes zu erfassen, aufzunehmen und darzustellen. Die besonders durch Wilhelm Peßler vorangetriebene kartographische Methode wies verstärkt in diese selbe Richtung ⁶⁾. Ich selbst habe daher schon 1946-48 und ausgehend von der Situation der ursprünglichen Aufnahmen zum sogenannten stabilen Kataster, der franziszeischen Indikationsskizzen also, d.h. möglichst genau historisch abgesichert und kontrolliert,

sämtliche Hofanlagen und Hausbauten des Kärntner Metnitztales erhoben und inventarisiert, nach Alters- und Bautypen gesichtet und kartographisch festgehalten ⁷⁾. Erst dies gab mir dann die Gewißheit, für eine genaue und ins letzte Detail gehende Bauaufnahme die entscheidenden Objekte festlegen und bearbeiten zu können. In den Jahren 1952-54 konnten wir sodann nach derselben Vorgangsweise den gesamten politischen Bezirk Wolfsberg in Kärnten mit insgesamt 3.217 Hofstellen bearbeiten und kartographisch darstellen ⁸⁾. Und 1958-60 wurde weiters von mir das Gurker Bergland im politischen Bezirk St. Veit nach derselben Methode, allerdings nur auf die ältesten Baubestände an Rauchstubenhäusern hin untersucht und 34 besonders wichtige Objekte umfassend aufgenommen und dokumentiert ⁹⁾. Dazu existieren Berichte und ausgezeichnete Bauaufnahmen von Einzelobjekten aus Mittel- und Unterkärnten von dem vortrefflichen Kenner Architekt Hans Kotzurek insbesondere aus dem Gebiet der Saualpe ¹⁰⁾. Nach dem vom Verfasser angewandten System hat schließlich Erika Hubatschek gleichfalls für die Regionalplanung in Kärnten den Unterkärntner Bezirk Völkermarkt bearbeitet und später ihr Aufnahmемaterial auch z.T. publiziert ¹¹⁾, leider in diesem Fall ohne Aufmaß- und Planungsunterlagen. Und schließlich haben nach derselben Vorgangsweise und unter Zugrundelegung einer genauen Gesamtinventarisierung aller Baubestände auch meine Schüler Günther Biermann das Görttschitztal in Kärnten (Bez. St. Veit) und Elfi Lukas drei Großgemeinden des steirischen Obdacherlandes (Bez. Judenburg) als Dissertation bearbeitet ^{11a)}; die zuletzt genannte Arbeit von Elfi Lukas ist inzwischen unter dem Titel "Das Umadumhaus und andere Norische Gehöfte im Obdacherland" (Graz 1979) auch veröffentlicht worden. Alle diese umfassenden Gesamterhebungen boten nicht zuletzt auch eine verlässliche Grundlage für Planung und Ausbau des Kärntner Freilichtmuseums bei Maria Saal (Bez. Klagenfurt), dessen Objekte

ja nicht etwa aus Zufälligkeiten, deren Erwerbung sich fallweise anbot, sondern aus der Zielsetzung einer sinnvollen, den vorgegebenen Hauslandschaften Kärntens adäquaten Planung und Darstellung erworben worden sind.

Nimmt man alle weitere, inzwischen erschienene hauskundliche Literatur und die nicht unerheblichen Bemühungen um den Ausbau der Freilichtmuseen in unseren Ländern hinzu, so erscheint das eingangs beschriebene, eher düstere Bild doch etwas aufgehellert, zumindest für einzelne Regionen und Hauslandschaften unserer beiden Länder. Wir können daher zunächst für K ä r n t e n hinsichtlich der historischen älteren Baubestände für die Bauernhäuser dieses Landes f ü n f verschiedene Großlandschaften ermitteln, die sich weiter in zusammen d r e i z e h n Kleinlandschaften aufgliedern lassen ¹²⁾. Die untere zeitliche Schwelle, nach der diese Hausbestände einsetzen, liegt sehr deutlich um das Jahr 1560, und nur sehr vereinzelte Denkmäler reichen in Kärnten noch weiter in das Mittelalter zurück; etwa das Marasch-Haus zu Treßdorf (Bez. Hermagor) in das Jahr 1413 ¹³⁾, das leider abgetragene Wirtl-Haus zu Heiligenblut von 1461 und mehrere, z.T. bis heute erhaltene Bauten von Ringhöfen im Innerkärntner Nockgebiet ¹⁴⁾.

Für die S t e i e r m a r k sind wir auch heute noch verwiesen auf die erste zusammenfassende Gesamtübersicht von Viktor Geramb über das Bauernhaus in Steiermark ¹⁵⁾. Viktor Geramb legte damals s i e b e n steirische Haus- und Höfelandschaften fest, die man neuerdings allerdings weiter in z w ö l f Typenlandschaften unterteilt hat ¹⁶⁾; nach einer genaueren hauskundlichen Überprüfung und unter Bedacht auch auf die verschiedenen Baualterstufen wird man diese aber noch weiter in mindestens 25 bis 34 Kleinlandschaften untergliedern können, deren genaue baukundliche und hauskundliche Erhebung und Untersuchung größtenteils noch aussteht ¹⁷⁾. Das Baualter der Baubestände ist in der Steier-

mark vermutlich nur im obersteirischen Ennsbereich und im steirischen Innenbogen, d.h. also vor allem im oberen Murtal und Murboden sowie im Gleinalm- und Koralmgebiet und z.T. im Mürztal vergleichbar mit den bis ins 16. und 17. Jahrhundert zurückreichenden Baualtersschichten Kärntens. In weiten Teilen des Landes, vor allem in der Ost- und heutigen Südsteiermark liegt dessen Untergrenze ganz entschieden viel später und reicht hier nur noch in sehr wenigen Fällen bis in das 17. Jahrhundert und in die Zeit des Wiederaufbaues nach den schweren Verwüstungen durch die Kuruzzen (1704-1707) zurück. Was uns hier spürbar fehlt, sind ausreichende und exakte Breitenenerhebungen und eine allgemeinere Bauforschung überhaupt. Für einige kleinere Hauslandschaften sowie auch punktuell liegen allerdings auch aus der Steiermark wertvolle Spezialuntersuchungen und z.T. auch sogar ausgezeichnete Bauaufnahmen vor, die an die ausgreifenden und gründlichen Untersuchungen und Aufnahmen von Johann R. Bünker und Viktor von Geramb anschließen. Hier sei verwiesen auf die Arbeit von Karl von Spieß über das Hochkastelhaus südlich des Wechsels und der Preltalpe¹⁸⁾, auf zahlreiche Bauaufnahmen durch Adalbert Klaar in der Oststeiermark, besonders aus dem Gebiet um Pöllau¹⁹⁾, sowie auf die neueren Darstellungen von Viktor H. Pöttler über Objekte für das Österreichische Freilichtmuseum in Stübing²⁰⁾. Durch sie wurden die immer noch wichtigen älteren Bestandsaufnahmen und Beschreibungen Peter Roseggers, Rudolf Meringers, Johann R. Bünkers, Viktor Gerambs und Hanns Korens (u.a. im Steirischen Volkskundemuseum, Graz) sehr wesentlich ergänzt und erweitert. Freilich sind wir von einer zureichenden Aufarbeitung der Steiermark durch die Hausforschung immer noch sehr weit entfernt. Ein weiteres wichtiges Feld der Hausforschung betrifft das S t a d t h a u s und das sogenannte B ü r g e r h a u s, von denen bisher lediglich die Hausbauten der Grazer Altstadt auch aus volkskund-

licher Sicht einige Beachtung durch die wertvollen Arbeiten Harald Sammer's gefunden haben ²¹⁾. Die sehr bemerkenswerten Bauten und Bürgerhäuser von Märkten und Städten in Kärnten und Steiermark harren im übrigen noch einer genaueren Untersuchung, wenn hier auch Adalbert Klaar durch seine vortrefflichen Baualterspläne vieler dieser gegründeten und städtischen Siedlungsplätze unschätzbare Vorarbeit geleistet hat ²²⁾.

Drei Beispiele für neue Wege und Ziele der Hausforschung

Wir sprachen vorhin davon, daß sich in der Hausforschung unseres innerösterreichischen Bereiches drei Tendenzen gleichsam als Resultierende eines umfassenderen Aufgabenkataloges für uns abzeichnen:

1. Eine adäquate, wesentlich differenzierte Bauforschung im allgemeinen,
2. Eine klar akzentuierte historische Hausbauforschung und
3. Eine ausreichende Breitenforschung nach dem Prinzip der sogenannten Gesamtinventarisierung oder totalen Bestandserfassung.

Lassen Sie mich vielleicht an je einem Beispiel darlegen, wie dies gemeint ist, welche konkreten Aufgaben sich daraus ergeben und welche Resultate davon zu erwarten sind.

Ad 1) Eine den gegebenen räumlichen und historischen Verhältnissen adäquate und entsprechend differenzierte Bauforschung erfordert grundsätzlich die sachgemäße Erfassung und Dokumentation eines Objektes nach dessen Anlage und Aufbau, und zwar im weitesten wie im speziellsten Sinn. Methodisch bedeutet dies eine analytisch-funktionalistische Vorgangsweise und zugleich die Anwendung einer historisch-vergleichenden Gefügeforschung im Detail²³⁾. Hierzu hat vor allem die deutsche Ständerbauforschung (J. Schepers, H. Winter, K. Baumgarten, G. Eitzen und K. Bedal) nachdrücklich gezeigt, welche Fortschritte durch sie in der Hallen-

hausforschung vor allem erreicht werden konnten. Etwas Ähnliches sollte auch im Bereich des Blockbaues und sekundärer Ständerbautechniken (Bundwerkbauten) in Weiterführung der Feststellungen und Darlegungen von Hermann Phleps ²⁴⁾ angebahnt und in die Wege geleitet werden.

Doch gilt diese Forderung wohl noch in einem viel weiteren Umfange, beispielsweise im Sinne einer eingehenderen und exakteren Erfassung und Untersuchung der historisch überlieferten *D a c h w e r k e*. Der Dachbau des Bauernhauses läßt sich vermutlich nirgends in direkte Beziehung zu den Dachwerken höherer Ordnung (Kirchen, Stadthäuser, Werkgaden usw.) setzen, sondern folgt eigenen, landschaftlich deutlich differenzierten Praktiken. So ist z.B. für unsere alpinen Hausformen ein wesentlich genaueres Erfassen und Überprüfen der *D a c h g e r ü s t e* von weittragender Bedeutung, auch wenn dies für einen oberflächlichen Betrachter vielleicht nicht unmittelbar einsichtig und verständlich scheinen mag ²⁵⁾. Hauskörperform und Gesamterscheinung, Aufbau und Struktur, ja sogar die Innenanlage unserer Bauernhäuser hängen nämlich in entscheidender Weise mit der tragenden Konstruktion und dem Gefüge ihrer Dachgerüste zusammen.

Mich faszinierte immer schon der fast unmerkliche, feine Übergang auf dem Weg vom Westen nach Osten, wie er sich bis heute und vor allem in den älteren Beständen des ländlichen Bauens in den Alpenländern Österreichs darbietet, nämlich der Übergang vom flachgeneigten sogenannten Pfettendach zu den alten Steildachformen mit Scherenjochgerüsten oder mit Schersparren bzw. mit echten Steilsparren. Hier zeigt es sich, daß die bisherige Einteilung der Dachgerüste völlig unzureichend, ungenau, ja z.T. sogar irreführend ist. In Wirklichkeit verläuft nämlich zwischen der westlichen, alpinen Zone flachgeneigter Pfettendächer und den steilen Scherenjoch- oder Sparrendachgerüsten im anschließenden Osten

Österreichs eine quer und schräg durch die Ostalpen ausgebreitete, relativ schmale Übergangszone eines Dachbautyps, den ich als "Pfettenstuhldach" bezeichnet habe ²⁶⁾. Mit solchen mächtigen Pfettenstuhldächern sind die immer noch stark dem alpinen Westen verwandten Breitgiebelhäuser eingedeckt, deren Dachform sie auch äußerlich als mäßig steile Schopfdächer erkennen läßt. Hier handelt es sich also um eine durchaus eigenständige Art von Dachgerüsten, die bereits Adalbert Klaar als solche offenbar erkannt und als "Scherbalkendach" bezeichnet hat ²⁷⁾. Über einem meist dreischiffig gegliederten Hauskörper wird bei diesen Dächern zunächst ein kräftiges Ständergerüst, der sogenannte "Stuhl", lungauerisch "schtuj", mittelschiffig aufgerichtet und auf diesem werden dann erst Rofenhölzer, die meist unbehauen und rundwälzig belassen sind und nur am First miteinander verblattet werden, gleichsam als "Reiter" und ohne eine Firstpfette aufgehängt; in die Fußpfetten greifen diese typischen Rofenhölzer vielfach nur mit einem eingekerbten Absatz, einer sogenannten "Ferse", ein. Klaar's Bezeichnung dieser "Dachstuhlform" zunächst als "Scherbalkendach" und später als "Sparren-Pfettendach" war von Anfang an uneinheitlich und behalf sich auch gerne mit dem Terminus "Mischformen" u.ä.; nach seiner graphischen Darstellung von 1949 ^{27a)} bezog er sie vor allem auf das "Schersparrendach" in unserem Sinne, er bezog aber nach seinen Verbreitungsangaben (Lungau usw.) auch "Pfettenstuhldächer" anfangs mit ein und trennte diese erst später durch seine Bezeichnung "Sparrenpfettendach", in welchem er zugleich eine junge, quasi sekundäre "Mischform" sehen wollte ^{27 b)}. Beide Lösungen erscheinen mir deswegen wenig glücklich, weil sie dem tatsächlichen Sachverhalt nicht ganz entsprechen und zugleich zu Verwechslungen und Mißverständnissen führen können (vgl. unser "Scherenjochdach", "Schersparrendach" oder /echtes/ "Sparrendach"). Die schrägen, auf einem besonders abgezimmerten "Pfet-

tenstuhl" reitenden Dachhölzer, um die es sich in unserem Falle handelt, tragen in mehreren Details noch ganz eindeutig Gefügemerkmale von echten "Rofen": sie sind bezeichnenderweise kaum oder nur sehr wenig bearbeitet, werden von echten Pfettenhölzern am Dachgrund getragen, über die sie vorlängen und in die sie lediglich mit einem Kerbenabsatz "eingeferst" sind; und sie sind überdies am First zwar paarweise miteinander verbunden, aber stets nur ganz roh und rudimentär wie eben echte Rofenhölzer zusammengeblattet und mit einem derben Rofennagel gesichert ²⁸⁾. Ebenso stellt beim "Pfettenstuhldach" sowohl gerüsttechnisch wie auch, vom praktischen Aufziehen des Daches her gesehen, der sogenannte "Stuhl" ein wesentliches und primäres Gerüstelement für alle derartigen Dachtypen dar, die wir von Oberkärnten im Südwesten über das Liesergebiet und den salzburgischen Lungau, die ganze westliche Obersteiermark mit dem obersten Mur- und Ennstal bis in das Salzkammergut und Alpenvorland feststellen können. Es markiert dabei gleichsam den östlichen Randsaum alpiner Breitgiebelhäuser und leitet gleichzeitig zu den eigentlichen Steildachgerüsten mit Scherenjochen ("Sperrhaxn") bzw. mit (unechten) Schersparren oder echten Sparrengerüsten über. Ich bezweifle dabei nicht, daß es solche oder zumindest verwandte "Mischformen" von Dachwerken auch anderweitig in den Alpen (z.B. Kanton Luzern, Tessin) gibt, aber auch diese müßten eben genauer erhoben und untersucht werden, ebenso wie ich das vor einiger Zeit - als eine bewußte Herausforderung aller Simplifizierungen und Puritanismen - im ostalpinen Übergangsbereich versucht habe ²⁹⁾. Innerhalb der kurzen hier verfügbaren Zeit sei wenigstens stichwortartig angedeutet, daß sich von dieser Dachbauweise sowohl zu dem östlichen anschließenden und bisher ja auch noch keineswegs hinreichend abgeklärten unechten oder sogenannten "Schersparrendach" ³⁰⁾ wie auch andererseits zu den westlich anschließenden alpinen Systemen

flachgeneigter Pfettendächer, besonders wenn man dabei auch die autochthone örtliche Terminologie mit heranzieht, interessante genetische Aufschlüsse über die historischen Hausbauformen und Dachwerke in unseren Ländern ergeben dürften, welche die besondere Bedeutung dieses wichtigen Elementes der Hausbautechnik, nämlich des Dachgerüstes, nachdrücklich unterstreichen.

Ad 2) Für die Hausforschung scheint mir ganz generell eine vermehrte Beachtung und Berücksichtigung fundierter Hausdatierungen außerordentlich wichtig zu sein. Daß dazu auch historische Quellen anderer Art, namentlich *a r c h i v a l i s c h e* Grundlagen wichtige hauskundliche Aufschlüsse ergeben können, steht außer Frage. Ich verweise dabei nur auf Hausbauangaben in den seit dem 15. Jahrhundert gebräuchlichen sogenannten Ehrungsbüchern oder Anlaitlibellen, wie ich sie selbst für den Anfang des 16. Jahrhunderts aus dem Stiftsarchiv St. Paul im Lavanttal in größerer Zahl angezogen habe. Solche Quellen freilich kann man nicht vom Schreibtisch aus theoretisch deuten und interpretieren, sondern nur von den Erfahrungen und Ergebnissen einer umfassenden gleichzeitigen empirischen Feldforschung her ³¹⁾. Im Falle von St. Paul in Unterkärnten ergaben sich daraus erste zuverlässige Unterlagen für unsere Kenntnis vom mittelalterlichen Bauernhaus dieser ganzen Landschaft Unterkärntens, das hier noch als "Stube" oder "Stube mit Vorlaube" bezeichnet ist und ganz unbezweifelbar auf ein sehr primäres Einraum-Wohnen in einer mächtigen Rauchstube mit Mittelstütze und mit einer mehr und minder offenen Vorlaube nachzuweisen ist ³²⁾.

Ad 3) Hinsichtlich des von mir seit jeher praktizierten und vertretenen Prinzips einer bereichsweisen *G e s a m t i n v e n t a r i s a t i o n* und vollwertigen Breitenforschung in unserer Disziplin darf ich zum Abschluß gleichfalls auf eine nunmehr ungekürzte publizierte Arbeit mit dieser Vorgangsweise hinweisen. Die totale Er-

fassung der Bestände an Bauten gewährleistet nämlich erst eine vollwertige und überzeugende Aufschließung und Einarbeitung einer bestimmten überschaubaren Hauslandschaft. Im vorhin genannten Fall handelt es sich um die bereits erwähnte Darstellung von Elfi Lukas über "Haus und Gehöft im Obdacherland" ³³⁾. Jede andere flächenmäßige Darstellung historischer ländlicher Baubestände muß demgegenüber mit dem Vorbehalt einer subjektiven Auswahl oder sogar Einseitigkeit rechnen. In einer fundierten Hausforschung wird man daher auf die Berücksichtigung der anstehenden Gesamtbestände nicht verzichten können, weil erst durch sie exakte Unterlagen über diese Bestände eingebracht und die tatsächlichen Relationen und Sachverhalte etwa auch für eine Unterscheidung der verschiedenen Bautypen und Altersschichten meßbar werden und auf diese Weise die Dinge bis in viele Einzelheiten (Hausmerkmale) hinein nicht zuletzt auch quantifizierbar und so tabellarisch überschaubar gemacht werden können.

Das aber führt erst wieder zu jenen so außerordentlich wichtigen j ü n g e r e n Generationen ländlicher Hausbaubestände und Bauernhäuser, die nicht nur zahlenmäßig sondern letztlich auch substantiell, d.h. siedlungs-, volks- und allgemeiner kulturkundlich doch gewichtig genug und an sich wohl auch nicht weniger interessant für uns sein müssen, als die klassischen Altformen. Das sogenannte "Erzherzog-Johann-Haus" in der Steiermark, das Zelt-dachhaus oder "Stöckl" Innerkärntens nach dem Vorbild der Herrenhäuser des Empire etwa und - weiß Gott! - so manches "Schweizer" oder "Tiroler Haus" aus dem österreichischen Biedermeier ³⁴⁾ fallen u.a. in diese jüngere Bauschicht von Landhäusern herein. Die Hausforschung wird sich ja auch um sie und um ihre noch jüngeren Folgegenerationen mit mehr Nachhaltigkeit und sachlicher Methode annehmen und sie wird auch dafür eine entsprechende Breiten- und Schichtenforschung aufbauen müssen,

um die Masse ländlichen Bauens überhaupt erfassen und letztlich beurteilen zu können. Wie allgemein in der Volkskunde so stehen wir heute auch in der Hausforschung nicht mehr auf jenem verjährt und von einer gewissen Sachromantik bestimmten Standpunkt, daß nur ein möglichst "altes" und dadurch womöglich besonders auffallendes Bauernhaus allein Gegenstand unseres Interesses und unserer Bemühungen sein kann.

Anmerkungen:

- 1) Konrad B e d a l, Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur (=Beiträge z. Volkskultur in Nordwestdeutschland, hrsg. v. d. Volkskundlichen Kommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Heft 8), Münster 1978, S. 1 f.
- 2) Eine umfassende Geschichte der Hausforschung in Österreich im eigentlichen Sinne fehlt bisher. Sie erscheint jedoch sowohl in die entsprechenden deutschen Darstellungen und Forschungsberichte bis in die neueste Zeit (W. Peßler, K. Baumgarten, G. Eitzen, T. Gebhard, J. Hähnel u.a.) wie auch in die einschlägigen Bibliographien (K.A. Sommer, J. Hähnel) wesentlich mit einbezogen. Abschnittsweise vorbereitet wurde sie u.a. etwa durch Gustav B a n c a l a r i, Die Hausforschung und ihre bisherigen Ergebnisse in den Ostalpen. In: Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins 1893 (als Separatdruck Wien 1893); Karl R h a m m, Der heutige Stand der deutschen Hausforschung und das neueste Werk Meitzens. In: Globus 71, Braunschweig 1897, S. 169-176, 183-188, 206-214 (mit scharfen Angriffen gegen A. Meitzen); Viktor von G e r a m b, Der gegenwärtige Stand der Hausforschung in den Ostalpen; mit besonderer Berücksichtigung der Grundrißformen. In: Mitt. d. Anthropolog. Ges. Wien 38, Wien 1908, S. 96-135; Arthur H a b e r l a n d t, 60 Jahre vergleichende Bauernhausforschung im Rahmen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. In: Mitt. d. Anthropolog. Ges. Wien 82, Wien 1952, S. 22-32; derselbe, Probleme und Aufgaben der Hausforschung im Burgenland. In: Burgenländische Beiträge zur Volkskunde (=Veröffentl. d. Österreichischen Museums für Volkskunde 2), Wien 1953, S. 33-43; Leopold S c h m i d t, Bauernhausforschung und Gegenwartsvolkskunde. In: Österr. Zeitschr. f. Volkskunde XXIX/78, Wien 1975, S. 307-324; oder zuletzt in einem kurzen Abriß bei Elisabeth T o m a s i, Historische Gehöftformen. In: Österreichischer Volkskundeatlas. Kommentarband VII, Wien 1980, S. 73-76.
- 3) Zur einstigen Bedeutung der Hausforschung Österreichs vgl. Leopold S c h m i d t, Geschichte der österreichischen Volkskunde, Wien (1951), S. 112-116; Konrad B e d a l, Historische Hausforschung (wie Anm. 1), S. 6-9.

- 4) Zum Begriff der "Gefügeforschung" vgl. Josef S c h e p e r s, Das Bauernhaus in Nordwestdeutschland, Neudruck Bielefeld 1978, S. 63 und weitere; Konrad B e d a l, Historische Hausforschung (wie Anm. 1), S. 10.
- 5) Vgl. Oskar M o s e r, Das Baualter des bäuerlichen Wohnhauses im polit. Bezirk Wolfsberg in Kärnten. In: Berichte z. Landesforschung und Landesplanung I/1, Klagenfurt 1957, S. 27-43 (mit 1 Karte); Gunter D i m t, Probleme und Methoden der Hausforschung am Beispiel der Eisenwurzen. In: Mitteilungsblatt d. Arbeitskreises der Betreuer volkskundlicher Sammlungen usw. = Beiträge zur Sachvolkskunde Jg. 1975, Nr. 5, S. 2-5; Oskar M o s e r, Zu den "Problemen und Methoden der Schichtanalyse in der Hausforschung", ebenda: Jg. 1975, Nr. 7, S. 3-6; Joachim H ä h n e l, Hauskundliche Inventarisierung - Aufgaben, Möglichkeiten, Ergebnisse. In: Rheinisch-westfälische Zeitschr. f. Volkskunde 17, Bonn/Münster 1970, S. 42-57.
- 6) Wilhelm P e ß l e r, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung, Braunschweig 1906; derselbe, Grundzüge zu einer Sachgeographie der deutschen Volkskunst. In: Jahrbuch f. historische Volkskunde II, Berlin 1926, S. 44-75 (mit weiterer Literatur).
- 7) Karten und Aufnahmematerial von z.T. sehr altertümlichen Rauchstubenhäusern ähnlich den Altformen des oberen Murtales (Steiermark) und des salzburgischen Lungaus sind bisher unveröffentlicht geblieben.
- 8) Oskar M o s e r, Ländliche Siedelformen (des Lavanttales). In: Planungsatlas Lavanttal. Verwaltungsbezirk Wolfsberg (Struktur und Entwicklungsprobleme der Landbezirke und autonom. Städte Kärntens, Bd. 1), Klagenfurt 1958, 1. Teil: S. 97-108; Abb. 41-52, Karte 22-27.
- 9) 34 Altobjekte aufgemessen und reingezeichnet, doch harrt auch dieses Dokumentationsmaterial samt umfassenden fotografischen Aufnahmen noch der Veröffentlichung.
- 10) Hans K o t z u r e k, Urtümliche Hausformen auf den Hängen der Saualpe. In: Carinthia I 130, Klagenfurt 1940, S. 179-196 (mit 11 Abb. und Plänen).

- 11) Erika Hubatschek, Bauernhöfe im südöstlichen Kärnten (Arch. f. vaterländ. Geschichte u. Topographie 64), Klagenfurt 1970.
- 11a) Günther Biermann, Das Bauernhaus im Görttschitztal, phil. Diss. Graz 1975 (Maschinenschrift); Elfi Lukas, Haus und Gehöft im Obdacherland, phil. Diss. Graz 1977.
- 12) Vgl. Oskar Moser, Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten (Kärntner Museumsschriften 56), Klagenfurt 1974, S. 165-192 (mit Karte S. 167).
- 13) Oskar Moser, Kärntens ältestes datiertes Bauernhaus. Das Haus Martin/Marasch von 1413 zu Treßdorf im oberen Gailtal. In: Die Kärntner Landsmannschaft, Jg. 1970, Nr. 12, S. 9-14.
- 14) Oskar Moser, Kärntens ältester datierter Ringhof. In: Siedlung, Macht und Wirtschaft - Festschrift Fritz Posch zum 70. Geburtstag, hrsg. v. Gerhard Pferschy (=Veröff. d. Steiermärk. Landesarchivs 12), Graz 1981, S. 227-240.
- 15) Viktor v. Geramb, Das Bauernhaus in Steiermark. In: Zeitschrift d. Histor. Vereines f. Steiermark 9, Graz 1911, S. 188-264.
- 16) Viktor H. Pöttler, Die Hauslandschaften der Steiermark. In: Erläuterungen z. Atlas d. Steiermark, redigiert v. Manfred Straka, Graz 1973, S. 215-229 (zu Karte 41 und mit hauskundlicher Bibliographie).
- 17) Eine Reihe weiterer Untersuchungen und Einzelarbeiten konnten inzwischen abgeschlossen werden oder sind noch im Gange; bisher unveröffentlicht blieben folgende phil. Dissertationen, die am Institut für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität Graz vergeben wurden: Dieter Weiss, Altenberg bei Frohnleiten (Steiermark) - Siedlung, Arbeit und Gerät, Graz 1973 (Maschinenschrift); Bernd Lukesch, Stall und Scheune in der westlichen Mittelsteiermark, Graz 1977 (Maschinenschrift); Franz Lang, Struktur und Entwicklung der Wirtschaftsbauten Scheune, Stall und Stallscheune in der Oststeiermark, Graz 1979 (Maschinenschrift); derselbe, Der oststeirische Ringhof.

In: Reiner Hefte für Volkskunde 1/2, Rein 1980, S. 94-106.

- 18) Karl von S p i e ß, Das Hochkastelhaus südlich des Wechsels und der Pretulalpe. In: Zs. "Deutsche Volkskunde" 3, Berlin 1941, Heft 3/4, S. 115-148 (1 Karte, 57 Abb. u. Pläne).
- 19) Leider hat A. K l a a r diese seine Aufmaßpläne aus der Gegend von Pöllau nie veröffentlichen können.
- 20) Karl H a i d i n g, Zur Hausforschung im Bezirk Liezen. In: Zs. d. Historischen Vereines f. Steiermark 63, Graz 1972, S. 185- 199 (6 Abb.); Viktor H. P ö t t l e r, Der "Sallegger Moar" im Österreichischen Freilichtmuseum. In: Zs. d. Histor. Vereines f. Steiermark 58, Graz 1967, S. 57-69; derselbe, Der "Großschrotter" im Österreichischen Freilichtmuseum, ebenda 69, Graz 1978, S. 5-45; derselbe, Die alte Schule aus Prätis im Österreichischen Freilichtmuseum. In: Volkskultur, Mensch und Sachwelt - Festschrift für Franz C. Lipp (= Sonderschriften d. Vereines f. Volkskunde in Wien, Band 3), Wien 1978, S. 259-292; derselbe, Das Rauchstubenhaus "Laarer" aus St. Nikolai im Sölktal im Österreichischen Freilichtmuseum. In: Volkskundliches aus dem steirischen Ennsbereich - Festschrift für Karl Haiding zum 75. Geburtstag, hrsg. von V. H ä n s e l und Sepp W a l t e r (=Schriftenreihe des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels, Band 1), Liezen 1981, S. 47-74 (22 Abb. u. Pläne); Elfi L u k a s, Der "Moar zu Riedla" in Donnersbachwald. Eines der letzten Rauchstubenhäuser des Bezirkes Liezen, ebenda, S. 75-96 (21 Abb. und Pläne). - Für K ä r n t e n ist in diesem Zusammenhang noch hinzuweisen auf Volker H ä n s e l, Das "Urch-Haus im Kärntner Freilichtmuseum. In: Festgabe f. Gotbert Moro. Beiträge zur Naturkunde u. Kulturgeschichte Kärntens (Kärntner Museumsschriften 54), Klagenfurt 1972, S. 125-143; Karl E i s n e r, Das Bodnerhaus und seine Geschichte. In: Die Kärntner Landsmannschaft, Jg. 1975, Heft 10, S. 13-18.
- 21) Harald S a m m e r, Wohnraum und Wohnen im Grazer Bürgerhaus in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, ungedruckte phil. Diss. Graz 1969; derselbe, Wohnraum und Hausrat im Grazer Bürgerhaus in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 3, Graz 1970, S. 75-94; derselbe, Das Grazer Handwerkerhaus. In: Das steirische Handwerk. Katalog zur 5. Landesausstellung, Teil 1, Graz 1970, S. 109-127; derselbe, Der Steinbruchhof in der oberen

Grabenstraße (mit 9 Abb.), In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 5/6, Graz 1973 (erschienen 1974), S. 71-87.

- 22) Adalbert K l a a r, Baualterpläne österreichischer Städte. Entwurf: Adalbert Klaar; kartograph. Bearbeitung: Fr. Kelnhofer. Hrsg. v. d. Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Kommission f. d. Historischen Atlas d. Alpenländer), Wien 1972 ff.
- 23) Siehe oben Anm. 4.
- 24) Hermann P h l e p s, Holzbaukunst - Der Blockbau, Karlsruhe 1942.
- 25) Dazu vgl. Torsten G e b h a r d, Alpenländische Dachformen. In: Dona Ethnologica. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Leopold Kretzenbacher zum 60. Geburtstag (=Südosteurop. Arbeiten 71), München 1973, S. 139-148.
- 26) Oskar M o s e r, Das Pfettenstuhldach. Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsbereich (=Veröffentl. d. Österreichischen Museums für Volkskunde XVII), Wien 1976.
- 27) Adalbert K l a a r, Bäuerliche Dachstuhlformen in Österreich. In: Volk und Heimat. Festschrift f. Viktor von Geramb, Graz (1949), S. 36 f. und 39.
- 27a) Ad. K l a a r, ebenda S. 35.
- 27b) Näheres zu A. Klaar's wechselnden Ansätzen bei Oskar Moser, Das Pfettenstuhldach (wie Anm. 26), S. 10.
- 28) Vgl. Oskar M o s e r, Das Pfettenstuhldach (wie Anm. 26), S. 19-21 und Abb. 7-8.
- 29) Oskar M o s e r, ebenda S. 49-52: Zur Stellung des Pfettenstuhldaches innerhalb der alpenländischen Dachbauweisen.
- 30) Vgl. Oskar M o s e r, Das Bauernhaus (wie Anm. 12), S. 54 f. und Abb. 8; derselbe, Das Pfettenstuhldach (wie Anm.

26), S. 17-19 und Abb. 7 B.

- 31) Oskar M o s e r, Die Hausangaben in St. Pauler Ehrungsbüchern und die Rauchstubenhäuser Unterkärntens. In: Carinthia I 167, Klagenfurt 1977, S. 152 f. und 214-234.
- 32) Oskar M o s e r, ebenda, S. 234-240.
- 33) Elfi L u k a s, Das Umadumhaus und andere Norische Gehöfte im Obdacherland (mit einem Vorwort von Hanns K o r e n), Graz (1979), (84 Zeichnungen u. Pläne, 1 Karte, 71 Fotos).
- 34) Vgl. dazu Leopold S c h m i d t, Bauernhausforschung und Gegenwartsvolkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXIX/78, Wien 1975, S. 317-323, mit bemerkenswerten Nachweisen zur modischen Verbreitung und eigenartigen sozialen Diffusion des "Tiroler Hauses" und des sentimental "Schweizer Stils" im Hausbau Österreichs.

PROBLEME DER HAUSFORSCHUNG AM BEISPIEL DER ÖSTERREICHISCHEN DONAULÄNDER

Von Gunter Dimt, Linz

Bei dem Versuch, eine Bestandsaufnahme über Sinn, Aufgaben und Ziele der Hausforschung in Ober- und Niederösterreich aufzustellen, drängt sich zunächst ein ganzer Katalog von grundsätzlichen Fragen auf, denen nicht aus dem Wege gegangen werden kann.

Da ist zunächst einmal die Frage nach dem Terminus "Hausforschung". In dem vor zwei Jahren erschienenen, einführenden Werk Konrad Bedals¹ "Historische Hausforschung", dessen Stellenwert für die österreichische Hausforschung in Oskar Mosers² treffender Rezension nachzulesen ist, wurde gleich im ersten Kapitel "Hausforschung als Wissenschaft", dem Arbeitsgebiet und der Abgrenzung der Hausforschung entsprechende Beachtung geschenkt. Bedal schreibt unter anderem: "Häuser sind komplex, nach vielen Richtungen hin deutbar. Hausforschung untersucht vor allem 1.) ihre bauliche und räumliche Erscheinung und fragt 2.) nach ihrer funk-

tionalen und sozialen Bedeutung." Hinter diesem unscheinbaren Satz verbirgt sich die hauskundliche Strukturforschung, deren Möglichkeiten von Konrad Bedal 1976³ in der Zeitschrift für Volkskunde unter dem Titel "Gefüge und Struktur" sehr eingehend aufgezeigt wurden. Diesen Aufsatz möchte ich vor allem den Kollegen empfehlen, die erst im Begriffe sind, sich mit der Hausforschung vertraut zu machen. Bedal setzt dann fort: "Hausforschung versteht sich im allgemeinen als eine historische Disziplin, als Geschichte des Profanbauwesens." Hier möchte ich - und das durchaus im Sinne des Autors - einwerfen, daß es schließlich auch Zeitgeschichte gibt, die sich im Haus- und Siedlungswesen niederschlägt und ebenso Beachtung verlangt wie die sogenannten "historischen" Formen. Doch setzen wir fort mit Konrad Bedal: "Als zugleich volkskundliche Forschungsrichtung legt sie - die Hausforschung - das Schwergewicht vor allem auf das profane und private Bauwesen. Im Mittelpunkt des Interesses stehen so seit jeher "Bauen und Wohnen" der großen Masse der Bevölkerung, d.h. Wohnhäuser und die mit ihnen zusammenhängenden Wirtschaftsbauten". Der Hinweis auf das Wohnen eröffnet ein weiteres Kapitel des ungeheuer komplexen Begriffes der Hausforschung. Hierher gehören nicht nur die entwicklungsgeschichtlich bedingten Abfolgen in der "Wohnkultur", sondern auch die auf sozialen und rechtlichen Grundlagen basierenden, meist gravierenden Gegensätze in der Lebensweise verschiedener Bevölkerungsschichten. Auch das scheinbar grundsätzlich polare Begriffspaar "Stadt - Land" hat ursächliche Wurzeln in verschieden geartetem Wohnen.

Konrad Bedal bemerkt weiter: "Den zahlenmäßig wesentlichsten Anteil am profanen Bauwesen haben Bauernhaus und Bürgerhaus, Begriffe, die formelhaft für das traditionelle Arbeitsgebiet der Hausforschung stehen können. Häufig wurde die (volkskundliche) Hausforschung nur mit dem ersten Teil dieses Begriffspaares iden-

tifiziert und firmierte dann als bloße "Bauernhausforschung". Diese längst nicht mehr gültige Einengung ist insoweit nicht ganz ohne tieferen Grund, als schließlich bis weit ins 19. Jahrhundert rund 90 % der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig waren". Soweit ein Auszug aus Bedals Grundsätzen zur Hausforschung als Wissenschaft.

Wie steht es tatsächlich um den Stand der Forschung in den österreichischen Donauländern?

Da ist zunächst einmal der übergeordnete Begriff der Siedlung zu erwähnen. Das Haus in der Kulturlandschaft ist eingebunden in die Siedlung, die Siedlungslandschaft. Adalbert Klaar hat immer und immer wieder auf das untrennbare Begriffspaar "Haus und Siedlung" hingewiesen.

Rein siedlungskundliche Arbeiten mit Untersuchung der Siedlungs- und Flurformen sind in den letzten Jahren in regional nur eng begrenztem Umfang erschienen, meist in Zusammenhang mit anderen Forschungsthemen.

Eine unentbehrliche archivalische Hilfe ist zweifellos für den niederösterreichischen Bereich das historische Ortsnamenbuch von Heinrich Weigl⁴, Oberösterreich ist diesbezüglich noch auf das Werk Konrad Schiffmanns⁵ angewiesen, das - vor allem wegen einer Reihe von Fehlinterpretationen - überarbeitet werden müßte.

Von der geographischen und kartographischen Seite her, bieten die Bundesländeratlanten für Niederösterreich⁶ und Oberösterreich⁷, sowie die Kartenblätter des ÖVA einen ersten Überblick über Siedlungs- und Flurformen, deren Verbreitung und Typisierung. Im Detail wird man aber auch hinkünftig die entsprechenden Mappenblätter des Franziceums einsehen müssen. Dieses - oft geschmähte und mit Skepsis betrachtete - gewaltige Aufnahmewerk des Biedemeier ist mit seinen amtlich einheitlichen Beschreibungen und Mappenaufnahmen auch für den Hausforscher eine unentbehrliche

Quelle. Für Niederösterreich ist allerdings ein Teil der französischen Aufnahmen während der Zeit von 1938-1945 verlorengegangen.

Ein besonderer Teil der Siedlung ist die Sammelsiedlung, der Weiler, das Dorf, der Markt, die Stadt.

Gerade mit diesen Siedlungskonzentrationen, vor deren Bearbeitung die Mehrzahl der Volkskundler auch heute noch zurückschreckt, haben sich in den letzten Jahren vor allem Historiker, Geographen, Soziologen, Raumplaner und Architekten auseinandergesetzt. Ich darf hier den Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung mit Sitz in Linz und das Ludwig-Boltzmann-Institut für Stadtgeschichtsforschung mit Sitzen in Linz und Wien anführen. Beide Institutionen arbeiten primär historisch, doch ist z.B. die Arbeit am Städteatlas mit einer Vielzahl von Daten verbunden, die für den Volkskundler durchaus von Interesse sind.

Vor zwei Jahren wurde ein Referat mit der Bezeichnung "Althäuser in Städten und Märkten" eingerichtet, das von mir in freier Mitarbeit betreut wird.

Für die Siedlungskunde interessant sind auch die von der Projektgruppe Raumordnung erstellten Unterlagen zum Raumordnungskataster⁸ bei der Bauabteilung der OÖ Landesregierung. Hier werden unzählige Daten über Siedlung, Verkehrswesen, Infrastruktur, Bevölkerung usw. gesammelt, die Mehrzahl der Daten ist bereits über EDV abrufbereit. Ein Teilbereich, der umfassende Kulturgüter- und Ortsbildkataster ist soweit fertiggestellt, daß Interessenten über den jeweiligen Stand pro Gemeinde informiert werden können.

Für den Bereich von Wien möchte ich auf die publizierten Forschungen von Elisabeth Lichtenberger: Die Altstadt von Wien, hinweisen. In diesem Werk wurde auf historisch-geographischer Basis versucht, das Werden der heutigen Wiener Innenstadt, von den frühmittelalterlichen Anfängen bis in unsere Zeit, darzustellen, der

Versuch einer Bürgerhaustypologie von der Gotik bis zur Gründerzeit kann als Einführung in die Wiener Bürgerhausforschung gewertet werden.

Haus- und Siedlungskunde als primär historische Wissenschaft – die Aufarbeitung der besonders gefährdeten historischen Substanz ergibt eben ein Nachhinken hinter der unmittelbaren Gegenwart – muß sich auch mit Dingen beschäftigen, die nicht mehr sichtbar sind. Ich denke da zunächst einmal an den Einsatz der Archäologie, vor allem der des für uns relevanten Mittelalters. In diesem Bereich, der von unseren Archäologen gerade erst entdeckt wird, wäre eine Zusammenarbeit besonders wichtig und wünschenswert. Torsten Gebhard⁹ hat das ja schon im Jahre 1958 mit seinem Aufsatz "Das Verhältnis der Bauernhausforschung zur hauskundlichen Arbeit der Vor- und Frühgeschichte" zum Ausdruck gebracht.

In Niederösterreich bzw. in den unmittelbar angrenzenden Gebieten Mährens ist gerade in letzter Zeit ein positiver Aufschwung zu bemerken, um so stiller ist es in Oberösterreich, wo Grabungen zwar frühbajuvarische Grabfunde, aber leider noch immer keine Siedlungsspuren erbracht haben. Besonders die bei uns noch in den Kinderschuhen steckende Wüstungsforschung¹⁰ könnte noch so manche Lücke schließen, die derzeit nur durch hypothetische Annahmen abgedeckt werden kann.

Ein positives Beispiel dieser Art sind die Grabungen beim heute mährischen Ort Zlabings (Slavonice), die dem abgekommenen Ort Pfaffenschlag¹¹ galten und deren Ergebnisse für die Haus- und Siedlungsforschung in weiten Gebieten des Mühl-, Wald- und Weinviertels von unschätzbbarer Bedeutung sind. Nicht unerwähnt kann und darf das Institut für mittelalterliche Realienkunde mit Sitz in Krems bleiben, das durch seine gezielte Forschungstätigkeit ein Vakuum ausfüllt, das vom einzelnen Hausforscher nicht gefüllt werden kann. Ich darf auf die Tagungen und die bereits erschie-

nenen Vortragsbände zu den Themen "Das Leben in der mittelalterlichen Stadt" und "Europäische Sachkultur des Mittelalters" hinweisen. Doch wenden wir uns nun endgültig dem Haus als Objekt volkskundlicher Forschung zu. Die Ausgangslage ist zu bekannt, um hier nochmals ausgebreitet werden zu müssen. Auf den programmatischen Apell Adalbert Klaars¹² in seinem Aufsatz "Wege und Ziele der Hausforschung", erschienen 1942, gab es kein Echo.

Wohl wurde in der NS-Zeit die "Mittelstelle Deutscher Bauernhof" ins Leben gerufen, doch ist deren Tätigkeit nie über Anfänge hinausgekommen, bereits Aufgenommenes verbrannte in der Zentralstelle in Berlin, wenige Restbestände sind im Nachlaß Rudolf Heckls¹³, der sich im OÖ Landesmuseum befindet, erhalten. So bleiben denn die Ergebnisse der hauskundlichen Feldforschung in Ober- und Niederösterreich zum überwiegenden Prozentsatz das Verdienst einer einzigen und einzelnen Forscherpersönlichkeit, nämlich Adalbert Klaars. Ihm verdanken wir Bauaufnahmen von Bauernhäusern aus dem Wein- und Waldviertel, dem Wienerwald, dem Alpenvorland, dem Mühlviertel und Einzelvermessungen aus dem Inn- und Traunviertel. Klaar hat dabei keine Rücksicht auf die zeitliche Stellung des Objekts genommen, er hat nie "Schichtenforschung" betrieben. Das erklärt auch die breite Streuung der Objekte, die vom 16. bis zum 20. Jahrhundert reicht. Für dieses Material, das zu einem großen Teil nie publiziert wurde, müssen wir nicht zuletzt auch deshalb so dankbar sein, weil es nach der 1955 einsetzenden Erneuerungswelle gar nicht mehr erbracht hätte werden können.

Derzeit ist die Feldforschung - was den Bereich des Bauernhauses angeht - in den Donauländern offensichtlich an einem Punkt der Stagnation angelangt, obwohl die Zeitumstände ein rascheres Handeln als je zuvor verlangen.

Aus vielen Landschaften Ober- und Niederösterreichs existiert fast

kein oder gar kein Aufnahmematerial, vollständige Inventarisierungen ganzer Landstriche – die anderswo längst durchgeführt sind – bleiben ein Wunschtraum. Ich selbst konnte nur einen kleinen landschaftlichen Teilbereich im Voralpenland zwischen Enns und Erlauf in groben Zügen durchforsten, auch aus dem oberen Pielachtal kommen noch Aufnahmen hinzu.

Ein besonderes Anliegen war mir stets der Bereich der Temporärsiedlung und so gibt es einige Aufnahmen von Almen im niederösterreichisch-steirischen Grenzgebiet, sowie aus dem oberösterreichisch-steirischen Raum, besonders vom Toten Gebirge und dem Plassenstock. Einzelaufnahmen von Häusern aus dem oberen Mühl- und Traunviertel, sowie eine Vielzahl vermessener Kleinbauten wie Heuhütten, Stadel, Kastenspeicher und dgl. – alles in allem vielleicht 300–400 Objekte, liegen aus Ober- und Niederösterreich vor.

Doch nun zu den zukünftigen Aufgaben der Bauernhausforschung – behalten wir diesen Terminus einmal bei – in den Donauländern: Da gilt es zunächst einmal, durch Feldforschung jene Lücken¹⁴ zu schließen, die heute noch regional vorhanden sind: das Alpenvorland vom Wienerwald bis zur Traisen, der gesamte Nordsaum der Voralpen mit seiner Vielzahl von Sonder- und Mischformen vom Wienerwald bis in das Mondseeland, das Donautal – speziell die Wachau, das Mostviertel, das oberösterreichische Traunviertel mit seinen Vierseit- und Vierkanthöfen – man möchte es nicht für möglich halten, aber es existieren kaum 10 brauchbare Bauaufnahmen von Vierkanthöfen! Gerade der Vierkanthof¹⁵ in seinen Spielarten und Lokalvarianten und die mit ihm verbundenen Misch- und Übergangsformen, die sich allesamt langsam etwa ab 1600, rasch aber erst seit 1848 entwickelt haben, ist als donauländisches Spezifikum besonders interessant und beachtenswert. Wahrscheinlich hat die Annahme, der Vierkanthof sei der Gipfel- und Endpunkt

einer zum Stillstand gekommenen Entwicklung, dazu geführt, primär alle anderen Gehöftformen des Donauraumes zu erforschen, den Vierkanthof aber quasi "auf Eis zu legen", bis alle anderen Probleme erledigt wären. Die stürmische Umstrukturierung im landwirtschaftlichen Bauwesen hat jedoch auch dem Vierkanthof erheblich zugesetzt, und es ist heute kaum noch möglich, repräsentative Höfe mit Zwischenkriegsstandard aufzuspüren.

Genau so wichtig wie die Schließung regionaler Lücken ist die hauskundliche Schichtenforschung, also die Erstellung historischer Entwicklungsreihen für die verschiedenen Haus- und Hofformen. In den hauskundlichen Arbeiten über die Donauländer wurde in der Regel nur der "status quo", also die Letztform eines Haus- oder Gehöfttypus, aufgezeigt, dadurch konnte mancherorts der Eindruck entstehen, daß Haus- und Gehöftformen statische Gebilde sind. Daß dies durchaus nicht der Fall ist, wissen alle, die schon einmal versucht haben, der Herkunft und den Wurzeln eines rezenten Typs nachzuspüren. Ich selbst habe in Teilpublikationen¹⁶ versucht, Haus- und Gehöftformen der Frühneuzeit und ihre Bedeutung für das Hauswesen des 19. und 20. Jahrhunderts aufzuzeigen. Besonders schwierig und verantwortungsvoll wird diese Aufgabe, wo der Hausforscher den gesicherten Boden der Feldforschung verläßt und auf archivalisches, linguistisches und archäologisches Material angewiesen ist. Diese Schwelle kann regional sehr verschieden sein, wird für die westlichen Donauländer den Zeitraum von ca. 1500-1600, für die östlichen etwa die Zeit von 1600-1700 bedeuten.

Wie wichtig aber derartige Arbeiten für das Verständnis jüngerer Formen sein können, soll ein Beispiel zeigen: Torsten Gebhard hat 1952 auf Grund einer archivalischen Quelle des 15. Jahrhunderts einen spätgotischen Bauernhaustyp aus der Oberpfalz rekonstruiert, der noch sehr gut die Rationalisierungsbestrebungen des Hochmittelalters zeigt. Er kann - rein vom Typ her - als Vorläu-

fer unseres Mittertennhofes, aber auch als Nachfahre des aus der lex Baiuvariorum - neuerdings auch aus Grabungsbefunden - bekannten Baiernhauses interpoliert werden.

Erst wenn wir von möglichst vielen Haus- und Gehöftformen diese Schichtenfolge zurückverfolgen können, werden wir Aussagen über Evolutionen und Revolutionen in der Siedlung, der Landwirtschaft und im Bauwesen machen können.

Wir werden dann auch bisher nur vermutete Zusammenhänge zwischen Bauern- und Bürgerhaus aufdecken, deren gemeinsame Wurzel in der Zeit um 1000 n. Christi Geburt zu suchen sein wird.

Das sogenannte "Bürgerhaus", das soeben angesprochen wurde, war schon immer ein Stiefkind der österreichischen Hausforschung. Einer Rezension von Otto Borst entnehme ich folgendes Zitat, das m. E. die Situation charakterisiert: "Die Zunftgeschichte geht einer Renaissance entgegen, wer an Leopold Schmidts jüngst bei dtv. mit dem Untertitel "Zeugnisse alter Handwerkskunst" erschienenes Büchlein über Zunftzeichen denkt, eine Wiedergeburt mit leicht nostalgischer Note. In ernsthaftem, den Gesamtkomplex der Thematik angehendem Betracht führt die tausendjährige Wirtschaftsform des Stadtbürgers immer noch ein seltsames Schatten-dasein, während man den Wirtschafts- und Sozialformen des Arbeitens in den letzten zwei, drei Generationen Hunderte von anspruchsvollsten Analysen und Beschreibungen geliefert hat." Soweit Otto Borst. Hinzuzufügen wäre noch, daß wir endlich so weit sind, daß das Leben des Arbeiters und somit auch sein Wohnen untersucht wird - denn auch diese Zeugnisse einer heute längst schon bewältigten Vergangenheit verschwinden genau so wie die vielgepriesene "Bauernherrlichkeit" oder das hochgejubelte "Zeitalter des goldenen Handwerks".

Doch zurück zur Siedlungskonzentration und ihren Bauwerken. Seit dem Hochmittelalter wurde speziell der Markt als Rechts-, Wirt-

schafts- und Siedlungsform immer mehr zu einem Katalysator des wirtschaftlichen und kulturellen Austausches zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung. Der Markt wurde zum Umschlagplatz von Waren und Ideen, zum Träger einer kulturellen Dynamik, die seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert in zunehmendem Maße vom Geiste des Humanismus auf gedanklicher Ebene und der Renaissance auf materieller Ebene geprägt war. Nichts verkörpert mehr die Synthese dieser beiden Ebenen, als das Haus dieser Zeit: schon der Standort innerhalb des Siedlungsgefüges charakterisiert das Bauwerk und seinen Besitzer. Obwohl das 16. und 17. Jahrhundert durchaus unruhige Zeiten waren und der Niedergang des zünftischen Handwerks bereits in langen wirtschaftlichen Krisenschatten bemerkbar wurde, bildete das Haus einen ruhenden Pol innerhalb des Auf und Ab von Krieg, Stadtbrand und Plünderung, Reformation und Gegenreformation, Zuwanderung und Exulantenentum. Besitzer kamen und gingen – oft mehrere in nur 10 Jahren – das Haus mit seiner radizierten Gerechtigkeit verblieb meist auf dem seit der Gründungszeit bestehenden Burgrecht. Gerade der wirtschaftliche Niedergang im 17., aber vor allem dann im 18. Jahrhundert, unterband in den meisten Märkten eine Bautätigkeit, wie sie etwa die barocken Residenzstädte erlebten, auch das 19. Jahrhundert machte sich nur wenig bemerkbar, erst in unseren Tagen werden die steinernen Zeugnisse einstigen Wohnens und Wirtschaftens gegen Glas und Beton ausgetauscht. Umso unverständlicher ist die Haltung der Wissenschaft: den Kunsthistoriker interessiert bestenfalls die Fassade, den Historiker die Hausgeschichte, den Architekten vielleicht eine besondere Säulen- oder Bogenkonstruktion – und wo steht die volkswissenschaftliche Hausforschung? Seit Oskar Mosers Rekonstruktionsversuch eines Villacher Bürgerhauses im Jahre 1975 ist meines Wissens von volkswissenschaftlicher Seite kein Versuch mehr gemacht worden, auch diese Komponente der Hausforschung entsprechend zu

würdigen. Mir selbst sind aus Zeitmangel noch kaum zusammenhängende Flächenuntersuchungen mit damit verbundenen Bauaufnahmen gelungen, sieht man von der Erfassung der Häuser an der Ottensheimerstraße in Linz-Urfahr ab, die dem Neubau des Linzer Rathauses weichen mußten. Allerdings konnten bereits in vielen Fällen wichtige Einzeldokumentationen knapp vor Abbrüchen oder einschneidenden Umbauten erreicht werden.

Um aber einen Katalog der aufzunehmenden Bauten erstellen zu können, ist die vorherige Analyse des Siedlungsgrundrisses nach sozialtopographischen Gesichtspunkten unerlässlich¹⁷.

Machen wir noch einmal an Hand von 3 Beispielen die Probe aufs Exempel:

1. Der Donaumarkt Mauthausen präsentiert sich als typischer Ufermarkt am Nordufer der Donau, zwei zum Strom parallel laufende Häuserzeilen umfassen den rechteckigen Marktplatz. Kirche und Friedhof liegen hochwassersicher auf einem Granitsporn, ca. 20 m über dem Marktplatz. Die tief eingeschnittenen Gräben, die von der Donau auf das Hochplateau des anstoßenden Mühlviertels reichen, bieten kaum Platz für eine bedeutende Bebauung.

Trägt man nun die Berufs- und Sozialstruktur an Hand der Unterlagen des Franzisceums ein, ergibt sich folgendes Bild: die nächst der Donau liegende Häuserzeile ist im Besitz des angesehenen Bürgertums wie Großhändler, Kaufleute, Wirte, Bäcker, Fleischhauer und Schiffmeister. Die Häuserzeile am Fuß des Hochplateaus wird von Kleinbürgern, vor allem Handwerkern (Schuster, Schneider, Sattler, Hafner, Seifensieder usw.) bewohnt, die Unterprivilegierten wie Bauhandwerker (nicht die Meister!), Schiffknechte (nicht Schiffmeister!) und Tagelöhner müssen mit dem kargen Bauland in den Gräben vorlieb nehmen.

Die Hausstruktur entspricht diesem Befund:

Zwei- und dreigeschossige, gemauerte Häuser mit entsprechend baukünstlerischer Ausstattung und aufwendigem Grundriß entlang der Donau, maximal zweigeschossige, gemauerte Häuser entlang des Hanges, in der Regel eingeschossige Häuser (oft noch in Blockbauweise) in den Gräben.

2. Der Markt Peuerbach, bis 1779 Grenzort gegen das bayerische Innviertel und im 15. Jahrhundert mehrmals Stadt genannt. Die Trennung in den einst ummauerten Markt mit annähernder Kreisform und den Vormarkt, der wie ein konzentrischer Ring herumführt, hat seine Entsprechung in der Sozial- und Baustruktur: Innerhalb der Mauer sitzt das angesehene Bürgertum, vor allem aber die Wirte, die sich schon im ausgehenden Mittelalter das Privileg verschafften, während des ganzen Jahres ausschenken zu dürfen, im Vormarkt gab es zeitliche Beschränkungen - in der Folge konnten sich Wirte und Gastgeber nur mehr im Markt behaupten. Das geht auch eindeutig aus der Baustruktur hervor, rund um den Marktplatz dominieren die großen Wirtshäuser, flankiert von den Bauten der Fleischer und Leinwandhändler. Im Vormarkt hingegen trifft man nur auf die ein- bis zweigeschossigen Häuschen der Handwerker und Tagelöhner, vor allem aber der Weber, die in Peuerbach einige Bedeutung besaßen.

3. Der bis 1782 passauische Markt Obernberg am Inn.

Wie sehr Geomorphologie und Sozialtopographie miteinander verwoben sind, zeigt dieses Beispiel: ca. 50 m über dem Inn liegt auf einer vom Gurtenbach abgegrenzten Terrasse der Markt mit seinem weiten Rechteckplatz. Ursprünglich bestand er bloß aus einem Straßenplatz, der in jüngerer Zeit, als sich das angesehene Bürgertum rund um den Neumarkt ansiedelte, verkümmerte und Vormarktcharakter bekam. Unterhalb dieses den privilegierten Bürgern vorbehaltenen Siedlungsplatzes entstand direkt am Inn der Vormarkt Ufer, der ausschließlich von Schiff-

leuten (nicht Schiffmeistern, die wohnten im Markt!), Schiffszimmerern und Schoppnern bewohnt wurde. Entlang des Gurtenbachs setzten sich nicht nur die wasserabhängigen Gewerbe wie Müller, Lederer, Färber und Gerber, sondern in einem angerartigen Siedlungskern auch andere Handwerker und Bauleute fest. Sie alle bildeten den Vormarkt Gurten. Schließlich entstand ein weiterer Vormarkt am Nonsbach, der ausschließlich von Tagelöhnern und Dienstboten bewohnt wurde.

Dieser sozialen Schichtung entspricht die Baustruktur: zwei- bis dreigeschossige Bürgerhäuser mit aufwendigen Grundrissen, aber auch prächtigen Fassaden und Inneneinrichtungen - ich denke hier an das sogenannte "Woerndlehaus" mit seinen von Johann Baptist Modler ausgeführten Stuckdecken, die dem einstigen Auftraggeber entsprechend Szenen aus der Schifffahrt zeigen - solche Häuser also finden sich nur rund um den großen Platz des Neumarktes. Maximal zweigeschossige Häuser auf wesentlich kleineren Parzellen und sparsameren Grundrissen findet man im alten Markt, im Vormarkt Ufer und im Vormarkt Gurten, bei letzterem ist der Stein- und Ziegelbau schon stark durch Blockbauten des 17. und frühen 18. Jahrhunderts durchbrochen. Fast nur eingeschossige Blockbauten mit elementaren Regelgrundrissen finden sich im Vormarkt am Nonsbach.

Diese direkten Abhängigkeiten der Bau- und Wohnstruktur von der Berufs- und Sozialstruktur ergeben für die Hausforschung eine vielschichtige, aber äußerst lohnende Aufgabe. Überdies treten Berufs- und damit funktionsbedingte Unterschiede in den Baustrukturen auf: obwohl Weber und Färber annähernd gleiches Sozialprestige genießen, formen arbeitsbedingte Faktoren ihre Häuser anders, das gilt ebenso für Schneider und Lederer, Schuster und Hafner usw.

Geringer sind regionale Unterschiede, hier überwiegen vor allem

Stilrichtungen und Moden. Allerdings bestehen über größere Entfernungen - etwa zwischen dem Wiener Becken und dem Innviertel - doch erhebliche Unterschiede in der Konzeption von Grund- und Aufbau. Einen großen Formenkreis, der Nord- und Südtirol, Salzburg, das westliche Oberösterreich und Niederbayern umfaßt, hat Max Eberhard Schuster in der Reihe "Das Deutsche Bürgerhaus" 1952 vorgestellt: den Typus des Inn-Salzach-Hauses. Wie vielschichtig aber innerhalb dieser großen Hauslandschaft die Bauformen wiederum sind, kann nur durch Begehung an Ort und Stelle erfahren werden, da es außer wenigen, verstreuten Einzelaufsätzen, von denen zweifellos der Kurt Holters¹⁸ "Geheimnisse eines Welser Bürgerhauses" der aufschlußreichste ist, kaum Literatur gibt¹⁹. Nur Braunau hatte das Glück, in Artur Waltl²⁰ einen Bearbeiter seiner Haussubstanz zu finden, doch mangelt es auch hier an wissenschaftlich einwandfreien Bauaufnahmen - mit welchem Stichwort ich das letzte Kapitel meiner Überlegungen, betreffend Möglichkeiten einer Verbesserung des Forschungsstandes, einleiten möchte.

Derzeit sind die Hausforscher schon von der Zahl her hoffnungslos im Nachteil - wobei ich unter Hausforscher jene Leute verstehe, die auf Grund ihrer Ausbildung oder ihres angeeigneten Wissens und Könnens in der Lage sind, volkskundlich-technisch-historisch, mit einem Wort wissenschaftlich einwandfrei zu arbeiten und das in der Praxis auch tun.

Daß Hausforschung bisher keine selbständige Wissenschaft ist - obwohl die Berechtigung meiner Meinung nach durchaus gegeben wäre - macht sich sehr nachteilig bemerkbar. Auch die Bewertung Leopold Schmidts, daß technische Hausforschung eher in den Bereich einer erweiterten und erneuerten Landeskunde als zur Volkskunde gehöre, hat unserer Disziplin sicher nicht genützt und das Vakuum nach dem Ausscheiden Adalbert Klaars aus dem Hochschul-

betrieb wird sich noch lange im Mangel an Nachwuchs bemerkbar machen. Derzeit werden nur an der Technischen Universität Wien unter Prof. Koepf Bauaufnahmen durchgeführt, die jedoch unter anderen Gesichtspunkten entstehen als die für eine volkskundliche Hausforschung relevanten, auch fehlen die begleitenden archivalischen und vergleichenden Studien. Es stellt sich generell die Frage, ob es überhaupt möglich ist, im herkömmlichen Hochschulbetrieb mit seiner doch großen Fluktuation Hausforschung mit längerfristigen Zielen zu betreiben. Da Forschungsaufgaben auch von den jeweiligen Landesdienststellen - Landesbauabteilungen, Landesmuseen - nur in eng begrenztem Umfang wahrgenommen werden können, liegt das Feld der Hausforschung vollkommen brach. Hinzu kommt noch, daß im Zeitalter eines immer stärker werdenden staatlichen Einflusses, angefangen vom staatlichen Mäzenatentum über "verbeamtete Kultur" bis zum verbürokratisierten Bauwesen, auch im Falle der Hausforschung der Ruf nach einer öffentlich-rechtlichen Institution laut wird, die sich mit diesen Angelegenheiten befassen soll. Vom Idealismus und von der wissenschaftlichen Begeisterung eines Adalbert Klaar ist nichts geblieben - außer seinen Aufnahmen und Schriften.

Vielleicht ist die Volkskundetagung in Feldkirch der erste Schritt zu einem neuen Anlauf, die Zeit drängt mehr, als wir allesamt glauben.

Anmerkungen

- 1) K. Bedal, Historische Hausforschung. Eine Einführung, Begriffe und Literatur. Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Heft 8, Münster 1978
- 2) O. Moser, Konrad Bedal - Historische Hausforschung. Rezension. In: Österr. Zeitschrift f. Volkskunde, Bd. 82, Heft 4, S. 344-349, Wien 1979
- 3) K. Bedal, Gefüge und Struktur. Zu Standort und Arbeitsweise volkskundlicher Hausforschung. In: Zeitschrift f. Volkskunde, 72. Jg., 1976, II. Bd., S. 161-176
- 4) H. Weigl, Historisches Ortsnamenbuch von Niederösterreich. Wien, ab 1964
- 5) K. Schiffmann, Historisches Ortsnamenlexikon des Landes Oberösterreich. Linz, 1935-1940
- 6) Atlas von Niederösterreich, herausgegeben von der Kommission für Raumforschung und Wiederaufbau d. Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Verein f. Landeskunde von NÖ., Wien 1951-1958
- 7) Atlas von Oberösterreich, herausgegeben vom Institut für Landeskunde von OÖ., Linz, ab 1958
- 8) Hiezu: H.P. Jeschke, Erhebung der Kulturgüter in Oberösterreich. In: OÖ. Heimatblätter 28 (1974) 3/4, S. 159
ders., Ortsbildschutz und Ortsbildpflege im ländlichen Raum - einige Überlegungen zur Notwendigkeit einer umfassenden Erhebung unseres kulturellen Erbes. In: Der Aufbau, Wien 1977, 6/7, S. 212
Als spezielles Beispiel der Zusammenarbeit zwischen Baupraxis und Hausforschung wird angeführt:
Umfassende Kulturgüterkarte Attersee, Weiler Palmsdorf und Mittertenn-Einhof, herausgegeben von der Projektgruppe Raumordnung, Linz 1978 mit Beiträgen von Jeschke, Dimt und Spielhofer
- 9) T. Gebhard, Das Verhältnis der Bauernhausforschung zur hauskundlichen Arbeit der Vor- und Frühgeschichte. In: Germania, Jg. 36, 1958, Heft 3/4, S. 401-409

- 10) Zusammenfassende Beiträge über mittelalterliche Wüstungsforschung in unseren Nachbarländern:
 W. v. Guyan, Zur ländlichen Wüstungsforschung in der Schweiz. In: Geographica Helvetica 1979, Nr. 1, S. 1-8
 V. Nekuda, Zum Stand der Wüstungsforschung in Mähren (CSSR). In: Zeitschrift f. Archäologie des Mittelalters, Jg. 1, 1973, S. 31-58
- 11) V. Nekuda, Pfaffenschlag - Zaniklá středověká ves u slavonic, Brno 1975
- 12) A. Klar, Aufgaben und Ziele einer technischen Hausbauforschung. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Heft 3-4, 47. Jg., 1942
- 13) Das sogenannte "Heckl-Archiv" gliedert sich in eine Plänesammlung und das Fotoarchiv.
 Die Plänesammlung umfaßt ca. 100 vollständige Bauaufnahmen von Bauernhäusern, verschiedenen Nebengebäuden sowie Klein- und Söldenhäusern. Die Bauaufnahmen entstanden zumeist während der letzten Kriegsjahre (Studentenaufnahmen der T.H. München und der Staatsgewerbeschule Linz) bzw. in den ersten Nachkriegsjahren (Pläne von F. Koll, angefertigt im Rahmen seiner Tätigkeit als landwirtschaftlicher Bauberater).
 Das Fotoarchiv umfaßt ca. 3.000 Lichtbilder von R. Heckl und ca. 200 Lichtbilder von Grete Schorsch, die im Auftrage der "Mittelstelle deutscher Bauernhof" während der letzten Kriegsjahre vor allem im Traunviertel und in der Eisenwurzen arbeitete.
 Die heute noch erhaltenen Bauaufnahmen sind vor allem jene Arbeiten, die erst 1944 entstanden sind und die von der Zentralstelle in Berlin nicht mehr übernommen und bezahlt wurden. Die Vermessungsarbeiten mußten auf Weisung des Gauleiters etwa zu Jahresmitte 1944 eingestellt werden.
- 14) Eine Zusammenstellung der im Heckl-Archiv vorhandenen Bauaufnahmen nach den politischen Bezirken Oberösterreichs macht die großen Lücken offenkundig:

Braunau	- 3 Stk.	Kirchdorf	- 3	Rohrbach	- 6
Eferding	- 0	Linz-Land	- 8	Schärding	- 2
Freistadt	- 11	Linz-Stadt	- 0	Steyr	- 4
Gmunden	- 17	Perg	- 5	Urfahr	- 24
Grieskirchen	- 7	Ried i. I.	- 3	Vöcklabruck	- 3
				Wels	- 9

In diesen Zahlen ist das bis Herbst 1980 aufgearbeitete Planmaterial enthalten, doch werden sich die jeweiligen Zahlen nicht mehr wesentlich erhöhen. Es fehlen vor allem noch die von mir aufgenommenen Objekte, die erst reingezeichnet werden müssen.

- 15) Neuerdings hat sich Kurt Holter eingehend mit der Problematik des Vier-kanthofes im pol. Bezirk Wels gefaßt, diese Untersuchungen sollen im Rahmen der ÖKT. veröffentlicht werden.
Hiezu auch: K. Holter, Vom Welser Bauwesen im 19. Jahrhundert. Stadt und Land im Vormärz und die Entwicklung bis zur Gründerzeit. In: 21. Jahrbuch des Museum Vereins, Wels 1977/78, S. 289-320

- 16) G. Dimt, Eine Haus- und Wohnform des 17. Jahrhunderts im Bereich des oberösterreichischen Ennstales. In: Volkskultur/Mensch und Sachwelt, Festschrift für Franz C. Lipp. Wien 1978, S. 63-83
ders., Rezente Altformen des bäuerlichen Wohnhauses im oberen Pielachtal. In: Sammeln und Sichten, Beiträge zur Sachvolkskunde, Festschrift für Franz Maresch, Wien 1979, S. 61-77
ders., Der Stadlbauer in Windhag 1579-1979. In: Waidhofner Heimatblätter, 5/1979, S. 15-26
ders., Siedlung und Haus im Mondseeland und Attergau. In: Der Bezirk Vöcklabruck, Linz 1981, S. 778-793

- 17) An der Erstellung eines "Sozialtopographischen Atlas" der oberösterreichischen Städte auf Grund bauhistorischer Feldstudien und einschlägiger Archivforschung arbeiten derzeit H. Dimt von historischer und G. Dimt von volkskundlich-bauhistorischer Seite. Derzeit sind Enns und Freistadt in Bearbeitung, vom Markt Peuerbach liegen bereits fertige Pläne vor.

- 18) K. Holter, Geheimnisse eines Welser Bürgerhauses. Archäologische Funde und baugeschichtliche Vergleiche. In: 18. Jahrbuch des Musealvereins Wels 1972, S. 17ff

- 19) Eine Zusammenfassung der wichtigsten Literatur für den Zeitraum bis 1600 findet sich bei: G. Dimt, Haus und Wohnung zwischen Mittelalter und Neuzeit am Beispiel Oberösterreichs, Vortrag beim 12. Kolloquium für vergleichende Städtegeschichte, Münster 1981, derzeit in Druck

- 20) A. W a l t l, Baugeschichte der Stadt Braunau am Inn, 1943
ders., Braunau am Inn. Ein Denkmal mittelalterlichen Stadt-
baues, Linz 1949 (Schriftenreihe d.OÖ. Landesbaudirektion Nr.5)

GEGENWÄRTIGE PROBLEME DER HAUSFORSCHUNG IN ÖSTERREICH:

VOLKSTÜMLICHE ARCHITEKTUR IN WIEN

Von Erich Kaessmayer, Wien

Wer das großartige Freilichtmuseum in Stübing durchwandert und die hier zusammengetragenen, repräsentativen Beispiele österreichischer Gehöftformen besichtigt hat, der wird kaum darüber verwundert sein, daß ein Bundesland hier nicht vertreten ist, nämlich die Bundeshauptstadt Wien. Zunächst handelt es sich bei den in Stübing wiedererrichteten Bauten zum überwiegenden Teil um Holzkonstruktionen, welche sich leicht versetzen lassen, weiters um Einzelgehöfte, wogegen im östlichen Österreich der Mauerbau und die Dorfsiedlungen dominieren.

Darüber hinaus aber erscheint die Präsentation der Großstadt im Rahmen einer Zurschaustellung bäuerlicher Kultur als Widerspruch: Ist doch die Beschäftigung mit der sogenannten Volkskultur gerade aus dem Unbehagen mit der städtischen Lebensweise erwachsen,

als Rückzug vom Großstadtbetrieb mit seinen stark fluktuierenden Erscheinungen zur scheinbaren Geborgenheit des Landlebens mit seinen beharrlichen Traditionen. Dieses Element der ständigen Verunsicherung des Städters und seiner Sehnsucht nach einer Atmosphäre der Geborgenheit und Überschaubarkeit ist, trotz dem starken Wandel im ländlichen Bereich, auch in unserer Zeit noch unverändert lebendig, wie das Schlagwort von der "alternativen Lebensweise" beweist. Dem Phänomen der Landflucht steht also (und stand auch früher schon) das der Stadtflucht gegenüber. Beide Tendenzen haben ihre deutlichen Spuren in der Architektur hinterlassen: Während am Land die Hausfassaden mit Ringstraßendekorationen von der Stange geschmückt wurden und heute einer oft mißverstandenen Ortsbildverschönerung im "Haziendastil" zum Opfer fallen, errichteten die Städter ihre Villen im ebenso mißverstandenen "Schweizerhaus"- oder "Salzkammergut-Stil" und heute in den sogenannten "rustikalen" Formen aus dem Baukatalog. Man kann angesichts dieser Tatsachen nur betrübt sagen "Schlag' nach bei Adolf Loos", welcher diese Entwicklung erkannt und kritisiert hat und ihr das Motto gab "nur immer ländlich schändlich!" ("Sämtliche Schriften" I, Wien 1962). Ob diese Erscheinungen allerdings auf unser Jahrhundert beschränkt sind, muß bezweifelt werden. Sicher hat es auch früher immer wieder Wechselwirkungen dieser Art gegeben.

So gesehen schien es nicht sinnvoll, in Stübing ländliche Bauformen aus dem Wiener Raum (etwa in Form einer Weingartenhütte) oder bürgerliche Holzarchitektur (z.B. ein Gartensalettl) als Repräsentanten der Bundeshauptstadt zu zeigen. Es wurde daher erwogen, den Kontrast Stadt - Land bewußt darzustellen und durch einen erhalten gebliebenen Wappenadler von einem der Wiener Stadttore zu demonstrieren. Auch dieser Gedanke konnte letztlich nicht verwirklicht werden. Der Adler steht jetzt in einer U-Bahnstation,

deren Lage zwar etwa seinem ursprünglichen Aufstellungsort entspricht, die aber nicht seiner Bedeutung als Sinnbild imperialer Macht gerecht wird, welche nicht nur der Stadt Wien ihren Glanz verlieh, sondern auch die Grundlage war für die Entwicklung der ländlichen Kultur.

Wenn hier also über die volkstümliche Architektur in Wien berichtet werden soll, so gilt es, zunächst einmal den Begriff des Volkstümlichen auch auf die Großstadt auszudehnen. Gewiß sind im Bereich der heutigen Stadt Wien noch stark ländliche Bereiche anzutreffen, vor allem in den Gebieten jenseits der Donau mit den in ihrer Struktur noch zum Großteil erhaltenen Marchfelddörfern, während die einstigen ländlichen Siedlungen im Westen der Stadt schon längst ihre Eigenständigkeit verloren haben. Hier kann aber nicht von einer spezifischen, bäuerlichen Bauweise in Wien die Rede sein: das Eigentümliche dieser Gebäude liegt in Art und Grad der Urbanisierung, der Umwandlung des zunächst landwirtschaftlichen Gehöftes (zumeist Hauerhäuser) in städtische Wohnhäuser. Dieser Prozeß nun ist aber keinesfalls auf Wien allein beschränkt, er wurde nur hier eben durch die Tatsache erleichtert, daß es sich um Straßen- oder Angerdörfer handelte, deren zeilenmäßige Aneinanderreihung von Gehöften die Übernahme städtischer Formen erleichterte.

Abgesehen davon finden wir in Wien auch im ländlichen (oder einstmals ländlichen) Bereich verschiedene Hausformen, welche durch eine unterschiedliche Entwicklung der verschiedenen Stadtteile bzw. einer verschiedenen landschaftlichen und wirtschaftlichen Grundlage derselben bedingt sind. Diese reichen von der landwirtschaftlich genutzten Ebene des Marchfeldes zu den Abhängen des Bisamberges und des Wienerwaldes mit ihren Weinbaukulturen, zu den Rändern des Waldgebietes mit einstiger Milchwirtschaft und

wieder hinaus über die Abhänge des Wiener- und Laaerberges in die Ebene des Erdbergermais und der Simmeringer Haide mit ihren Gärtnereien. Jedoch auch innerhalb einer bestimmten Wirtschaftsform werden regionale Unterschiede wirksam. Während am Bisamberg die Preßhäuser und Weinkeller in eigenen Kellergassen in den Löß gegraben wurden, die außerhalb des Ortes (Stammersdorf) liegen, sind in den Weinbaugebieten jenseits der Donau (Grinzing, Neustift usw.) die Weinkeller im Hause selbst untergebracht.

Wien hat also durch seine Lage und Größe Anteil an verschiedensten, unterschiedlichsten Gebieten, bezogen auf Ausdehnung, auf geschichtliche Entwicklung sowie wirtschaftliche und soziale Strukturen.

Es war hier zu allen Zeiten der Sammelpunkt der verschiedensten Einflüsse und Erscheinungen, daneben aber immer auch der Ausgangspunkt von Neuerungen.

Es erhebt sich nun vorerst die Frage: Was bedeutet "volkstümliche Architektur"?

Einerseits ist damit das individuell Gebaute gemeint. Obwohl auch diese Bautätigkeit auf Grund bestimmter Regeln erfolgte, sonst gäbe es keine in sich geschlossenen "Hauslandschaften".

Von Kunsthistorikern und Architekten wurde der Begriff "anonyme Architektur" geprägt, welches Wort jedoch einen negativen Beigeschmack hat. Die "anonyme" Architektur steht im Gegensatz zum Haus, dessen Planer, ja mitunter dessen Planungsprozeß bekannt ist, und bezeichnet jene serienweise errichteten Gebäude, welche als Einzelobjekte für eine Wertung nach den Kriterien der Kunstgeschichte zu unbedeutend, im Ensemble jedoch für den Charakter eines Straßenzuges von entscheidender Bedeutung sein können. Das Bewerten nach Originalität alleine ist an sich als ein Erbe des 19. Jahrhunderts und seines Geniekultes anzusehen.

Ein weiteres Kennzeichen der "volkstümlichen Architektur" im

bisherigen Gebrauch des Wortes scheint mir jedoch die funktionelle Einheit zu sein. Im Bauernhaus sind die Bewohner in der landwirtschaftlichen Produktion tätig, welche im gleichen Gebäudekomplex ihre Arbeitsstätten hat. Diese funktionale Verflechtung von Arbeit und Raumbedarf hat die volkskundlichen Hausforscher fasziniert, welche von der Idealvorstellung des wirtschaftlich autarken Hofes, von der wirtschaftlichen und sozialen Einheit als Keimzelle der landwirtschaftlichen Produktion ausgingen. (Obwohl auch hier die Trennung zumindest temporär anzutreffen ist - z.B. Holzwirtschaft, stärker noch naturgemäß bei Bergknappen, Fuhrleuten, Schiffern, usw.). Das städtische Haus dagegen hat sich in immer stärkerem Maße funktionell differenziert:

Das Gebäude mit Gewölbe für Handel oder Gewerbe und der Wohnung darüber wurde bald vergrößert, für mehrere Familien erweitert, zuletzt zum Miethaus, mit vorwiegender Wohnfunktion. Es beherbergt heute gerade noch Geschäfte und Folgeeinrichtungen, während die Arbeitsstätten der Bewohner in eigenen Kaufhäusern, Bürohäusern oder Fabriken liegen. Am Ende der Entwicklung steht einerseits die "Schlafstadt" am Stadtrand, andererseits die abends verödete "City" mit vorwiegend geschäftlicher Nutzung. Während man am Lande die Wirtschaftsgebäude selbstverständlich mit in der Hausforschung berücksichtigt, hat man Bedenken, dies auch im städtischen Bereich bei den Gewerbe- und Industriebetrieben zu tun. Mit einer Unterteilung in Wohnbauten, Wirtschafts- und Verwaltungsbauten und Produktionsstätten wird aber bereits die Grenze zwischen Hausforschung und Architekturgeschichte überschritten. Es sollte jedoch ein Anliegen der Volkskunde sein, das Verhältnis des Menschen zu seiner städtischen Umgebung, sei es in der Wohnung, am Arbeitsplatz oder im öffentlichen Freiraum, zu untersuchen. Wenn man bedenkt, daß ein überwiegender Teil der Bevölkerung unseres Landes heutzutage in Städten lebt, so wird man

nicht umhin können, sich mit ihren Lebens- und Wohnbedingungen auseinanderzusetzen und zu überlegen, ob die Hausforschung nicht auch auf die Städte ausgedehnt werden sollte.

Der Begriff des Volkstümlichen sollte dabei nicht primär der Bauweise selbst gelten, sondern der Verwendungsmöglichkeit eines Gebäudetyps für weite Bevölkerungsschichten. Die "Schweizerhäuser" und "Fischerhütten" des Adels im 18. Jahrhundert waren einer kleinen, elitären Schichte vorbehalten und damit nicht eigentlich volkstümlich. Ebenso wenig ist es die Verwendung von Dekorationselementen aus der "Volkskunst", welche zu bestimmten Zeiten zu bemerken ist und eine Hinwendung zu Einfachheit und Ursprünglichkeit der ländlichen Bevölkerung zeigen soll. Es sind solche Erscheinungen jedoch Anzeichen für geistige und soziale Prozesse, weshalb ihre Behandlung sich nicht im Formalen allein erschöpfen darf. Die Kenntnis der formalen Elemente und, darüber hinaus, die Erkenntnis ihrer Austauschbarkeit, bedingen den Eklektizismus der heutigen Bauweise, welcher besonders im Dienste des Fremdenverkehrs die tollsten Blüten treibt (dies auch in der Großstadt). Die Unterschiede zwischen dem Haus auf dem Lande und in der Stadt (welche hier nur andeutungsweise behandelt werden können) liegen nicht primär in der Ausgestaltung, ja nicht einmal in der Bauform selbst. Diese ist doch das Produkt von Voraussetzungen, die nicht im Gestalterischen, sondern im Funktionellen mit allen diesen bestimmenden Faktoren liegen.

So spielen die Besitzverhältnisse bzw. die rechtliche Lage des Bewohners eine entscheidende Rolle.

Gerade die "Hausbesetzungen" in jüngster Zeit haben dies wieder bewußt gemacht, wobei auf die Diskrepanz zwischen dem Mangel an Wohnraum einerseits und den vielen leerstehenden Wohnungen andererseits nachdrücklich hingewiesen wurde. Solche Zustände sind jedoch erst möglich, wenn der Besitzer nicht verpflichtet werden

kann, das Gebäude zu nutzen, bzw. der Wohnungsinhaber in Hinblick der auf die niedrige Miete eine nicht ständig genützte Zweitwohnung zusätzlich zu seinem Hauptwohnsitz unterhält. (Dies auch zur Frage des "temporären Wohnens" in der Stadt - unter der Woche, als gelegentliche Absteige, Studentenquartier usw.).

Die Situation eines Mieters in einem Miethaus, in welchem zumeist der Besitzer gar nicht selbst wohnt und daher nur über eine Häu-serverwaltung, bzw. bei Gebäuden einer (öffentlichen) Körperschaft überhaupt nicht greifbar ist, unterscheidet sich grundlegend vom Eigenbesitz, wobei eine Reihe von Zwischenpositionen - wie Mieterschutz und Eigentumswohnung - zu berücksichtigen sind.

Innerhalb einer Wohnung muß wieder zwischen Hauptmietern, Untermietern und Mitbewohnern unterschieden werden (wozu früher noch die Dienerschaft kam). Entsprechend dieser rechtlichen Stellung des Bewohners wird sich seine Bereitschaft zu Investitionen feststellen lassen (für Instandsetzung, Adaptierung, Ausgestaltung, Umbau, Neubau), aber auch für die Möglichkeit, Änderungen durchzuführen, die Wohnung seinen individuellen Bedürfnissen anzupassen. Im nicht hauskundlichen, dafür aber doch volkskundlichen Blickpunkt liegen die damit verbundenen sozialen Phänomene vom "Bassena-tratsch" bis zur "Hausgemeinschaft" und der meist bestens informierten Hausmeister. Dazu gehört aber auch die Ansiedlung von Gastarbeitern in Abbruchhäusern oder unbewohnbaren Erdgeschoßräumen.

Die Nutzbarmachung der Bausubstanz hängt also von den rechtlichen Gegebenheiten ab, entspricht ihnen aber nicht immer: Die schon erwähnten Hausbesetzungen zeigen dies, aber auch die Fälle von illegaler Bautätigkeit. Dazu zählen zumeist auch jene Erscheinungen, welche als "parasitäre Architektur" bezeichnet werden, das Einnisten von sekundären Gebilden in einen gegebenen Rahmen. Daß dies auch durchaus legal sein kann, zeigen etwa die Verkaufs-

buden an großen Stadtkirchen, aber auch temporärer Elemente wie z.B. Baubüros in Rohbauten.

Die "individuelle" Bauweise, in der diese Objekte gebaut wurden, also eine nicht von Gesetz oder Herkommen geprägte Form, findet sich in verstärktem Maße wieder bei den Notunterkünften an den Stadträndern, wie sie vor allem für die Städte der Dritten Welt charakteristisch sind. Daß solchen, persönlichen Bedürfnissen und Wünschen entsprechende, nicht durchgeplante Behausungen auch bei uns vorkommen, beweisen nicht nur Fotos von den Behelfsquartieren aus der Zeit nach den Kriegen, sondern auch die Vielfalt der Schrebergartenhütten; nicht zuletzt im kindlichen Spiel sind derartige Gestaltungsversuche zu beobachten (Laubhütte, Baumhaus, Robinsonspielplatz).

Ein weiterer Faktor ist die Unterscheidung zwischen ständig oder nur temporär genutzter Wohnung - hier ist wieder auf das Problem der Zweitwohnung zu verweisen. Abhängig von all dem ist schließlich die Frage, ob und wie weit sich der Städter mit seiner Wohnung, seinem Haus identifiziert, wie weit ein "zu Hause" in der Stadt möglich ist.

Der Unterscheidung zwischen öffentlicher und privater Sphäre, dem "Rückzug" in die Wohnung, entspricht das mangelnde Verständnis für das Äußere des Gebäudes. Gleichzeitig wird aber auch jede Möglichkeit individueller Gestaltung unterbunden. Hundertwasser hat in seinem "Verschimmelungsmanifest", noch konkreter jedoch in der Forderung nach "Fensterrecht" und "Baumpflicht" solche Veränderungen propagiert. Sie sollten sich allerdings nicht nur in angeblich technisch notwendigen Fensterauswechslungen und Loggienverglasungen erschöpfen.

Die Behandlung spezieller baugeschichtlicher Themen in Wien stößt auf eine große Schwierigkeit: Die drei deutlich abgegrenzten, auch heute noch in der Bezirkseinteilung erkennbaren Bereiche Innere Stadt, Vorstädte und Vororte, haben eine unterschiedliche Entwicklung mitgemacht, welche aber nicht vom Zentrum ausstrahlte und folglich die Randzonen erst später in die Gesamtentwicklung miteinbezogen hätte. Es zeigt sich im Gegenteil, daß die Besiedlung rings um die Innenstadt eine verhältnismäßig junge Bebauung aufweist. Innerhalb der Vorstädte ist, vielleicht mit Ausnahme der "Heumühle" im 4. Bezirk, kein einziges Gebäude aus dem Mittelalter bewahrt geblieben, während sich in den ehemaligen Vororten noch mancherorts Spuren aus dieser Zeit erhalten haben. Dies ist aber keineswegs durch eine ständige Verjüngung der Bausubstanz in den Vorstädten gegenüber einer konservativeren Bewahrung des Hergebrachten in den Vororten zu erklären. Das völlige Fehlen mittelalterlicher (selbst kirchlicher) Bauten innerhalb des Gürtels geht auf die zweimalige Zerstörung der Vorstädte im Verlauf der Türkenbelagerungen zurück. Aber schon vorher scheinen manche der weiter außerhalb gelegenen Siedlungen eine besondere Rolle gespielt zu haben. Alleine am Datum der erstmaligen Nennung läßt sich dies ablesen: Während schon 852 Dornbach und 860 Nußdorf erwähnt wird, ist dies bei Wien als "Wenia" erst 881 der Fall. In den Weinbaugebieten (Grinzing, Sievering, Nußdorf usw.) wurden, neben adeligen und vor allem kirchlichen Besitzungen (an welche heute noch Namen wie der "Passauer Hof" erinnern), schon bald auch die wohlhabenden Wiener Bürger ansässig. Neben der Lage Wiens an der Donau, welche für den Warentransport bestimmend war, stellte der Weinbau die Haupteinnahmequelle dar und spielte damit eine große Rolle für die rasche Entwicklung der Stadt. So finden sich in den erwähnten Gebieten schon bald die Einflüsse städtischer Bauformen und damit eine früh einsetzende Urbani-

sierung. Obwohl auch hier durch die Türken bzw. im Verlauf der Entsatzschlacht großer Schaden angerichtet wurde, kam es dennoch nicht zu einer so tief greifenden Zerstörung wie in den Vorstädten, zudem im Interesse der Wirtschaft zu einem rascheren Wiederaufbau, weshalb hier noch manche Bau- und Dekorationselemente der Zeit vor 1700 vorhanden sind bzw. bei Restaurierungen zum Vorschein kommen.

Vor allem aber sind hier die Siedlungsstrukturen weitgehend erhalten geblieben. Dies gilt auch für die wirtschaftlich weniger begünstigten Ortschaften im Westen und Süden der Stadt, welche jedoch dann im Verlauf des 19. Jahrhunderts durch die Industrialisierung und die damit verbundene starke Wohnbautätigkeit in diesen Bereichen ihre Eigenständigkeit verloren. Im Falle der Orte jenseits der Donau wurde die Bebauung nicht nur durch kriegerische Ereignisse, vor allem die beiden Schlachten von 1809, zerstört, sondern auch durch Naturereignisse wie Überschwemmungen oder Dürre, welche zum Verschwinden ganzer Ortschaften führten. Auch in der Inneren Stadt hat sich, im Gegensatz zu anderen Stadtzentren, wenig von der mittelalterlichen Bebauung erhalten können. Dagegen basiert auch heute noch das Straßennetz auf den mittelalterlichen Verkehrswegen. Die Eigentümlichkeiten desselben (so hat Wien keinen eigentlichen Hauptplatz – der Stephansplatz entsprang erst der Freilegungsmanie im Gefolge des Historismus) erklären sich mit einer Umlegung des Verkehrsweges: Dem zunächst dominierenden Orienthandel entsprach eine Entwicklungsachse nach dem Osten, ihr entlang zogen auch die Kreuzzugsheere ins Heilige Land. Ab etwa 1200 kam dazu der Handelsweg nach dem Süden, welcher zunehmend an Bedeutung gewann. So finden sich die nach der Wiederbesiedelung jenes Areals, welchen einst das römische Lager eingenommen hatte (mit dem Zentrum am Hohen Markt-Berghof) vorgenommenen Erweiterungen des Stadt-

reiches zunächst im Osten (Sonnenfelsgasse-Bäckerstraße, Wollzeile, Gebiet um St. Stephan), dann im Süden (Graben-Kohlmarkt, Kärntnerstraße-Neuer Markt), während gegen Westen nur der relativ schmale Streifen um die Freyung sowie die Herrengasse dazu kam, primär um das Schottenstift in den Stadtbereich einzubeziehen, welches an der Abzweigung des Weges entlang der Donau zur Residenz Am Hof erbaut worden war. Damit wurde ein Teil der alten Limesstraße miteinbezogen und am höchsten Punkt des nunmehrigen Stadtgebietes eine Burganlage (Hofburg) errichtet. Das einstige Westtor des Römerlagers und damit die Achse Wipplingerstraße - Hohe Brücke verloren dagegen völlig an Bedeutung. Mit der letzten Stadterweiterung bald nach 1200 war jener Umfang erreicht, den die Stadt bis zur Auflassung der Befestigungen 1857 im Großen und Ganzen beibehalten sollte. Daß sich trotz der mittelalterlichen Strukturen wenige Zeugnisse der Bautätigkeit jener Epoche erhalten haben, liegt nicht sosehr an den Zerstörungen, wie sie infolge von Feuersbrünsten oder kriegerischen Auseinandersetzungen immer wieder auftreten, sondern an der fast völligen Erneuerung der Bausubstanz im Zusammenhang mit städtebaulichen Erscheinungen. Dies war zunächst die Verlegung der Residenz nach Wien und die damit verstärkte Ansiedlung des Adels sowie die Hofeinquartierungen. In weiterer Folge wurde ab dem 18. Jahrhundert eine Deckung des Raumbedarfes durch die Errichtung von Miethäusern versucht. Im 19. Jahrhundert führte die Umwandlung zu Büro- und Geschäftshäusern und die damit einsetzende Citybildung zu einer abermaligen weitreichenden Umformung der Bausubstanz. Den letzten großen Eingriff in dieselbe stellten die Zerstörungen im Verlauf des Zweiten Weltkrieges und die danach einsetzende Wiederaufbautätigkeit dar, von den mittelalterlichen Häusern ist keines in seiner ursprünglichen Form auf uns gekommen. Wurden sie nicht abgebrochen, so suchte man sie der jeweils zeit-

gemäßen Bauweise anzugleichen, indem mehrere der schmalen, langgestreckten Gebäude zusammengefaßt wurden. Sie erhielten dabei eine gemeinsame Schauseite und wurden im Inneren meist durchgreifend verändert. Wie stark diese Eingriffe waren, beweist die kürzlich erfolgte Aufdeckung eines mittelalterlichen Freskenzyklus in einem Haus auf der Tuchlauben, welches bisher als ein Neubau aus der Barockzeit gegolten hatte. Nur in wenigen Straßenzügen ist die Struktur der mittelalterlichen Häuser, hinter späteren Umgestaltungen verborgen, noch erkennbar. Dies zeigt sich, abgesehen von wenigen, erst in letzter Zeit wieder zutage gekommenen Details oder Dekorationselementen (Bäckerstraße) in Unregelmäßigkeiten bei den Achsabständen der Fenster, welche auf die in der Regel dreiachsigen Fassaden des Mittelalters zurückgehen, und welche bei späteren Umgestaltungen zwar kaschiert, aber nicht ausgeglichen wurden. Hinter dem großen Einfahrtstor, das in der Regel an der Seite der Erdgeschoßfront liegt, führte eine Durchfahrt in den Hof, welcher einst bloß die Stallungen und Wagenremisen enthielt, später jedoch mit Wohntrakten verbaut wurde. Im Grundriß der Gebäude kommt ihr Alter noch am ehesten zum Ausdruck. Am Verlauf der Einfahrten, Stiegenläufe und Hauptmauern lassen sich dabei die einzelnen Gebäudeteile recht gut erkennen und eine ungefähre Reihenfolge ihrer Entstehung angeben.

Auch hier muß allerdings mit einer starken Durchmischung der Bausubstanz gerechnet werden sowie mit einem Weiterwirken noch älterer baulicher Anlagen. Die Beschäftigung mit den Fragen der "Mittelalterarchäologie" hat in den letzten Jahren auf diesem Gebiet zu detaillierter Erkenntnis geführt. Einen konkreten Anlaß zu solchen Untersuchungen können aber nur bauliche Veränderungen im Stadtgefüge bilden, sei es durch Aufgrabungen auf öffentlichen Verkehrsflächen, oder aber durch bauliche Abänderungen an Häusern bzw. deren Abbruch.

Nach der Beseitigung der Bombenschäden und der anschließenden Bautätigkeit hat in den letzten Jahren der verstärkte Einfluß des Denkmal- bzw. Ensembleschutzes zwar die Notwendigkeit einer Bewahrung der historischen Bausubstanz in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses gestellt. Die Erfordernisse der Instandhaltung und Nutzung der Gebäude bedingen aber, sei es aus Gründen der Wirtschaftlichkeit oder zur Gewährleistung der Sicherheit, aufgrund der baupolizeilichen Verordnungen, bauliche Abänderungen, welche in der Regel erhebliche Veränderungen im Inneren hervorrufen und damit die letzten Reste von Wiener Profanbauten des Mittelalters auszuhöhlen drohen.

In den einstigen Vorstädten ist, wie schon erwähnt, nicht nur die Bausubstanz jünger, sondern zumeist auch die Siedlungsstruktur. Die Anlage des Glacis hat die Abtragung der bis an die Stadtmauer herangerückten Siedlungen notwendig gemacht und damit die Vorstädte weiter von der Stadt abgerückt. Es erscheint geradezu symbolhaft, daß Prinz Eugen sein Schloß Belvedere gerade am Beginn des Rennwegs, also der nach Osten führenden Hauptstraße, errichtete, quasi als Zeichen, daß von hier aus keine Gefahr mehr drohe. Diesem Beispiel folgend errichtete der Adel seine Paläste nun ebenfalls außerhalb der Stadt, jedoch oft in Sichtbeziehung zu ihr am Rande des Glacis. Dem selben Prinzip folgen die kaiserlichen Hofstallungen und schließlich als monumentalstes Werk die Karlskirche. Dieser Ausblick von den Basteien auf imperialen Glanz wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts abgelöst durch eine Kette ärarischer Bauten, welche dem Bürger einen für ihn sorgenden Staat vor Augen führen sollten. Sie reichen vom Hauptzollamt über die Technische Universität bis zum Landesgericht. Die Anlage der Ringstraße hat diese Front durch die Prachtstraße des Bürgertums ersetzt.

Hinter diesen repräsentativen Bauten lagen die Vorstädte, welche

sich bis zum Linienwall erstreckten. Die barocke Bausubstanz ist hier in den meisten Fällen zumindest noch in einigen charakteristischen Beispielen erhalten geblieben. Ein bedeutendes Anwachsen erfolgte zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit der Entstehung der Manufakturbetriebe ("Seidengrund"). In vielen Fällen wurden hiezu die Gründe aufgehobener Klöster verwendet, so daß planmäßig angelegte Straßenzüge entstanden. Diese Bauten des Klassizismus, welche mit ihrer zurückhaltenden, feingliedrigen Gestaltung ein charakteristisches Element des Stadtbildes darstellten, sind gerade in den letzten Jahren infolge ihrer geringen Höhe in größerer Zahl zerstört und durch höhere Neubauten ersetzt worden.

Ein für die Entwicklung des Wohnhauses besonders bemerkenswertes Vorstadtgebiet stellt der in Wiederherstellung begriffene "Spittelberg" dar (ein ähnliches Gebiet, der Ort Lichtental im 9. Bezirk ist leider der "Assanierung" zum Opfer gefallen, wie zuvor schon die ländlichen Siedlungen Erdberg oder Alt-Ottakring). Hier blieb eine ehemalige Vorstadtsiedlung erhalten, welche in Struktur und Bauform den Übergang vom ländlichen Gehöft zur barocken Handwerkersiedlung auf kleinen Parzellen zeigt und weiter zum Reihnhaus des Klassizismus. Der nahe gelegene "Adlerhof" ist das eindrucksvolle Beispiel für die spekulative Verbauung einer schmalen, langgestreckten Parzelle mit ehemals landwirtschaftlicher Nutzung. Dabei hatte schon das Spätbarock die ersten Versuche einer Wohnbebauung in Form von Höfen gebracht, welche im Biedermeier weitergeführt wurden. In der Innenstadt hatten schon die Stiftshöfe (Heiligenkreuzerhof) diesen Typus geprägt. Knapp vor dem Kärntnertor lag an der Wien das "Starhembergische Freihaus", dessen Höfe das Hospitalschema des Allgemeinen Krankenhauses übernahmen. Auf schmaler Parzelle führte der "Sünnhof" im 3. Bezirk zu einer Hofanlage, welche formal durch die Aneinanderfügung von zwei biedermeierlichen "Flügelhäusern" erzielt worden war. Archi-

tektonisch bereits durchgestaltet war schließlich der "Mölkerhof" im 8. Bezirk. Von hier aus führt eine gerade Entwicklungslinie zu den Gemeindebauten der Zwischenkriegszeit.

Die beengten Verhältnisse in der Stadt ließen die Menschen aufs Land flüchten, verstärkt durch die romantische Entdeckung der Natur.

Die außerhalb Wiens gelegenen Ortschaften wurden zu Sommerfrischen, was die verstärkte Umwandlung der zunächst rein landwirtschaftlichen Gebäude für Wohnzwecke mit sich brachte. In der Nähe der kaiserlichen Sommerresidenz, dem Schloß Schönbrunn, fand sich ein besonders beliebtes Gebiet für solche Sommerquartiere. Von hier aus entwickelte sich das Hietzinger Villenviertel, so, wie die Schlösser von Neuwaldegg und Pötzleinsdorf mit ihren großartig ausgestalteten Parkanlagen einen Anreiz zur Ansiedlung in der Nähe boten.

Die Entwicklung der Villa im Wiener Raum mußte überhaupt genauer untersucht werden, mitsamt der barocken Vorläuferform des kleinen Schlosses. Dieses deckt sich aber nicht mit der volkstümlichen Bezeichnung "Schlüssel".

Sie ist ein Wiener Spezifikum, welches einerseits zur Kennzeichnung von repräsentativen Bauten kleineren Umfangs dient, andererseits aber auch taxfrei manchem barocken Vorstadthaus verliehen wird, welches meist, ungeachtet seiner tatsächlichen Entstehungszeit, als Jagdschloß Maria Theresias gedeutet wird. Genauso wird mit Vorliebe ein älteres Gebäude, welches Gewölbe aufweist, als ehemaliges Kloster angesprochen, wobei einerseits die Erinnerung an die josefinischen Klösteraufhebungen, andererseits die an die einst zahlreichen Stiftshöfe und Freihäuser mitspielt.

Aus dem Biedermeier stammt auch, bedingt durch die starke Bautätigkeit, die erste Bauordnung Wiens, zunächst nur eine Sammlung aller bislang erlassenen Verordnungen, das Bauwesen betreffend

(1829), ab 1868 jedoch eine einheitliche Zusammenfassung von Bauvorschriften, welchen auch die Feuerordnung hinzugefügt wurde. Diese Verordnungen enthielten auch Richtlinien für das Aussehen der Gebäude. Der Klassizismus war ebenso wenig wie jede andere Kunstrichtung von rein ästhetischen, sondern auch von technischen, wirtschaftlichen, aber auch politischen Voraussetzungen ausgegangen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß ein Anliegen der Revolution von 1848 die Entfernung des Hofbaurates Sprenger und damit einer allzu starken Reglementierung des Bauwesens war.

Die schon lange geforderte, aber dann ebenfalls auf Grund strategischer Erkenntnisse der Revolution vom Kaiser anbefohlene Stadterweiterung brachte mit der Anlage der Ringstraße nicht nur eine städtebauliche Leistung, sondern auch neue Bauaufgaben sowohl für Repräsentations- wie auch für Wohnbauten.

Es darf allerdings nicht übersehen werden, daß letztere sich bereits vorher kontinuierlich entwickelt hatten aus dem barocken und biedermeierlichen Zinshaus und bei Randverbauungen im Glacisbereich auf ihre dekorative Wirkung hin, erprobt worden waren.

Daneben wandten sich die Architekten zunehmend auch städtebaulichen Aufgaben zu. So wurden die Grundlagen für die Bebauung des 10. Bezirkes von den Architekten Sicardsburg und van der Nüll erarbeitet. Es entstanden hier wie auch sonst in den Arbeiterbezirken die typischen Rasterviertel, deren um einen zumeist dürftigen Hof gruppierte Häuser durch hofseitige Gänge gekennzeichnet waren, die sich aus den "Pawlatschen" entwickelt hatten. Von hier aus waren die Wohnungen zugänglich, hier befand sich auch der Wasserauslauf, vulgo "Bassena" genannt. Die Wohnungsnot zu dieser Zeit war gewaltig und wird in zeitgenössischen Berichten immer wieder hervorgehoben. Zur Bezahlung der hohen Miete mußten Untermieter und Bettgeher aufgenommen werden, sodaß von einem eigentlichen Wohnen bzw. einer Differenzierung in der Nutzung der

Räumlichkeiten kaum gesprochen werden konnte. Generell war an eine Teilung des Stadtbereiches gedacht, indem der Süden Wiens die Fabrikanlagen enthalten sollte, die Wienerwaldhänge im Westen (abgesehen von den unattraktiven Flächen des 14. bis 16. Bezirkes mit dem Paradeplatz auf der Schmelz) dem Villenbau vorbehalten bleiben sollten. Die Fabriksbauten bedürften einer gesonderten Untersuchung, wobei die Industriearchitektur Gegenstand der Architekturgeschichte sein sollte, die Arbeitsverhältnisse und ihre Auswirkungen auf die Lebensweise dagegen die Volkskunde beschäftigen müßten.

Waren die neuen Stadtteile zunächst möglichst geradlinig geplant worden, wobei mitunter nicht unbeträchtliche Geländeunterschiede übersehen wurden, so erhob sich bald die Forderung nach stärkerer Berücksichtigung nicht nur der landschaftlichen Gegebenheiten, sondern auch der vorhandenen Strukturen. Diese Bemühungen sind untrennbar mit dem Namen Camillo Sitte verbunden. Schließlich muß noch Otto Wagner erwähnt werden, welcher neben den ausgeführten Gebäuden und Verkehrsbauwerken, welche heute noch das Gesicht der Stadt zu prägen imstande sind, auch Projekte für neue Stadtteile entworfen hat.

Im Gegensatz zur dichten Verbauung der inneren Bezirke und der Arbeiterviertel standen die Bestrebungen des Cottage-Vereins, auf kleinstem Raum Einfamilienhäuser mit Gärten zu errichten. Diese Idee, vom Architekten Ferstel propagiert, führte zur Errichtung des Währinger Cottages, welches in der Folge beispielgebend wurde, allerdings bald den ihm gegebenen Rahmen überschritt und zur bürgerlichen Villenkolonie wurde. Spätere Versuche, auch Arbeiterwohnungen nach diesem Muster zu errichten ("Arbeiter-Cottage"), wurden, ebenso wie die unter Leitung von Adolf Loos nach dem Muster englischer Reihenhäuser errichtete Siedlung "Am Heuberg", angeblich infolge der zu geringen Wohnungsdichte nicht weiterge-

führt. Ein Abglanz dieser Illusion lebt allerdings in den Schrebergarten-Kolonien weiter, in welchen sich volkstümliches Bauen wohl in reinster Form realisieren kann. Es ist bezeichnend, daß gerade dieses Thema Gegenstand von zwei Dissertationen, und zwar jeweils auf dem Gebiet der Volkskunde und der Architektur geworden ist (von Franz Schmidt bzw. Maria Auböck). Vor der Jahrhundertwende war die Stadt nun schon bis zu den Vorortgemeinden herangerückt, welche 1890 (der 21./22. erst 1904) eingemeindet wurden, nicht ohne vorher noch mitunter schnell ein stattliches Rathaus gebaut zu haben. Das weitere Vorrücken der städtischen Verbauung wurde durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges unterbrochen. In einigen Bereichen der Stadt, so zum Beispiel in Gersthof, finden sich daher Viertel, deren Bebauung noch nicht abgeschlossen wurde, im Spannungsfeld von urbaner Architektur, Villenviertel und noch erkennbarer dörflicher Bebauung. Es ist jener Übergangsbereich zwischen Stadt und Land, welcher auch die Künstler immer wieder inspiriert hat, die Gegend von Weinhebers Volksszenen und Artmanns "Ringlgschbüßsizza". Die Verklammerung mit den Vorstädten bewirkte die an Stelle des Linienwalles angelegte Gürtelstraße.

Mit dem Ausbruch des Krieges war die städtebauliche Entwicklung zunächst zum Stillstand gekommen. Das architektonische Spezifikum der Zeit zwischen den Weltkriegen sind die auch international bedeutsamen Gemeindebauanlagen, vor allem die sogenannten "Superblocks". Auch hier sind Vorläufer in den Wohnhöfen und im Schloßbau zu erkennen, jedoch liegt darüber hinaus die Leistung nicht nur in der Durchbildung der Baumassen und ornamentalen Details, sondern vor allem in der Anlage der Wohnungen und der Integration von Folgeeinrichtungen.

Die zunächst bewußt monumentalen Anlagen wurden späterhin immer stärker aufgelockert und durchgrünt, sodaß mit dem "Washington-Hof" der Anschluß an die Tendenzen der Gartenstadtbe-

wegung gegeben war. Die Versuche einer Weiterführung der Cottage-Tradition, als welche die Werkbund-Siedlung gedacht war, mußten allerdings an den wirtschaftlichen Gegebenheiten scheitern. Nach dem Zweiten Weltkrieg stand zunächst der Wiederaufbau zerstörter Bausubstanz im Vordergrund. In weiterer Folge wurden zur Schaffung neuer Wohnsiedlungen vor allem die Bereiche im Süden und Osten herangezogen. Bei diesen nach dem Muster von "Satellitenstädten" angelegten Wohnbezirken mit urbanem Charakter (hohe Gebäude, Folgeeinrichtungen) wurden allerdings die benachbarten alten Siedlungskerne nicht berücksichtigt oder gar integriert. Dies betrifft vor allem die einstigen Marchfelddörfer, in welchen durch das Abkommen der früheren landwirtschaftlichen Nutzung die Gebäude ihre Funktion zu verlieren drohen.

In letzter Zeit wurde wiederholt versucht, den stereotyp ("Wohn-Silo") gewordenen sogenannten "Sozialen Wohnbau" zu beleben und neue Formen des städtischen Wohnens zu finden. In diese Richtung gehören die nicht unumstrittenen Bauten der Architekten Harry Glück ("Wohnpark Alt-Erlaa") oder Wilhelm Holzbauer ("Wohnen morgen"), wobei mitunter versucht wird, die Vorzüge älterer Bauformen wieder nutzbar zu machen.

Auf dem Gebiet des Siedlungshauses muß auf Roland Rainers "Mauerbergsiedlung" mit der Verwendung von Atriumhäusern hingewiesen werden.

Vereinzelte Experimente zielen darauf ab, dem Bewohner die Möglichkeit späterer Veränderungen zu belassen ("Flexibles Wohnen"), bzw. ihn von vornherein in den Planungsprozeß einzubeziehen ("Partizipatorisches Planen").

Um eine Individualisierung des Bauens sowie um eine verstärkte Verbindung von Gebautem mit der Vegetation bemüht sich der Maler Hundertwasser. Aufgrund seiner Vorstellungen soll demnächst im 3. Bezirk ein "Bio-Haus" errichtet werden.

Neue Baumaterialien, aber auch Baumethoden haben auf die Hausform immer entscheidenden Einfluß gehabt.

In unserer Zeit sind dies vor allem die Verwendung von Stahlbeton, sowie die Montagebauweise.

Nicht zu übersehen sind aber auch andere Faktoren, welche eine Änderung in der Bauweise herbeiführten. So haben der Anschluß an die öffentliche Wasserversorgung und das Kanalnetz ihre Auswirkung im Grundrißsystem gefunden ("Naßgruppen"), besonders mit der Einleitung des Wassers in die Wohnungen, wodurch jede Wohnung mit Bad und WC ausgestattet werden konnte. Eine ähnliche Zuordnung der Räume wird durch die "Kamingruppen" bedingt, welche bei den einstmals üblichen weiten (schließbaren) Kaminen auch optisch in Erscheinung traten.

Von ihnen hängt vor allem die Anordnung der Küche ab, die noch in den Zinshäusern (Gangküchenhäusern) der Jahrhundertwende gleichzeitig als Vorraum gedient hat.

Nach dem Übergang vom offenen Herdfeuer zur geschlossenen Feuerung um die Mitte des 19. Jahrhunderts (wobei die alten Funkengewölbe - "Rauchmäntel" - oft noch bestehen blieben) ist die Küche wechselnder Einschätzung unterworfen gewesen. Einer Aufwertung um die Jahrhundertwende im Zuge der Hygiene-Forderungen steht ihre Eliminierung aus Gründen der Raumersparnis in der Folgezeit gegenüber (Kochnische, Gemeinschaftsküche). In unseren Tagen ist sie - wohl als Folge der Technisierung - zu einem Repräsentationsraum geworden.

Die erwähnten Forderungen nach größtmöglicher Hygiene, welche schon vor 1900 als Reaktion auf die schlechten Wohnverhältnisse erhoben wurden und ihren Niederschlag auch in der Bauordnung fanden, haben ebenso zu Änderungen in der Bebauung geführt. Erstmals wurde damals die Notwendigkeit von ausreichender Belüftung und Besonnung erkannt (vor allem in Hinblick auf die gras-

sierende TBC), weshalb die Wohnräume möglichst straßenseitig angelegt werden sollten. Der erforderliche Lichteinfall bedingte eine Ausweitung der Straßen, was allerdings mit einem Schrumpfen der Hofflächen erkauft werden mußte, und führte schließlich zur "Scheibenbauweise". Zugleich erfuhren höher gelegene Wohnungen damit eine Aufwertung.

Ähnliche Abänderungen der Bebauungsbestimmungen können wir derzeit feststellen in Hinblick auf größtmögliche Energieersparnis, in Form von Maßnahmen zur Wärmedämmung. Auch die Forderung von "Notkaminen" im Fall von Energiekrisen zählt dazu, und die jüngst vorgenommene Volkszählung sollte gerade in diesem Punkt die nötigen Unterlagen erbringen.

Die Einführung der Elektrizität hat nicht nur die Beleuchtung und Beheizung entscheidend geändert, sondern auch die modernen Liftanlagen und damit erst die Errichtung von Hochhäusern ermöglicht, was wiederum zu eigenen Dachaufbauten und damit zu einer spezifischen Silhouette geführt hat. Andererseits verleiten die Lifte zu einer weiteren Reduktion der Verkehrswege und damit der Kommunikationsmöglichkeit.

Letzteres muß überhaupt als eine Entwicklung unserer Zeit angesehen werden, der es entgegenzuwirken gilt.

Neben der Funktionstrennung ist auch eine "soziale Entmischung" zu beobachten, welche zu Trennung und Entfremdung führen kann. Neben Gruppenzugehörigkeit können die Ursachen für Isolierung und Ghettobildung auch die Folge von durchaus positiv gemeinten Maßnahmen sein, wie sie Altersheime, Wohnstätten für junge Leute, Studentenquartiere usw. darstellen.

(Als historische Parallele darf auf das einstige Projekt von Nationalitätenvierteln hingewiesen werden, an welches noch der "Dogenhof" in der Praterstraße erinnert.)

Aber auch das Abdrängen der Kinder in Kindergärten und Horte,

die Einengung und Einzäunung des Spielraumes gehört hierher.

Mehr als die Umstände des Wohnens sind es eben heutzutage jene der Umwelt, die unser Leben prägen. So ist die Stadtflucht zwar nicht erst ein Phänomen unserer Zeit, aber doch das Signal für ein Unbehagen mit der städtischen Lebensform, welches dann andererseits durch das Hervorheben von Vorzügen der "Urbanität" kompensiert werden soll. Die Aufwertung der Stadtkerne hat in jüngerer Zeit unter anderem zur Anlage von Fußgängerzonen geführt, welche ein intensiveres Erleben der städtischen Freiräume ermöglichen sollen. Die Citybildung, das heißt das Zurückdrängen der Wohnfunktion zugunsten von spezifischen Arbeitsplätzen (Geschäfte, Verwaltung) soll durch den verstärkten Ausbau der Dachgeschoße kompensiert werden. Auch dies hat indes Tradition: Waren doch ehemals die Wohnquartiere der ärmeren Schichten gerade im Dachbereich untergebracht, hinsichtlich der Feuergefahr ein stetes Ärgernis für die Behörde.

Joseph Haydn hat in seiner Jugend in einem solchen Bretterverschlag im Dach eines Hauses am Kohlmarkt gewohnt. Doch sind solche Quartiere offenbar bis in die jüngste Zeit in Verwendung gestanden, abgesehen von den Dachateliers, die mitunter (im Gegensatz zu den wenigen Passagenbauten) zum Selbstzweck der Glas-Eisen-Konstruktion wurden. Die infolge der bau- und feuerpolizeilichen Vorschriften notwendigen Maßnahmen lassen indes die Kosten für einen Dachausbau in solche Höhen klettern, daß diese Art des Wohnens nunmehr ein elitäres Vergnügen darstellt, also eine Umkehr der Verhältnisse bedeutet. Wenn in einem Fall der Bauherr obendrein eine vorher nicht existente Kuppel errichten ließ und man bedenkt, daß gerade dieses Bauelement in unserer Architektur als ein Machtsymbol gewertet wird, so wird man dieses Phänomen richtig zu deuten wissen.

Andererseits zeigt sich hier die Tendenz, nunmehr auch im städti-

schen Bereich vermehrt mit architektonischen Versatzstücken zu arbeiten, oder gar eine besondere Stilform zur Gestaltung eines Neubaus "auszuwählen". Diese Erscheinung ist in der Innenausstattung schon seit einigen Jahren zu beobachten, wurde bisher allerdings außen hinter einer betont rationalen, funktionalistischen Gestaltungsweise versteckt. Nunmehr droht dieses Historisieren auch auf die Außenseiten der Häuser überzugreifen, und ein Wort gibt es auch schon dafür: nämlich "post-Moderne".

Eine besondere Variante zeitgenössischen Bauens sind die Spiegelglasfassaden, welche ihren Reiz durch die Reflexion der Umwelt erhalten, letztlich aber eine Verarmung der Architektur bedeuten, die sich solcherart zum Verschwinden bringt ... dies besonders, wenn sich zwei derartige Gebäude gegenüberstehen!

Eine ähnliche Tendenz, nämlich ein Verstecken der Bauform hinter einer anders gearteten Oberfläche (also eine Folie, mit der der Bau kaschiert wird) stellen die in anderen Ländern überaus beliebten Fassadenbemalungen dar. In Wien sind bisher nur ganz wenige Versuche in dieser Richtung gemacht worden, wie überhaupt erst allmählich das Gefühl für Farbe im Stadtbild geweckt werden kann, dann allerdings wieder zu üppige Blüten treibt. Dabei hat gerade in letzter Zeit die Auffindung einer bemalten Fassade aus der Barockzeit am Spittelberg gelehrt, daß die Mehrfarbigkeit der Hausfronten durchaus auch hier Tradition gehabt hat. Versuche mit neuartigen, plastischen oder farbigen Materialien wurden bisher jedoch nicht auf breiterer Front durchgeführt, da die Baukosten möglichst niedrig gehalten werden sollen.

Die architektonische Gestaltung von Bauwerken sollte heutzutage nicht mit Details aus früheren Zeiten arbeiten, sondern sich bewußt zeitgemäßer Materialien und Gestaltungselementen bedienen. Die Angleichung sollte nicht in Detailformen erfolgen, sondern in einer Übernahme der gegebenen Strukturen und Proportionen. Der

Mensch und die natürliche Umwelt müßten auch im städtischen Bereich als Maß genommen werden. Diese Qualitäten, welche die alten Bauten trotz ihrer sonstigen Nachteile besaßen, haben zu einer neuen Wertschätzung historischer Bausubstanz geführt. So stehen der permanenten Ausweitung der Stadt jetzt Versuche gegenüber, durch Sanierung von Althäusern, durch Entkernung und Hofzusammenlegung, durch gezielte Ansiedlung von Geschäften, Gaststätten usw. die sanierungsbedürftigen Wohnviertel wieder nutzbar zu machen, mit einem Wort: zu revitalisieren. Gerade im Rahmen solcher Unternehmungen bestünde ein weites Feld für die Volkskunde, um das Leben der Menschen in solchen Gebieten, in jenen überschaubaren Bereichen, die der Wiener "Grätzl" nennt, zu untersuchen. Die Architekten müßten auf Grund dieser Erkenntnisse Häuser bauen, welche die Mängel derzeitiger Bauweise - aus welchen Gründen immer dies scheinbar so sein muß - vermeiden ... etwa die Verödung der Erdgeschoßzone, welche den Vorübergehenden nur Müllraumfenster darbietet, oder der Mangel an internen Kommunikationsmöglichkeiten.

Besonders aktuell sind diese Fragen in jenen Bereichen der Stadt Wien, welche zur Erhaltung der historischen Bausubstanz zu "Schutz-zonen" erklärt wurden. In diesen im Flächenwidmungs- und Bebauungsplan ausgewiesenen Gebieten sollte das örtliche Erscheinungsbild möglichst weitgehend bewahrt werden, was naturgemäß Schwierigkeiten bei der Integration von Neubauten mit sich bringt. Daneben sind es die im Interesse der Wirtschaft unumgänglichen Geschäftsbauten und Reklameanlagen, welche keine Störfaktoren im Stadtbild darstellen sollten. Gerade hier ist durch die erhoffte Werbewirksamkeit eine Anhäufung mißverständener Volkstümlichkeit zu beobachten. In diesem Zusammenhang ist viel um den diesbezüglichen Paragraphen der Bauordnung diskutiert worden, welcher bestimmte, daß in einem solchen erhaltungswürdigen Stadt-

gebiet "stilgerecht" (nicht stilgemäß!) gebaut werden solle, was von mancher Seite im Sinne einer Stilkopie verstanden wurde.

Weitere Schwierigkeiten ergeben sich aus den Bestimmungen des Flächenwidmungs- und Bebauungsplanes, sowohl durch Abänderung der Baulinien und der Bauhöhen, wie auch durch Umwidmungen, wodurch eine Änderung der Bausubstanz herbeigeführt wird. Daß dies auch durch andere Vorschriften bewirkt werden kann, zeigt das neue Buschenschankgesetz, das die Umwandlung der traditionellen Heurigenlokale zu Gaststättenbetrieben mit sich brachte. Im Rahmen unserer momentanen "Wegwerfkultur" (oder eigentlich Unkultur) ist auch das Haus zum Wegwerfartikel geworden, soll zumeist total entfernt und durch einen Neubau ersetzt werden, ohne daß die Weiterverwendung des Ganzen oder zumindest von Teilen erwogen wird, wobei gewiß auch sozialhistorische Motive eine Rolle spielen. Dabei stimmt das oft ins Treffen geführte Argument einfach nicht, daß Neues nur auf den Trümmern von Altem entstehen könne, und daß daher frühere Epochen keinerlei Skrupel gekannt hätten, ältere Bauwerke einfach wegzuräumen. Nicht nur wurde gerade in letzter Zeit wieder der Beweis erbracht, daß manch barocker Bau nur der Umbau älterer Bausubstanz war. Auch umgekehrt hat sich ein mittelalterlich aussehendes Haus als jünger erwiesen, nur wurden die älteren Strukturen weitgehend übernommen.

Das Charakteristische einer Stadt ist eben die scheinbare Uneinheitlichkeit, die Mischung verschiedenartiger Bauten, das Bizarre, die "Stadt-Landschaft", welche neben den visuellen Qualitäten auch starke atmosphärische Werte aufweist. Dieses abwechslungsreiche Erscheinungsbild fasziniert mehr als jene gleichförmigen Fassadenfronten, zuerst entstanden aus dem Bemühen um soziale Gleichschaltung der Geschoße, dann willig übernommen durch die Raster der Skelett- oder Fertigteilbauweise, die dem Auge zu

wenig Reize vermitteln und gerade dadurch beunruhigend wirken. Schon bald hat sich daher die Denkmalpflege mit dem organisch gewachsenen "Ensemble" beschäftigt und seine Erhaltung gefordert. Dieser zugebener Maßen gedrängte Abriß der Wiener Stadtentwicklung sollte nicht nur die Ursachen für die Verschiedenartigkeit der Bausubstanz einer großen Stadt aufzeigen, sondern auch zur Erkenntnis führen, daß neben der Hausforschung in immer stärkerem Maße auch die Siedlungsgeschichte und Fragen des Städtebaues berücksichtigt werden müßten, wobei noch mehr die wirtschaftlichen und sozialen, daher auch die politischen Hintergründe in Betracht zu ziehen sind.

Eine frühe und richtungsweisende Bestandsaufnahme stellt Hugo Hassingers "Kunsthistorischer Atlas Wiens" (Wien 1916) dar. Die hier angewendete Richtung der "Kulturgeographie", bei welcher vor allem an Adalbert Klaar zu denken ist, hat in letzter Zeit wieder wichtige Publikationen vorweisen können: Auf Grund der Stadtkartierung Wiens durch das Geographische Institut der Universität Wien konnten von Elisabeth Lichtenberger die Bände "Die Wiener Altstadt - von der mittelalterlichen Bürgerstadt zur City" (Wien 1977) sowie gemeinsam mit Hans Bobek "Wien-bauliche Gestalt und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts" (Wien 1964) vorgelegt werden. Diese Methode hat auch Eingang in die kunstgeschichtliche Erfassung der Baudenkmäler gefunden, wie der soeben erschienene Band der Wiener Kunsttopographie "Die Profanbauten des 3. bis 5. Bezirkes" (Wien 1980) zeigt, welcher als Einleitung zwei exemplarische Beiträge enthält: Von Geza Hajos "Analyse der städtebaulichen Struktur", sowie von Eckart Vancsa "Der Wiener Wohnbau im 19. Jahrhundert am Beispiel der Wiener Gemeindebezirke 3 - 5".

Innerhalb der Kunstgeschichte ist es Renate Wagner-Rieger zu danken, daß allmählich auch die Bauten des 19. Jahrhunderts in

die Betrachtung einbezogen wurden ("Das Wiener Bürgerhaus des Barock und Klassizismus, Wien 1957; "Wiens Architektur im 19. Jahrhundert", Wien 1970; unter ihrer Leitung auch "Wiener Fassaden des 19. Jahrhunderts - Wohnhäuser in Mariahilf", Wien 1976, usw.).

Die seit einigen Jahren unter Leitung von Peter Pötschner fortlaufend erscheinende Serie der "Wiener Geschichtsbücher" stellt bemerkenswerte Bauwerke, aber auch innerstädtische Straßenzüge und Plätze vor. Besonders hinzuweisen ist auf die Bände "Die Siedlungsformen Wiens" von Adalbert Klaar (Wien 1971) und "Der Berghof" von Hertha Ladenbauer-Orel (Wien 1974), welche letzterer wichtige Ergebnisse der Mittelalter-Archäologie enthält. Als Beispiel für die Beschäftigung mit der immer stärker in den Blickpunkt tretenden Industriearchitektur sei Robert Waissenbergers Arbeit "Wiener Nutzbauten des 19. Jahrhunderts als Beispiele zukunftsweisenden Bauens" (Wien 1977) genannt.

Die Behandlung von hausgeschichtlichen Fragen findet sich auch immer wieder in den "Wiener Geschichtsblättern" bzw. im "Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien". In einer Sonderreihe der Wiener Geschichtsblätter "Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte" erschien von Georg Rizzi und Roland Schachel "Die Zinshäuser im Spätwerk Josef Kornhäusels" (Wien 1979).

Material über die Lebensform in Vergangenheit und Gegenwart ist den Schriften der Bezirksmuseen zu entnehmen, in welchen immer wieder auch Siedlung und Haus behandelt werden. Eigene Häuserchroniken sind in den "Heimatbüchern" enthalten, welche für die einzelnen Bezirke vor allem in der Zwischenkriegszeit erarbeitet wurden. Die moderne Architektur in Wien hat noch keine Zusammenfassung erfahren, eine solche wurde nur für die bedeutsamen Bauten versucht: Ottokar Uhl "Moderne Architektur in Wien" (Wien

1966), Karl Schwanzer "Wiener Bauten 1900 bis heute" (Wien 1964) und "Wiener Bauten 1965 - 75" (Wien o.J.), in Vorbereitung ist jedoch ein solches Werk von Friedrich Achleitner. Auch die Beschäftigung mit den Gemeindebauten war bisher vor allem an den "Superblocks" interessiert. Immerhin wurde mit einer Ausstellung unternommen, die Leistung der Stadt Wien in dieser Hinsicht zu dokumentieren (Katalog von Karl Mang 1977). Bezeichnenderweise hat eine Ausstellung im Ausland ("Vienna Rossa", Venedig 1980) dieses Thema exemplarisch behandelt. Für das Bauschaffen der Gegenwart sei u.a. das Buch "Sozialer Wohnbau" von Freisitzer-Glück (Wien 1979) genannt.

Als wichtige Materialsammlung muß schließlich noch, neben anderen Architekturzeitsungen, die Zeitschrift "Der Aufbau" (herausgegeben vom Wiener Stadtbauamt) angeführt werden, welche immer wieder spezielle Themen, darunter auch die Altstadterhaltung, behandelt. Schließlich sei noch an das unveröffentlichte Material erinnert, welches in der Form von Dissertationen zur Verfügung steht. Zwei derselben von der Wiener Technischen Universität sollen hier Erwähnung finden, und zwar von Johannes Daum "Das Wiener städtische Wohnhaus in der Zeit von 1700 - 1859" (1957) sowie von Roland Schachel "Das Großstadt-Miethaus des Wagner Kreises" (1977). Eine allgemeine Einführung in den Themen-Kreis vermittelt das Werk von Franz Josef Grobauer "Bauen und Wohnen im Wandel der Zeit" (Wien 1974).

Die genannten Werke stellen selbstredend keine komplette Bibliographie zum gegebenen Thema dar, sondern sollen nur die Spannweite der Materie aufweisen und Anregungen zur weiteren Beschäftigung mit dieser bieten. Das Übergewicht der städtebaulich-architekturgeschichtlichen Literatur sollte aber auch das Augenmerk der Volkskunde auf das Gebiet der städtischen Bau- und Lebensform lenken und zur Behandlung derselben herausfordern.

GEGENWÄRTIGE PROBLEME DER HAUSFORSCHUNG IN ÖSTERREICH AM BEISPIEL DES BURGENLANDES

Von Franz Grieshofer, Wien

Dreißig Jahre sind es her, seit Arthur Haberlandt auf der 6. Österreichischen Volkskundetagung in Eisenstadt über "Probleme und Aufgaben der Hausforschung im Burgenland" referierte¹⁾. Eine Zeitspanne, die es sinnvoll erscheinen läßt, sich neuerlich mit dieser Thematik auseinanderzusetzen. Das Burgenland erlebte nämlich innerhalb einer Generation eine derart rasante Bauentwicklung, die den alten dörflichen Charakter weitgehend veränderte²⁾. Die volkscundliche Forschung hat darauf aber kaum reagiert.

So ist es sicher verdienstvoll, wenn im Österreichischen Volkskunde-atlas auf der Grundlage der Katastererhebungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine "historische Gehöfteformen-Karte" erarbeitet, und von Elisabeth Thomasi ein umfangreicher Kommentar und ein Literaturverzeichnis zusammengestellt wurde, die einen guten Überblick über den derzeitigen Forschungsstand der

burgenländischen Hausforschung bieten³⁾. Die Karte gibt aber keine Auskunft, in welchem Verhältnis die bäuerlichen Gehöfte zu den übrigen Siedlungsbauten standen und somit keinen gültigen Aufschluß auf die Dominanz in den jeweiligen Kulturlandschaften. Es wäre daher verfehlt anzunehmen, daß zum Zeitpunkt des Querschnittes nur Bauernhäuser das Siedlungsbild prägten, und noch mehr, wenn man aus dem Beharrungsvermögen, das den bäuerlichen Bauten sicher inherant ist, auf eine bis weit in die Gegenwart reichende Gültigkeit schließen wollte. Im neuen Burgenland-Dehio könnte man freilich durchaus zu dieser Meinung gelangen. Hierin gibt Clara Prickler-Wassitzky den jüngsten Überblick über die traditionellen Siedlungs- und Hausformen des Burgenlandes⁴⁾. Sie sieht die alte Volksarchitektur als Ergebnis von vier "natürlichen" Ordnungsfaktoren: Landschaftsgebundenheit, Materialgebundenheit, Funktionsgebundenheit und Rechtsgebundenheit. Dieser letzte Faktor bezieht sich auf die bisher sicher zu wenig beachtete rechtliche Stellung der Bauern und Söllner und auf den sich daraus ergebenden sichtbaren Niederschlag beim Hausbau und in der Siedlungsform. Hier aber von "natürlichen" Ordnungsfaktoren zu sprechen, bedeutet, den sozialen Zustand als "Gott-gegeben" hinzunehmen. Und wenn man schon das Haus als Ergebnis gegenseitiger Abhängigkeit von ökologischen, wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Faktoren ansieht, dann dürfte man gerade als Volkskundler die geistige, d.h. die kulturelle Beeinflussung nicht außer acht lassen. Durch das Fehlen jeglichen Hinweises auf den quantitativen Stellenwert der historischen Gehöfteformen innerhalb der gegenwärtigen Siedlungen kann man sich auch kein Bild von der tatsächlichen Wirksamkeit machen. Die Autorin stellt dazu nur fest, daß mit dem Schwinden dieser "natürlichen" Ordnungsprinzipien auch der Verlust der burgenländischen Volksarchitektur einhergehe⁵⁾. Das heißt aber nichts anderes, als daß die

Entwicklungen im Hausbau der letzten Jahrzehnte nicht mehr in die Zuständigkeit volkskundlicher Forschung einzubeziehen sind, und daß mit dem Abbruch des letzten alten Bauernhofes oder Söldnerhauses auch die volkskundliche Hausforschung ihr Ende nimmt. Damit gibt sich die Volkskunde selbst auf.

Unbewußt führt uns Clara Prickler-Wassitzky mit ihrer Darstellung der überlieferten Volksarchitektur auf das meines Erachtens aktuellste Problem der Hausforschung im Burgenland: Sie entwickelte kein Problembewußtsein. Um aber einen Beitrag zur Lösung der vielfältigen Probleme, die in den letzten Jahrzehnten aus dem Bauen erwachsen sind, leisten zu können, muß man die vordringlichen Probleme zuerst erfassen. Wolf Dieter Zupfer forderte daher bereits 1972 als Grundlage für einen burgenländischen volkskundlichen Hausforschungsplan einen Katalog der wichtigsten kulturellen Probleme des Bauens und Wohnens im Burgenland⁶⁾.

Das Fehlen einer Forschungskonzeption führte zwangsläufig zur Stagnation. Es wurde ja auch die Anregung, die Haberlandt auf der eingangs zitierten Volkskundetagung erhob, nämlich "das individuelle Alter von Haus und Hof in ihrem Gegenwartsbestand tunlichst vollständig für das ganze Land zu ermitteln", nicht aufgegriffen.⁷⁾ So fehlt heute auch die wichtigste Grundlage für die Hausforschung, eine genügend große Anzahl von Aufmeßplänen. Sicher, von der Volkskunde des Landes, die, wenn überhaupt, nur mit einem Vertreter oder einer Vertreterin im Landesmuseum vorhanden war, konnte man diese Aufgabe kaum verlangen⁸⁾. Aber die entsprechenden Impulse und Anregungen wären zu setzen gewesen. Haberlandt dachte zur Bewältigung dieser Aufgabe ja auch an den Einsatz von Gewerbeschülern. Außerdem hatte er vorgeschlagen, sämtliche bei den Gemeinden liegenden Pläne zu erfassen. Wie wir alle wissen, ist es leider bei seiner Forderung geblieben.

Nur ein Stiller im Land, der Zeichenprofessor Franz Simon in Oberschützen, begann im südlichen Burgenland die vergehende Holzarchitektur als Motiv zu entdecken und künstlerisch zu dokumentieren⁹⁾. Seine Leistung kann aber wohl nicht von der Volkskunde reklamiert werden.

Wir müssen also feststellen, daß es zu keiner umfassenden Dokumentation kam, weil das Problembewußtsein fehlte, und daß die wissenschaftliche Hausforschung stagnierte, weil man keine neuen theoretischen Ansätze entwickelte. Wissenschaftliche Forschung bedarf nämlich der Theorie.

Überblickt man die Geschichte der Hausforschung im Burgenland, so waren es vor allem drei Problemkreise, die den Anstoß zur Beschäftigung mit Haus und Hof gaben.

1. Das ethnische Problem

Ausgangspunkt für die wissenschaftliche Beachtung von Haus und Hof bildete 1855 ein Aufruf des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu einer umfassenden Bestandsaufnahme des "nationalen Hausbaues" auf deutschem Volksboden¹⁰⁾. Man ging dabei von der Voraussetzung aus, daß die verschiedenen Formen der urwüchsigen Häuser verlässliche Stammeszeichen seien. Man suchte charakteristische Hoftypen, um an ihrem Grenzverlauf die Verbreitung der einzelnen deutschen Stämme feststellen zu können. In Österreich wurde der Aufruf vor allem vom Österreichischen Ingenieur- und Architektenverein¹¹⁾ und von der 1870 gegründeten Anthropologischen Gesellschaft in Wien aufgegriffen und gefördert. So führte Anton Dachler, einer ihrer bedeutendsten Vertreter, in seinem grundlegenden Werk über "Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung" die auffallenden Unterschiede zwischen dem abgeriegelten und dem durchgängigen Bauernhaus auf stammheitliche Ursprünge zurück und sprach von einem bajuwarischen und einem fränkischen Gehöft¹²⁾. Dachler begrün-

dete damit die "Franken-These", welche die Bauernhausforschung in der Folge stark beherrschte und – wie wir heute sagen können – lange Zeit in eine falsche Richtung lenkte.

Es nimmt daher nicht wunder, daß auch der in Ödenburg als Lehrer tätige Johann Reinhard Bünker der Stammestheorie folgte und in seinen umfassenden Untersuchungen zunächst von einem "oberdeutschen", später ebenfalls von einem "fränkischen Bauernhof in Westungarn", zu dem das Burgenland damals gehörte, sprach.

Zur Untermauerung der Franken-These wurde die Mundartkunde herangezogen, und zwar wollte man in der ui-Diphtongierung ein Kennzeichen des Fränkischen erkennen. Die ui-Mundart beschränkt sich jedoch, wie die neuere Mundartforschung feststellte, nicht bloß auf die Franken, sondern ist weiter verbreitet und genereller als "nordbairisch" anzusprechen¹⁹⁾. Von einer zwingenden Übereinstimmung von Wort und Stamm, bzw. von Wörtern und Sachen, die besonders von der frühen Bauernhausforschung angenommen wurde, kann also keine Rede sein.

Heute wird kein Hausforscher mehr die Franken-These zur Erklärung der Gehöfteform heranziehen. Sehr wohl aber die Ergebnisse der frühen, durch die ethnische Frage angeregten und forcierten Forschung, die bis heute die Grundlage sämtlicher hauskundlicher Untersuchungen bildet. Für das Burgenland müssen vor allem die Arbeiten von Johann Reinhard Bünker genannt werden: "Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Ödenburg in Ungarn" (1894)¹⁴⁾, "Das Bauernhaus in der Heanzerei" (1895)¹⁵⁾ und "Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten" (1897)¹⁶⁾. Seine anschaulichen Schilderungen, die genauen Hausaufnahmen mit Grundriß, Aufriß und Datierung sind von unschätzbarem Wert.

Dasselbe gilt für Arthur Haberlandt. Er hielt zwar ebenfalls noch an der Identität von Stammes-, Sprach- und Hausformengebieten

fest, sprach aber doch schon etwas abschwächend von einem "fränkisch-mitteldeutschen" Hoftypus¹⁷⁾. Unabhängig davon bleibt seine Volkskunde des Burgenlandes¹⁸⁾, in der er die Besiedlung, Ortsanlage und Ortsbild, die verschiedenen Baustoffe und die Bautechniken, die einzelnen Haus- und Gehöfteformen mit anschaulichen Plänen und Fotomaterial darlegt, ebenso unentbehrlich wie Bünkers Arbeiten.

2. Problem der Urform

Hand in Hand mit dem Versuch, bestimmte Hauslandschaften auf einzelne Stämme zurückzuführen, ging auch die Suche nach den Urformen des Wohnens. So glaubte Johann Reinhard Bünker in einem Haus der Ödenburger Gegend (Loipersbach Nr. 72) mit Vorraum-Küche-Stube den Urtyp des oberdeutschen Bauernhauses gefunden zu haben¹⁹⁾. Auch Arthur Haberlandt stellte sich die Frage des Ur-Hauses. In dieser Thematik erblickte er auf der 6. Volkskundetagung in Eisenstadt das Problem der Hausforschung im Burgenland²⁰⁾. Ausgehend von den bekannten Vorlaubenhäusern in Mörbisch versuchte er in seinem Referat zur "wahrhaftigen Erkenntnis des Werdeganges heimatlichen Bauens" zu gelangen. Aufgrund von Vergleichen innerhalb der deutsch-slawischen Hauslandschaften kam er zur Überzeugung, daß die einspringende und über Stufen zu erreichende Laube aus der Vorhalle entstanden und daß in der dahinterliegenden Küche der ehemalige Wohn-, Schlaf- und Kochraum, das "Ur-Haus" zu erblicken sei. Erst durch das "Einkreuzen" des Feuerraumes seien links und rechts davon Vorder- und Hinterstube und somit aus dem ursprünglichen Vorhallenhaus der klassische dreiteilige Grundriß entstanden.

Lage und Art der Feuerstelle galten in der Hausforschung stets als Schlüssel zum Erkennen archaischer Bauformen. Wenn nun Johann R. Bünker in seiner Arbeit über "Das Bauernhaus in der Heanzerei" die Beobachtung festhielt, daß die Frauen im Winter

im Ofen kochten und dazu Töpfe mittels eines Ofenwagens in den Kachelofen beförderten²¹⁾, so schließt Leopold Schmidt daraus gleich auf ein Rauchstuben-Gebiet²²⁾. Er meint, daß man in älteren Zeiten eben überhaupt keinen getrennten Herd und Ofen hatte, sondern den Kochofen, der beides verbindet. "Die Häuser der Heanzerei müssen in älterer Zeit dem Gebiet der Rauchstube, dem Kochofen-Kulturkreis, wie man gesagt hat, angehört haben."²³⁾ Als Beweis führt Leopold Schmidt den Grundriß eines Hauses aus Felsöszenterszebet an, den er in dem schönen Buch von János Tóth "Volksarchitektur des Örség-Gebietes" fand²⁴⁾. Außerdem stellt er fest, daß diesen Blockbauten nicht nur hölzerne Seitenlauben, sondern, wie es Haberlandt für die Häuser von Mörbisch vermutete, auch Giebellauben vorgesetzt waren. "Das verändert nun allerdings unser herkömmliches Bild des alten Bauernhauses im Heanzengebiet beträchtlich", schreibt Leopold Schmidt in seinem Beitrag über "Das heanzische Bauernhaus und die Bauernhausforschung im Burgenland". "Die alten Holzbauten müssen hier nicht nur Blockwerkbauten, womöglich Rauchstubenhäuser gewesen sein, sie waren auch Vorlaubenhäuser, und die Lauben an den Giebelseiten sind vielleicht doch erst spät wegreguliert worden. Die vergleichende Betrachtung vermag also die älteren Bauzustände immer deutlicher hervorzuholen, und den ganzen Bauernhaustypus der Landschaft anders als bisher zu kennzeichnen. Unter dem Erscheinungsbild, das Bünker als erster so genau festgehalten hat, scheint sich ein anderes, älteres, abzuzeichnen, das diese Häuser in andere Zusammenhänge eingeordnet erscheinen läßt."²⁵⁾

Wozu aber die ganze Beweiskette, wenn Schmidt dann doch davor warnt, diese neuen Erkenntnisse dazu zu benutzen, an die Stelle des gewiß nicht "fränkischen" Hauses "nun etwa die Fata morgana eines 'ostgermanischen' Hauses zu rücken"? Hier beißt

sich die volkskundliche Hausforschung wieder einmal in den sprichwörtlichen Schwanz. Da wird zwar hypothetisch eine Beweis-kette aufgebaut, von der man sich aber gleichzeitig distanziert: "Wir wissen es konkret ja doch nicht"²⁶⁾.

Der vergleichenden Methode sind demnach deutliche Grenzen gesetzt. Es hat aber auch keinen Sinn, aus erhaltenen primitiven Bauformen auf die Urform zu schließen, wie es etwa der Wiener Kunsthistoriker Karl Ortner in einem Aufsatz über "Die Restbe-stände altburgenländischen Baugutes und ihre Beziehung zur Urgeschichte" versucht²⁷⁾. Man kann "primitiv" nicht a priori "alt" gleichsetzen. Solche Überlegungen bewegen sich auf der Ebene der Spekulation.

Feststeht nämlich, daß man mit den Holzbauten rein gegenständ-lich nicht vor die Türkenzeit kommt. Von den Lehmbauten ganz zu schweigen, von denen kaum einer ins 18. Jahrhundert zurück-reicht. Am rezenten Hausbestand läßt sich die Frage des Ur-hauses jedenfalls nicht lösen. Um einen Schritt zurück, zum mittel-alterlichen Hausbau zu gelangen, kann man Aufschlüsse nur von einer planmäßigen Wüstungsforschung erwarten. Mit solcherart gewonnenen Erkenntnissen könnten dann, Siedlungskontinuität vorausgesetzt, die Entwicklungslinien sowohl nach vorn wie auch nach rückwärts gezogen werden.

3. Das Problem der Arkadenhäuser

Die Frage nach dem Ursprung beherrscht natürlich auch das Pro-blem der Arkadenhäuser. Die Seitenlauben stellen ja ein beson-ders charakteristisches Merkmal der burgenländischen und vor allem der heanzischen Gehöfte dar. Man hat für diese Bauform sowohl provincial-römische Vorläufer²⁸⁾, wie auch ostgermanische Vorhallenhäuser in Betracht gezogen²⁹⁾. Adelheid Schmeller-Kitt wies wiederum in der Kunsttopographie des Bezirkes Oberwart darauf hin, daß die Laubengänge einerseits mit der Gestaltung

der Emporen in den Kirchen, andererseits mit den Arkaden der Schlösser eine auffallende Übereinstimmung zeigen³⁰⁾. Es steht wohl außer Zweifel, daß die klassischen Bauformen der Schlösser und Klöster in den Städten und Landgemeinden Nachahmung fanden, woran die Handwerker sicherlich einen großen Anteil hatten. So glaubte Arthur Haberlandt, daß die Verbreitung durch die Maurer von Landsee, die bis Budapest arbeiteten, erfolgt sei³¹⁾.

Olaf Bockhorn, der für seinen Beitrag "Haus und Hof in der Oberen Wart" im Heimatbuch des Bezirkes sämtliche Theorien und Äußerungen zu diesem Problem zusammenfassend darlegte, kommt freilich zur Ansicht, "daß für derlei Kontinuitäten keinerlei Beweise existieren"³²⁾. Bei allen Überlegungen muß man sich nämlich wiederum die Tatsache vor Augen halten, daß die bäuerlichen Arkadenhäuser in der Wart frühestens vom Beginn des 19. Jahrhunderts stammen. Bockhorn löst sich daher erstmals von der Ursprungsfrage und sucht die Gründe für die allgemeine Verbreitung in einem sozial-psychologischen Verhalten zwischen der ländlichen Oberschicht und der Unterschicht. "Die Errichtung von Häusern mit Arkaden", schreibt er, "war ab 1800 ein geeignetes Mittel, den untertanen Bauern, die damals einen ersten Aufschwung erlebten, an die Unterschiede zwischen Adeligen und Leibeigenen zu erinnern"³³⁾. Nach Aufhebung der Untertänigkeit ahmten nun auch die ehemals leibeigenen Bauern diese Bauten nach, wozu sie dank einer verbesserten wirtschaftlichen Situation in die Lage versetzt worden waren. Die Ausbreitung der Arkadenhäuser ist somit das Ergebnis einer geistigen Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen sozialen Schichten. Ein Vorgang, der, allerdings unter geänderten Vorzeichen, auch in der Gegenwart festzustellen ist, nun aber zu völlig neuen, modernen Bauformen führt.

Derartige Erkenntnisse vermag die Hausforschung erst zu treffen, wenn sie nicht nach ethnischen Herleitungen und nicht nach dem Urgrund der Bauformen sucht, sondern wenn sie die Erklärung für den gegenwärtigen Zustand der einzelnen Gehöftellandschaften in wirtschaftlichen, sozialen, rechtlichen und kulturellen Komponenten sieht. Eine solche Forschung erblickt im Kitting dann auch keinen "lykischen Grabbau"³⁴⁾, sondern betrachtet ihn - abgesehen von seiner interessanten Konstruktion - als Ausdruck einer spezifischen Wirtschaftsform, wobei es wiederum zu bedenken gilt, daß der früheste erhaltene Bau dieser Art aus dem Jahr 1740 nachgewiesen ist³⁵⁾. Wenn man nun weiter bedenkt, daß Norbert Riedl 1950 immerhin noch 17 freistehende Kittinge mit hölzernem Spitztonnengewölbe im Bezirk Oberwart feststellen konnte und heute davon nur mehr einer im Freilichtmuseum in Bad Tatzmannsdorf erhalten geblieben ist, gewinnt diese Problematik eine völlig neue Dimension³⁶⁾.

Während die Volkskunde gebannt zusah, wie die Substanz historischer Bauformen immer weniger wurde, erfolgte ein gewaltiger Umbruch in der Siedlungslandschaft, der zu einem einschneidenden Wandel führte. Die Bautätigkeit der letzten drei Jahrzehnte läßt sich durch die Statistik eindrucksvoll belegen:³⁷⁾

So stieg die Anzahl der Häuser von 1951 auf 1971 um 17.014 auf 75.918 gegenüber früher 58.904. Das entspricht einem Zuwachs von über einem Viertel (28,8%). Dagegen halbierte sich der Bestand an Bauernhäusern in diesem Zeitraum von 36.271 auf 19.943. Gemessen an der Gesamtzahl der Häuser fiel der Anteil der Bauernhäuser dadurch von 61 % auf 26 %.

Interessant sind auch die Angaben zur Altersstruktur. Während 1951 von den 36.271 Bauernhäusern noch 12.361, also ein Drittel, vor 1880 erbaut waren, so wies die Statistik für das Jahr 1971 nur mehr 5.221 Objekte aus dieser Zeit aus. In den letzten zehn

Jahren ist dieser Anteil sicher noch weiter gesunken.

Mikroanalysen, die die Siedlungsentwicklung eines Dorfes über einen längeren Zeitraum überblicken, zeigen die Vermehrung der Häuser noch deutlicher auf. Als Beispiel können hier zwei siedlungsgeographische Arbeiten von Ulrike Fuchs über "Siedlungsausbau und Wohnverhältnisse in Podersdorf"³⁸⁾ und von Brigitte Holzer, "Siedlungsentwicklung von St. Margarethen"³⁹⁾ herangezogen werden. Aber auch die Volkskunde kann dazu zwei Dorfmonographien aus Wolfau⁴⁰⁾ und Tadten⁴¹⁾ vorweisen, die unter der Leitung von Károly Gaál entstanden und entsprechendes Material enthalten. In Podersdorf etwa stieg die Häuserzahl von 1821 bis 1965 um mehr als das Vierfache, von 114 auf 463, in St. Margarethen um mehr als das Dreifache (von 205 auf 688), in Tadten von 146 im Jahr 1856 auf 382 im Jahr 1974, was mehr als dem Doppelten entspricht. Das explosionsartige Wachstum seit den Dreißiger-Jahren bzw. seit 1950 wird aber erst aus dem detaillierten Zahlenmaterial bzw. aus der graphischen Darstellung ersichtlich, wobei es zu bedenken gilt, daß die Steigerung in keinem Verhältnis zum Bevölkerungswachstum steht. Die Einwohnerzahl blieb nämlich annähernd gleich.

Podersdorf	St. Margarethen	Tadten ⁴²⁾	Wolfau ⁴³⁾
1821: 114	1828: 205	1856: 146	
1920: 195	1920: 361		1923: 262
1934: 238	1934: 463		1934: 274
1951: 319	1951: 512		1951: 268
1961: 414	1961: 660		
1965: 463	1963: 688	1974: 382	1964: 283

In dieser Zusammenstellung fällt die geringe Zunahme der Häuser in Wolfau auf. Dieser Ort liegt aber in einem ausgeprägten Rückzugsgebiet.

Die Erweiterung der zumeist nach den Verwüstungen der Türken-

einfallende planmäßig wiedererrichteten Straßen- oder Angerdörfer erfolgte in der Regel nach drei Richtungen:

- a) durch Verlängerung der Dorfstraßen und eventuell durch Verbauung des Dorfgangers,
- b) durch Parzellierung der Hausgärten,
- c) durch Aufschließung neuer Siedlungszeilen außerhalb des Dorfes.

Im Zuge der allgemeinen Bautätigkeit konstatiert man die Auflösung der tradierten Siedlungsform. Sie verändert aber auch das Siedlungsbild. Die Verwendung neuer Baumaterialien und neuer Konstruktionstechniken haben daran sicher einen großen Anteil. Trotzdem ist es nicht einzusehen, daß deshalb das charakteristische Baugesicht und ganze Ensembles verloren gingen. Es hätte doch möglich sein müssen, trotz neuer Materialien, die alten Bauformen beizubehalten. Hinter der Abkehr stecken demnach andere, für die Bevölkerung gewichtigere Gründe.

Bereits 1961 stellte sich Roland Rainer die Frage, warum sich immer mehr Großstädter zu den ländlichen Bauten hingezogen fühlen, "während die Bewohner selbst meist nur lächeln, wenn man ihre alten Häuser, die sie geringschätzig "Altertümer" nennen, fotografiert, und die erste Gelegenheit benutzen, um großstädtische Baukonfektion fragwürdigster Art an ihre Stelle zu setzen und so Maßstab und Atmosphäre ihrer Umwelt oft mit einem einzigen Neubau rasch und sicher zerstören?"⁴⁴⁾. In der allgemeinen Aufbruchsstimmung, in der sich das Burgenland in den 60er Jahren befand, überhörte man die Mahnungen des bekannten Architekten und schob sein Buch über "Anonymes Bauen" beiseite. Heute ist es ein Stück Nostalgie. Denn wer es sich nur einigermaßen leisten konnte, räumte das alte Haus weg und setzte ein neues an seine Stelle. Das hatte zur Folge, daß die "Hiobsbotschaften aus

dem Burgenland" immer lauter wurden⁴⁵⁾. Für einen Bericht über die Untersuchungen des Wiener Dipl.Ing. Reinhold Harlfinger über das Ausmaß der baulichen Zerstörung des Burgenlandes wählte die "Wochenpresse" 1971 sogar den Titel "Ärger als im Krieg" und fügte an: "Eine der schönsten Hauslandschaften Europas stirbt".⁴⁶⁾ "Nach dem restlosen Ausverkauf des bäuerlichen Mobiliars: Jetzt geht es um das ganze Haus", formulierte die "Neue Illustrierte Wochenschau" 1972⁴⁷⁾ und in der "Presse" stellte Hans Sedlmayer im Denkmalschutzjahr resignierend fest, daß alle Bemühungen nur Rückzugsgefechte bleiben müßten, wenn es nicht gelänge, das heutige Bauen zu stoppen⁴⁸⁾. In dieses Spannungsfeld zwischen Neubauen und Verlust alter Formen sieht sich nun auch die volkskundliche Hausforschung eingebettet. Inwieweit ist sie aufgerufen, zu diesem Problem Stellung zu nehmen? Auf welche Weise soll und kann sie in diesen Prozeß eingreifen? Etwa in der Art, daß sie nur im Bewahren alter Bausubstanz ihre Maxime sieht?

So sehr jeder Verlust eines alten Hauses gefühlsmäßig schmerzt, muß doch der Anspruch jedes einzelnen auf eine zeitgemäße Wohnung respektiert werden. Der gesamte Osten Österreichs und im besonderen das Burgenland hatte auf diesem Sektor ja einen ungeheuren Nachholbedarf. Und es zählt sicher zu den größten Leistungen in der Geschichte des jüngsten Bundeslandes, die schlechten Wohnbedingungen innerhalb kürzester Zeit beseitigt zu haben. Eine Beschränkung auf die historischen, womöglich bäuerlichen Hausformen würde daher dem Anspruch der Volkskunde, eine Wissenschaft mit Gegenwartsbezug zu sein, nicht nur zuwiderlaufen, sondern auch einer Mißachtung der menschlichen Grundbedürfnisse gleichkommen. Das Problem liegt also nicht in der Überwindung primitiver Wohnverhältnisse oder in der notwendigen Anpassung an neue wirtschaftliche Gegebenheiten, sondern in dem Umstand, daß mit den Um- und Neubauten das Bild der Haus- und Gehöfte-

landschaft zerstört wurde. War das aber in allen Fällen notwendig? Hätte man mit Hilfe vernünftiger Sanierungsmaßnahmen nicht einen wesentlichen Bestand erhalten, bzw. hätte man nicht durch die Entwicklung neuer Bauformen das Gesicht der Kulturlandschaft bewahren können?

Also aktives Eingreifen, Hilfestellung und Beratung der verantwortlichen Bauträger? Entgegen landläufiger Erwartung muß diese Frage von Seiten der wissenschaftlichen Volkskunde mit einem klaren Nein beantwortet werden. Hiezu sind in Zusammenarbeit mit den diversen Volksbildungseinrichtungen vor allem der Denkmalschutz und die Architekten aufgerufen. Ihnen obliegt es, Erhaltenswürdiges zu schützen bzw. durch rücksichtsvolle Planung bestehende Ensembles nicht zu zerstören. Nach 20 Jahren hemmungslosen Bauens, für das die Hochhäuser von Eisenstadt, Mattersburg und Oberwart ein symptomatisches Mahnmal darstellen, ist es den genannten Institutionen auch gelungen, einen Gesinnungswandel herbeizuführen. Die Unter-Denkmalstellung der gezimmerten Weinkeller von Heiligenbrunn im Bezirk Güssing⁴⁹⁾, die Adaptierung eines Bauernhauses in Neumarkt zum Atelier für Künstler⁵⁰⁾ oder die vorbildliche Restaurierung des Bauernhauses in Aschau Nr. 49 können hier als Beispiele genannt werden. Der Besitzer dieses Hauses, Ing. Wolfgang Komzak, hielt seine Erfahrungen darüber nicht nur in einem Bericht fest⁵¹⁾, sondern verfaßte in der Zeitschrift des Volksbildungswerkes auch eine Artikelserie, in der er die alten Handwerkstechniken wie den Putzschnitt an den Fassaden, das Strohdecken, die Gewölbetechnik, den Massiv- und Holzbau, über Tür- und Fensterbeschläge, Herd und Beheizung, usw. abhandelt⁵²⁾. Mit seiner jüngsten Aktion, einer Wanderausstellung, möchte Wolfgang Komzak die aus der Kulturlandschaft erwachsenen Ordnungen beim Bauen im Burgenland aufzeigen und zu einer verantwortungsbewußten Baugesinnung und Dorfbildpflege

hinführen⁵³⁾. Von den Bemühungen Reinhold Harlfingers, aufgrund seiner Untersuchungen ein neues "Burgenlandhaus" zu kreieren, hat man hingegen seit einiger Zeit nichts mehr gehört. Es ist auch fraglich, ob sich solche Vorschläge vom Reißbrett aus dekretieren lassen und ob derartige Lösungen überhaupt wünschenswert sind. Leopold Schmidt versieht in seiner Rezension des ausgezeichnet gestalteten Buches der Grazer Architektin Herrad Spielhofer über "Sanierung, Um-, Zu- und Ausbau von erhaltungswürdigen ländlichen Wohnhäusern in Österreich" die exemplarischen Lösungsvorschläge für den Um- und Ausbau burgenländischer Bauernhäuser ebenfalls mit einem großen Fragezeichen:⁵⁴⁾ "Werden sich Besitzer solcher bäuerlicher Bauten finden, die so wie vorgeschlagen bauen werden? Wird ein durch ein Institut etwa durchzuführender Befragungsquerschnitt ergeben, daß alles, oder doch weniger, oder auch gar nichts geschehen ist, oder daß man sich partout nach ganz anderen Vorschlägen gerichtet hat, und warum wohl? Von der Gegenwartsvolkskunde aus gesehen ein überaus bemerkenswertes Grundmaterial, das in Zukunft entsprechend genutzt werden sollte".

Welche Rolle kommt nun aber der volkskundlichen Hausforschung in diesem Spannungsfeld zu, wenn ihre Aufgabe weder in der Reliktforschung, die effektiver vom Bautechniker geleistet werden kann, noch in einem gestalterischen Eingreifen gesehen wird? Kann die Volkskunde überhaupt mit Hilfe ihrer Forschungen zur Lösung gegenwärtiger Probleme beitragen? Wohl nicht direkt. Aber sie kann mit ihren Ergebnissen für die Entscheidungsträger in Politik, Wirtschaft, im Bildungswesen und im planenden und durchführenden Baugewerbe wichtige Grundlagen liefern. In diesem Sinn versteht sich die Volkskunde als Grund- und Integrativwissenschaft.

Die volkskundliche Hausforschung hat demnach eine eingehende

Analyse des gegenwärtigen Bauens zu liefern, wobei diese primär aus der Sicht des Bauherrn, also des Auftraggebers zu erfolgen hat. Um zu einer Lösung zu gelangen, ist es zunächst wichtig, die Ursachen für den Wandel der Hauslandschaft zu kennen. Wie in der Medizin setzt auch im Bauwesen die Therapie eine gründliche Diagnose voraus. Dazu bedient sich die Volkskunde der strukturalistischen Methode, indem sie zunächst sämtliche Faktoren, die das Baugeschehen beeinflussen, bloßlegt und auf ihre Wechselwirkung hin untersucht. Ein wesentliches Kriterium für den Ertrag des Erkenntniswertes besteht darin, daß bei einer derartigen Analyse die historische Dimension nicht außer acht gelassen wird. Erst im Aufzeigen des Wandels läßt sich der Prozeß besser verstehen.

Als ein erster Beitrag, der versucht, den hier aufgezeigten Intentionen einer gegenwartsbezogenen Hausforschung gerecht zu werden, kann die im Rahmen der Dorfmonographie von Tadten erstellte Untersuchung über "Haus und Hof im sozio-kulturellen Wandel" angesehen werden⁵⁵⁾. Hier konnten an Hand des rezenten Baubestandes die verschiedenen Entwicklungsphasen beim Baustoff, bei der Bautechnik und in der Grund- und Aufrißgestaltung festgestellt werden. Bei der Analyse galt es zunächst die wirtschaftlichen und die sozialen Verhältnisse zu berücksichtigen. Dabei ließ sich ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Siedlungserweiterung und Abwanderung aus der Landwirtschaft konstatieren. Die Quittierung des bäuerlichen Dienstes hatte nämlich zur Folge, daß die Landarbeiter ihren Anspruch auf die von den Bauern bereitgestellten Huldnhäuser und Inwohnungen verloren und selbst für bescheidene Unterkünfte zu sorgen hatten. Es spricht für die "bäuerliche Einstellung", daß sie sich dabei zunächst am Bauernhaus orientierten und davon eine kleinere Kopie anstrebten. Die Abwanderung reduzierte die Landwirtschaft zum Familienbe-

trieb und erforderte einschneidende Umstrukturierungen. So wurde die autarke Bewirtschaftung weitgehend zu Gunsten einer spezialisierten Produktion aufgegeben. Der Trend zur Monokultur hatte wiederum zur Folge, daß große Teile der Wirtschaftsgebäude funktionslos wurden bzw. den neuen Anforderungen nicht mehr genügten. Die schmalen Hofteile schufen für eine wirtschaftliche Anpassung große Probleme und behinderten großzügige Entwicklungen. Als Ausweg bietet sich die Aussiedlung an, die man wegen der gesellschaftlichen Isolierung jedoch zu vermeiden trachtet. Dennoch läßt sich ein Trend zu großen Wirtschaftshallen feststellen, die die für die Landschaft typische Anbauweise verdrängen. Durch die Querstellung des Wohntraktes und die Überdachung der Einfahrt, die den Einblick in den Hof verwehren, gewinnt man aber auch im Dorf den Eindruck, als kapsle man sich ab. Anstoß zum Umbau des Wohntraktes geben das Fehlen sanitärer Einrichtungen, ein gesteigertes Hygienebedürfnis und ein größerer Raumbedarf, hinter dem sich - da sich die Familiengröße ja verringerte - ein zunehmender Individualismus zu verbergen scheint. Damit wird das Grundkonzept des dreiteiligen Grundrisses aufgelöst. Mit der zunehmenden Aufstockung rückt man außerdem von der jahrhundertealten ebenerdigen Wohnweise ab. Das berechtigte Streben nach zeitgemäßen Wohnbedingungen führt somit zur Preisgabe der bäuerlichen Bauformen und zur Angleichung an urbane Wohnweisen.

In dem Maße sich die wirtschaftliche Lage der Arbeiter nach 1945 verbesserte, änderte sich auch ihr Leitbild beim Hausbau. Nicht mehr das Bauernhaus, sondern die bungalowartige Villa wurde zum Inbegriff des modernen Wohnstils. Wie die Untersuchung in Tadten zeigte, übernimmt in der Folge die bäuerliche Bevölkerung nun vom ehemaligen Landarbeiter das Leitbild des "schönen Hauses" und gestaltet den Wohntrakt entsprechend um. Das geht

soweit, daß sich der Bungalow des landwirtschaftlichen Aussiedlers vom Bungalow etwa eines Maurers nicht mehr unterscheidet.

Hinter diesem kulturellen Verhalten verbergen sich jedoch tiefergehende, psychologische Ursachen. Wie anders läßt es sich sonst erklären, daß der Bauer durch die Übernahme "städtischer" Bauformen sein überkommenes Image, ja sein Selbstbewußtsein aufgibt. Die Furcht vor dem Stigma der Rückständigkeit, vor dem Verlust seines sozialen Prestiges bewirken die Abkehr vom Überkommenen und führen zu einer Überbetonung des Modernen – ein Phänomen, das in den 60er und 70er Jahren generell im Burgenland festzustellen ist. Wenn man bedenkt, daß die Pläne für die modernen Neu- und Umbauten der landwirtschaftlichen Gehöfte aus dem Architektenbüro der Landwirtschaftskammer stammen, stimmt diese Entwicklung besonders bedenklich.

Die Untersuchung von Tadten, die hier nur in wesentlichen Zügen dargelegt werden kann, zeigt jedenfalls, daß der kulturelle Wandel nicht bloß wegen des Verlustes der "natürlichen" Ordnungsprinzipien erfolgt, sondern daß ihm eine geistige Auseinandersetzung mit den jeweiligen kulturellen Leitbildern zugrunde liegt, die ihrerseits wieder durch bestimmte soziale Gruppen determiniert sind. Will man die Kulturlandschaft vor einer weiteren Zerstörung bewahren, so kann die Nutzenanwendung aus dieser Erkenntnis nur in einer gesellschaftlichen und kulturellen Aufwertung landschaftsgebundener Bauformen liegen. Das ist aber dann wiederum nicht mehr Sache der Volkskunde.

Aufgabe der volkskundlichen Hausforschung wird es vielmehr sein, durch weitere Untersuchungen die Grundlagen für das Verständnis des gegenwärtigen Bauens zu erweitern und zu vertiefen. Zu diesem Zweck hat das Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften mit einem Forschungsprojekt begonnen, das sich zum Ziel setzt, alle jene Häuser, die Arthur

Haberlandt in seiner Volkskunde des Burgenlandes dokumentierte, nach 50 Jahren neuerlich zu untersuchen und die Ursachen ihres Wandels bzw. Beharrens festzustellen⁵⁶⁾. Damit sollen auch jene Aufgaben, die Arthur Haberlandt bereits auf der 6. Volkskundetagung im Burgenland forderte, in Angriff genommen werden.

A n m e r k u n g e n

- 1) Arthur Haberlandt, Probleme und Aufgaben der Hausforschung im Burgenland. In: Leopold Schmidt (Hg.), Burgenländische Beiträge zur Volkskunde. Die Vorträge der 6. Österr. Volkskundetagung in Eisenstadt 1951 (=Veröffentlichungen des Österr. Museums f. Volkskunde, Bd. II), Wien 1953, S. 33-43

- 2) Leopold Schmidt, Volkskunde. In: Burgenländische Landeskunde, hg. v.d. Bgld. Landesregierung, Wien 1951, S. 621-670, Abb.

- 3) Österreichischer Volkskundeatlas: Historische Gehöftformen, Entwurf und Bearbeitung: Ingrid Kretschmer und Elisabeth Tomasi (Arbeitsunterlagen: Adalbert Klaar), 6. Lfg. (1977), Bl. 96, 97, 98; Kommentar von Elisabeth Tomasi, 136 S., 32 Abb. - Elisabeth Tomasi, Ländliche Siedlung-Bibliographie. ÖVA., 6. Lfg. (1977), Bl. 92-98

- 4) Clara Prickler-Wassitzky, Siedlungs- und Hausformen. In: DEHIO-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs: Burgenland. Bearbeitet von Adelheid Schmeller-Kitt mit Beiträgen v. Friedrich Berg, Clara Prickler-Wassitzky, Hansjörg Ubl, Wien 1976, S. 21-29, 6 Abb.
 Kurze Überblicksdarstellungen über die Gehöftelandschaften des Burgenlandes geben auch
 Olaf Bockhorn, Das Bauernhaus im Burgenland. In: Haus und Hof in Österreichs Landschaft. Notring-Jahrbuch, Wien 1973, S. 179-180, 1 Abb. - Viktor H. Pöttler, Alte Volksarchitektur. Graz-Wien-Köln 1975, S. 74 ff. - Reinhold Harlfinger, Die bäuerliche Baukunst im Burgenland. In: Herrad Spielhofer, Sanierung, Um-, Zu- und Ausbau von erhaltungswürdigen ländlichen Wohnhäusern in Österreich, Graz, 1980, S. 120-121

- 5) DEHIO-Handbuch, a.a.O., S. 25

- 6) Wolf Dieter Zupfer, Haus und Hof im Burgenland. (Österr. Hochschulzeitung, 24. Jg. (1972), Nr. 12, S. 21)

- 7) Arthur Haberlandt, Probleme und Aufgaben, a.a.O., S. 33

- 8) Auf Clara Prickler-Wassitzky folgten in kurzen Abständen

Gertraude Szepesi-Suda, Wolf Dieter Zupfer und Wolfgang Gürtler

- 9) Franz Simon, Bäuerliche Bauten im Südburgenland. Ein Bilderbuch über bäuerliches Bauen von einst im Heanzenland, Oberschützen 1971, 77 Tafeln;
ders.: Bäuerliche Bauten und Geräte Südburgenland und Grenzgebiete. Ein volkskundliches Bilderbuch zur Ergänzung und Erweiterung des 1971 vom gleichen Verfasser herausgebrachten Werkes "Bäuerliche Bauten im Südburgenland" mit 247 ganzseitigen Bildtafeln und 220 Zeichnungen im Text nach Originalfederzeichnungen des Autors, Selbstverlag, Oberschützen 1981
- 10) Arthur Haberlandt, 60 Jahre vergleichende Bauernhausforschung im Rahmen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. (Mitt. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, Bd. 82, 1953, H. 1-3, S. 22-32, 3 Grundr.)
- 11) Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Hg. v. Österr. Ingenieur- u. Architektenverein, Wien-Dresden 1906, Mappe und Textband hg. v. Anton Dachler und Michael Haberlandt, 228 S., 67 Abb. u. 6 T.
- 12) Anton Dachler, Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung. (Blätter d. Vereins f. Landeskunde v. NÖ., NF. 31. Jg., 1897, S. 115-167, 3 T.)
- 13) Heinrich Weigl, Die niederösterreichische ui-Mundart. (Teuthonista, Bd. I, 1952, S. 149 ff). - Leopold Schmidt, Die Heanzen. Ein Forschungsbericht. In: Volkskultur im Medienzeitalter. Güssinger Begegnungen 1978 (=Jahrbücher des Josef Reichl-Bundes, Bd. V), Eisenstadt 1979, S. 47 f
- 14) Johann R. Bünker, Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Ödenburg in Ungarn. (Mitt. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, Bd. 24, 1894, S. 115-130)
- 15) Johann R. Bünker, Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn). (Mitt. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, Bd. 25, 1895, S. 89-154, Abb., 25 Aufr. u. Grundr.)

- 16) Johann R. B ü n k e r , Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten. (Mitt. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, Bd. 27, 1897, S. 113-191, 56 Abb.)
- 17) Arthur H a b e r l a n d t , Zur Frage nach Herkunft und Geltung der Benennung "fränkisches Haus", "fränkisches Gehöft". (Wiener Zs. f. Volkskunde, 47. Jg., 1942, H. 3-4, S. 44-50)
- 18) Arthur H a b e r l a n d t , Volkskunde des Burgenlandes. Hauskultur und Volkskunst. In: Österr. Kunsttopographie, Bd. 26, 1935, 135 S., 206 Abb., Grundr., 1 Kt.
- 19) Johann R. B ü n k e r , Typen der Bauernhäuser aus der Gegend von Ödenburg, a.a.O.
ders.: Westungarische Vorhallenhäuser. (Mitt. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, Bd. 38, 1908, S. 3-8, Abb., 2 Grundr.)
- 20) Arthur H a b e r l a n d t , Probleme und Aufgaben, a.a.O.
- 21) Johann R. B ü n k e r , Das Bauernhaus in der Heanzerei, a.a.O., S. 122
- 22) Leopold S c h m i d t , Das heanzische Bauernhaus und die Bauernhausforschung im Burgenland. In: Volkskultur im Medienzeitalter. Güssinger Begegnungen 1978 (=Jahrbücher des Josef Reichl-Bundes, Bd. V), Eisenstadt 1979, S. 59-84)
Wiederabdruck in: Pannonia. Magazin für europäische Zusammenarbeit, Eisenstadt, VIII. Jg., 1980, Nr. 1, S. 9-12
- 23) Ebd., S. 76
- 24) János T ó t h , Az Őrségnek Népi építésze (Volksarchitektur des Őrseg-Gebietes), Budapest 1971
- 25) Leopold S c h m i d t , Das heanzische Bauernhaus, a.a.O., S. 80 f
- 26) Ebd., S. 81

- 27) Karl Ortner, Die Restbestände altburgenländischen Baugutes und ihre Beziehung zur Urgeschichte. (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 27, 1965, S. 107 ff.) -
ders.: Seltenes Baugut im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 26, 1964, S. 29 ff.) -
ders.: Vielfalt und beachtenswerte Besonderheit urtümlicher Bagedanken am burgenländischen Haus. In: J. Stehlik, Burgenland mit dem Neusiedlersee, Wien 1960, S. 30-34
- 28) Erich Swoboda, Carnuntum. Seine Geschichte und seine Denkmäler. 2. Aufl., Wien 1953, S. 164 f. und Taf. XLV/1 -
Diesen Hinweis bringt Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich, Horn 1966, Bd. 1, S. 288
- 29) Erich Kulke, Die Laube als ostgermanisches Baudenkmal. München o.J., S. 36 - Johann R. Bünker, Westungarische Vorhallenhäuser, a.a.O.
- 30) Adelheid Schmeller-Kitt, Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Oberwart. (=Österreichische Kunsttopographie, Bd. XL), Wien 1974, S. 73 - Vgl. dazu Georg Wacha, Kunst- und Kulturgeschichte des Bezirkes Oberwart. Ergänzungen zu einem neuen Kunsttopographieband des Burgenlandes. (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 39, S. 67-91)
- 31) Arthur Haberlandt, Kulturgeographische Aufgaben der Volksforschung im Pannonischen Raum. (Wiener Zs. f. Volkskunde, Bd. 43, 1938, S. 84)
- 32) Olaf Bockhorn, Haus und Hof in der Oberen Wart. In: Die Obere Wart - Festschrift, Oberwart 1977, S. 355-364
- 33) Ebd., S. 362
- 34) Leopold Schmidt, Die Kittinge. Probleme der burgenländischen Blockspeicher. (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 12, 1950, S. 97 ff.)
- 35) Alfred Schmeller, Das Burgenland. (Österreichische Kunstmonographie, Bd. II), Salzburg 1968, S. 210 - Vgl. auch

- Olaf Bockhorn, Haus und Hof in der Oberen Wart, a.a.O., S. 359 f.
- 36) Norbert Riedl, Die burgenländischen Speicherbauten mit besonderer Berücksichtigung des "Kittings", Phil.Diss., Wien 1953
 - 37) Ergebnisse der Häuser- und Wohnungszählungen vom 1. Juni 1951 und vom 12. Mai 1971, hg. v. Österr. Statistischen Zentralamt 1952 und 1973. -
Die neueste Zählung von 1981 erbrachte 93.413 Gebäude, um 21,4 % mehr als 1971
 - 38) Ulrike Fuchs, Siedlungsausbau und Wohnverhältnisse in Podersdorf. (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 29, 1967, S. 65-78, 8 Abb.)
 - 39) Brigitte Holzer, Siedlungsentwicklung von St. Margarethen. (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 29, 1967, S. 116-123, 2 Abb.)
 - 40) Richard Wolfram, (hg.), Wolfau. Bericht über die Feldforschung 1965/66. Durchgeführt mit Studenten des Instituts für Volkskunde an der Universität Wien unter der Leitung von Károly Gaál. (=Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 42), Eisenstadt 1969 - darin: Helmut Schöbitz, Das Haus, S. 103-142, Abb.
 - 41) Károly Gaál und Olaf Bockhorn (hg.), Taden. Eine dorfmonographische Forschung der Ethnographia Pannonia Austriaca 1972/73 (=Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 56), Eisenstadt 1976 - darin: Franz Grieshofer, Haus und Hof im sozio-kulturellen Wandel, S. 129-158
 - 42) Ernst Bruckmüller, Wirtschaftsentwicklung und Sozialstruktur. In: Taden, a.a.O., bringt dazu ein Diagramm über die Häuserzahl, S. 25
 - 43) Rudolf Kropf, Die Sozialstruktur. In: Wolfau, a.a.O., S. 33
 - 44) Roland Rainer (hg.), Anonymes Bauen: Nordburgenland.

Herausgegeben vom Institut für Städtebau an der Akademie der bildenden Künste Wien, Salzburg 1961, S. 5

- 45) Otto S w o b o d a , Neue Hiobsbotschaft aus dem Burgenland. (Steine sprechen, Nr. 21/22, 1968, S. 4): "In diesem Frühjahr wurde in Mörbisch das malerischste Hofgäßchen des Ortes, wo sich zwei solche offene Stiegenlauben schräg gegenüberstanden und eine seltene architektonische Besonderheit bildeten, für immer zerstört ... Eine der offenen Säulenlauben wurde samt dem dazugehörigen alten Weinbauernhaus mit den reizenden Kellerzubauten niedergerissen und an seiner Stelle ein "modernes" einstöckiges Betonhaus errichtet".
- 46) Wochenpresse Nr. 41 vom 13.X.1971, S. 6 - Reinhold H a r l - f i n g e r , Die bäuerliche Baukunst im Burgenland. Diss. an der TU Wien
- 47) Neue Illustrierte Wochenschau, Nr. 15 vom 9.IV.1972, S. 6
- 48) Hans S e d l m a y e r , Das sogenannte Denkmalschutzjahr 1975. (Die Presse, 11./12. VII.1975, Wochenendbeilage, S. I) - Diese Zeitungszitate wurden dem Ausstellungskatalog von Leopold Schmidt, Wandlungen des ländlichen Wohnens in der Gegenwart, hg. v. Institut für Gegenwartsvolkskunde der ÖAW, Mattersburg 1976, S. 10 u. 11 entnommen.
- 49) Friedrich B e r g , Dörfliche Bauten im Burgenland und ihre Erhaltung. (Österr. Zeitschrift f. Kunst u. Denkmalpflege, Bd. XXX, Wien 1976, S. 96-110)
- 50) Hans P a u l , Atelierhaus für Burgenlands Künstler. (Volk u. Heimat, 1968, S. 196-197, 2 Abb.)
- 51) Wolfgang K o m z a k , Gedanken zur Restaurierung des Bauernhauses Aschau Nr. 49. (Volk u. Heimat, Jg. 31, 1977/78, H. 7, S. 2-6, 7 Abb.)
- 52) Wolfgang K o m z a k , Alte Handwerkstechniken am südburgenländischen Bauernhaus. (Volk u. Heimat, Jg. 32, 1978/79, H. 6, S. 14-17, 5 Abb.) -
ders.: Das Strohdach. (ebd., H. 7, S. 7-9, 5 Abb.) -

- ders.: Decken und Gewölbe. (ebd., H. 8, S. 12-15, 5 Abb.) -
- ders.: Fenster, Türen und Beschläge an alten burgenländischen Häusern. (ebd., H. 9, S. 9-11, 6 Abb.) -
- ders.: Herd und Beheizung in alten burgenländischen Bauernhäusern. (ebd., H. 10, S. 12-15, 5 Abb.) -
- ders.: Der Massivbau im ländlichen Raum. (ebd., Jg. 33, 1979/80, H. 3, S. 7-10, 6 Abb.) -
- ders.: Holz als Baustoff. (ebd., H. 2, S. 4-8, 5 Abb.) -
- ders.: Flur- und Siedlungsformen. (ebd., H. 4, S. 3-8, 6 Abb.) -
- ders.: Hof-, Haus- und Bauformen. (ebd., H. 5, S. 8-11, 5 Abb.)
- 53) Wolfgang Komzak mit Beratung von Friedrich Berg, Bauen im Burgenland. Gestern. Heute. Morgen. Katalog zur Wanderausstellung, (1982)
- 54) Herrad Spielhofer, Sanierung, Um-, Zu- und Ausbau von erhaltungswürdigen ländlichen Wohnhäusern in Österreich. (=Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen, Monographie 28), vom Bundesministerium für Bauten und Technik geförderte Untersuchung der Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen, Graz 1980, 186 S., zahlr. Abb. und Planzeichnungen - Rezension von Leopold Schmidt (Österr. Zs. f. Volkskunde, XXXIV/83, 1980, S. 197 f.)
- 55) Franz Grieshofer, Haus und Hof im sozio-kulturellen Wandel. In: Tadtén, a.a.O., s. 129-158, 11 Abb., 2 Karten und 2 Planzeichnungen, 1 Luftbild -
- ders.: Der Bauer und der Bungalow. Wandlungen der ländlichen Architektur im pannonischen Raum. (Pannonia. Magazin für europäische Zusammenarbeit, VII. Jg., 1979, Nr. 3, S. 19-21, 3 Abb.)
- 56) Leopold Schmidt, Wandlungen des ländlichen Wohnens in der Gegenwart, a.a.O., S. 22

HAUSFORSCHUNG IN OBERBAYERN

IHRE BEZIEHUNG ZUR BAUPFLEGE UND BAUBERATUNG

Von Torsten Gebhard, München

Unter Verzicht auf jede akademische Exposition meines Referates möchte ich zunächst einige Angaben zur allgemeinen Orientierung bringen. Seit langem ist es in Bayern geplant, entsprechend seiner Verwaltungsgliederung eine Dokumentation aller wichtigen, historischen Haustypen für jeden Regierungsbezirk in 7 Bänden herauszubringen, also ein Corpuswerk des Bauernhofes bzw. Bauernhauses in Bayern. Federführend für dieses Unternehmen ist das Institut für Volkskunde der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bis jetzt ist nur ein Band im Jahre 1960 erschienen, in dem der Bestand des Regierungsbezirkes Schwaben behandelt wurde. In die Aufgabe hatten sich die damals besten Kenner, die Architekten Helmut Prechter und Heinrich Goetzger geteilt, die vor Jahrzehnten durch Rudolf Hoferer in diese Forschungsarbeit eingeführt wurden.

Heute stellen wir an solche Dokumentationen höhere Ansprüche. Die Maßstäbe liefern das Schweizer Bauernhauswerk, dem die kantonale Gliederung zugrunde liegt und das französische, das sich an den alten historischen Landschaften orientiert. Für unsere Ziele scheint uns besonders der Band: Das Bauernhaus in der Schweiz, Kanton Luzern, von Ernst Brunner (+) als Vorbild geeignet zu sein. Die Gründe dafür, daß das bayerische Unternehmen ins Stocken geraten ist, sind hier nicht zu erörtern. Bei den künftigen Bänden wird man viele Objekte einbeziehen müssen, die inzwischen abgerissen sind. Trotz der Fülle des schon eingesammelten Materials wird die Aufnahmetätigkeit zur Zeit noch fortgesetzt, an der sich das Oberbayerische Freilichtmuseum an der Glentleiten, um die übrigen Regierungsbezirke hier außer Acht zu lassen, sehr stark beteiligt.

Teiluntersuchungen sind abgeschlossen, aber nicht veröffentlicht: Eine umfangreiche Aachener Dissertation der Architektin Mathilde Tränkl über das Bauernhaus im Berchtesgadener Land vom Jahre 1944 und eine Innsbrucker Dissertation jüngster Zeit bei Professor Ilg von Forstdirektor Wolfgang Ott (+) in Garmisch-Partenkirchen über das Bauernhaus im Werdenfelser Land.

Die Hausforschung in Bayern (insbes. in Oberbayern) ist nach 1945 nie ganz zum Stillstand gekommen. Mit Rücksicht darauf, daß in Niederbayern, der Oberpfalz und in Franken die größten Lücken in der Materialsammlung bestanden, wurde das Schwergewicht der Aufnahmetätigkeit sowohl vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, wie auch vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege gerade in jene zuvor vernachlässigten Gebiete verlegt. Von 1962 an trat an Stelle des Vereins und seiner Landesstelle für Volkskunde das Institut für Volkskunde. Diese organisatorische Neuordnung brachte es, aus personellen und finanziellen Gründen mit sich, daß die Mehrzahl der laufenden Aufnahmen vom Landesamt

für Denkmalpflege bestritten wurden. In den letzten Jahren konnte sich der Landesverein für Heimatpflege im Rahmen seiner Bauberatung wieder an der Grundlagenforschung beteiligen. Außerdem besteht jetzt enger Kontakt zum Lehrstuhl für Baugeschichte der Technischen Universität München, wie auch zu den Fachhochschulen in München, Regensburg und Nürnberg.

Da es sich herausgestellt hat, daß sich in Bayern viele Laien und Architekten rein privat mit Bauernhausforschung befassen, haben wir entsprechend der Verpflichtung des Instituts zur Koordinierung volkskundlicher Forschung in Bayern im Dezember des vergangenen Jahres alle uns bekanntgewordenen Kräfte in einer Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung gesammelt. Das Institut ist federführend. Weitere Persönlichkeiten treten dieser Arbeitsgemeinschaft bei, die keine Konkurrenz für den Deutschen Arbeitskreis für Hausforschung in Münster in Westfalen bedeutet. Selbstverständlich sind in unserer neuen Arbeitsgemeinschaft Freilicht- bzw. Freilandmuseen, wie auch die Bauernhofmuseen vertreten. Wir hoffen, daß durch die Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung der Fortgang des Bauernhauswerkes mit dem Ziele der Herausgabe der fehlenden sechs Bände gewährleistet wird. Abweichend vom ursprünglichen Konzept sollen in dieser Reihe aber auch Einzelstudien aufgenommen werden, so zum Beispiel eine erschöpfende Dokumentation des Bundeswerkvorkommens in Altbayern, die von Baudirektor Knesch in Landshut vorbereitet wird und die einen wichtigen Beitrag zur Gefügeforschung in Süddeutschland bedeutet.

Mein schmaler Band, Der Bauernhof in Bayern, der 1976 in zweiter Auflage im Süddeutschen Verlag in München herauskam, war in erster Linie als erneuter Anstoß, also zur Belebung der Forschung in Bayern auf diesem Spezialgebiet gedacht.

Soviel zur allgemeinen Orientierung.

Dem Tagungsprogramm gemäß beschränke ich mich bei den folgen-

den Ausführungen auf Oberbayern. Dabei ist anzumerken, daß Oberbayern in der heutigen Verwaltungssprache den größten der sieben Regierungsbezirke Bayerns bezeichnet und, geographisch ausgedrückt, den Raum zwischen der Tiroler Landesgrenze bis zum Altmühltal, seit 1972 mit Einschluß der alten zu Franken gehörenden Bischofsstadt Eichstätt. Um das Thema scharf zu fassen, haben wir hier nur den Raum südlich der Linie Landsberg am Lech, München, Wasserburg/Inn, Trostberg/Alz und Tittmoning/Salzach im Auge, also den Anteil Bayerns an den nördlichen Kalkalpen und an der von den Perioden der Eiszeit geprägten Voralpenlandschaft. In Erweiterung der alten Landschaftsbezeichnung Oberland, die ursprünglich nur für die Gegend südlich von München zwischen Isar und Inn galt, also mit dem Schwergewicht auf dem Miesbacher Land, auf Tegernsee und Schliersee, verwenden wir den Begriff in etwas weiterem Sinne, so wie auch die moderne bayerische Landesplanung den Begriff Oberland wieder als Regionalbezeichnung aufgegriffen hat. Die von der Landesplanung aufgestellten 18 Regionen Bayerns sind Planungs- nicht Verwaltungseinheiten. Das Oberland wird als Region 17 gezählt.

Um das Verhältnis von Baupflege und Bauforschung in Bayern, insbes. in Oberbayern, richtig zu verstehen, bedarf es einer Rückschau auf die Geschichte der Bauernhausforschung. Sie ist bei uns - das darf ich in Ihrem Kreis als bekannt voraussetzen - aufs engste mit dem Namen Rudolf Hoferer (gestorben 1943) verbunden. Hoferer stand seinerzeit in engem Kontakt zu Viktor von Geramb, wie auch zu Gustav Wolf. Damit ist es klar, daß Hausforschung in den dreißiger und vierziger Jahren als Grundlagenforschung verstanden wurde; Grundlagenforschung für ein landschaftsgebundenes Bauen. Unter landschaftsgebundenem Bauen verstand man damals eine gesunde Verbindung von Heimatschutz und neuer Baugesinnung im Sinne des gleichlautenden aufsehererregenden Vortrags Rudolf

Esterers in München, Innsbruck und Bregenz im Jahre 1929. So allein war es damals möglich, relativ reichliche Mittel für die Arbeit, d.h. für die Feldforschung zu erhalten. Nach Ausbruch des Krieges verstand es Hoferer noch finanzielle Verstärkung für seine Erhebungen zu gewinnen, mit Hinweis auf mögliche drohende Zerstörung jenes wertvollen Kulturgutes, das durch Haus und Hof der bäuerlichen Bevölkerung repräsentiert wurde. Die Tätigkeit Rudolf Hoferers ist durch eine ausgedehnte Korrespondenz, die heute im Institut für Volkskunde verwahrt wird, belegt. Sie ist also jederzeit überprüfbar; auch sein ganzer wissenschaftlicher Nachlaß mit allen Skizzen und Darstellungen wurde vom Institut übernommen. Hoferer selbst pflegte engen Gedankenaustausch mit der gleichzeitigen Baupflege und Bauberatung des Landesvereins für Heimatpflege und seinen Vertretern Karl Erdmannsdorfer, Rudolf Esterer und Rudolf Pfister; Namen, die Ihnen geläufig sein dürften. Hoferer selbst hat bei seiner Forschungstätigkeit an die Generation um 1900 angeknüpft, an Franz Zell, August Thiersch, Otto Aufleger, Philipp Maria Halm und Friedrich Jummersbach, der wieder auf den Vorarlberger Hausforscher Georg Baumeister Einfluß hatte. Zeitgenossen von Franz Zell waren auf österreichischer Seite außerdem Josef Eigl, Karl Fiala und Sebastian Greiderer in Salzburg, Johann W. Deininger in Tirol. Wir müssen den Beginn von Hausforschung und Baupflege bzw. Bauberatung in Oberbayern jedoch wesentlich früher ansetzen. Das ist zwar durch eine Veröffentlichung in den Bayerischen Heften für Volkskunde 1938 und durch die Studie von Hanns Koren in der Festschrift für Viktor von Geramb im Prinzip bekannt, aber die Zusammenhänge müssen noch weit ausführlicher dargestellt werden, als das damals geschehen konnte.

Zunächst zu dem Hinweis in den Bayerischen Heften für Volkskunde 1938. Es handelt sich praktisch um eine Suchanzeige nach dem

Verbleib von Maßaufnahmen, die sich 1812 bei dem damals gerade gegründeten Landwirtschaftlichen Verein in Bayern befanden. Durch die Kriegerereignisse und den Tod Hoferers blieb es für die Öffentlichkeit und auch für Koren unbekannt, daß tatsächlich ein Teil der in der Aufzählung von 1812 genannten und von Gustav Vorherr veranlaßten Maßaufnahmen von Bauernhäusern gefunden und vom Landesverein für Heimatpflege übernommen wurde. Die Aktion, die Gustav Vorherr durchgeführt hatte, muß wesentlich mehr eingebracht haben, als wir heute besitzen: über 100 Maßaufnahmen blieben leider verschollen. Auf den vorhandenen Blättern sind nicht nur genaue Ortsangaben und die Namen der Höfe eingetragen, sondern auch die Namen der Zimmerer und Maurermeister, von denen die Aufnahmen stammen. Die Hofangaben und die Meisternamen ermöglichen es, unter Zuhilfenahme des Historischen Atlases und der Pfarrmatrikeln die Reichweite dieser frühen Baupflege in Bayern genau zu rekonstruieren. Das wesentliche Ergebnis sei hier vorgetragen.

Im Landwirtschaftlichen Wochenblatt von 1812 ist auf Seite 430 ein Schreiben des Kreisbauinspektors Gustav Vorherr an das Generalkomitee des Landwirtschaftlichen Vereins in Bayern abgedruckt mit folgendem Wortlaut:

"In Bayern, besonders im Inn- Salzach- und Unterdonaukreis, dann hauptsächlich in den Gebirgsgegenden des Isarkreises trifft der Architekt landwirtschaftliche Gebäude, die sich vor allem für ähnliche Zwecke bestimmte Bauten des Königreichs - wie ich mich durch eigene Anschauung überzeugte - auszeichnen. Zweckmäßigkeit und Ökonomie spricht aus ihnen in einem sehr hohen Grad: Konstruktion, Form und Verhältnisse bedürfen nur geringer Nachhilfe eines Architekten, um als Muster für ganz Bayern, für Deutschland zu gelten. Vergeblich sucht man in England, in Frankreich und Italien landwirtschaftliche Bauten, welchen eine bessere

Idee zugrunde liegt, wobei die Regeln der Zweckmäßigkeit und Ökonomie mehr beobachtet wären. Was aber zu verwundern ist, diese Bauten sind in der architektonischen Welt nur wenig bekannt, denn noch in keinem über landwirtschaftliche Architektur bis jetzt herausgekommenen Werke ist ihrer gedacht und sind solche abgebildet worden. Als Staatsarchitekt scheint es mir Pflicht zu sein, hierauf aufmerksam zu machen und ich habe zu dem Ende ein Landhaus, welches ich nach den Land- oder Bauernhäusern in den Gebirgsgegenden entwarf, lithografieren lassen, wovon hier ein Abdruck beiliegt". Es folgt noch der Vermerk: "Einzelne Abdrücke dieser Steinplatte sind bei der Expedition des Landwirtschaftlichen Wochenblattes zu haben und zwar das Exemplar für 12 Kreuzer". Dieses Schreiben greift Vorherr 1821 in seinem damals erstmals herausgegebenen Monatsblatt für Bauwesen und Landesverschönerung wieder auf mit Wiederholung der Formulierung: "ungemein zweckmäßig, ökonomisch, sinnig in Konstruktion, Form und Verhältnis, bedürfen diese Gebäude nur geringer Nachilfe eines Architekten" usw.

Um diese Ausführungen würdigen zu können, seien zunächst einige Angaben über den Kreisbauinspektor Vorherr und seinen Werdegang eingefügt.

Er wurde 1778 in Freudenbach in Württemberg als Sohn eines Maurermeisters geboren. Der Geburtsort war damals markgräfllich Ansbachisch. Daher findet sich in der Literatur gelegentlich der Vermerk, Vorherr stamme aus Ansbach. Nach einem juristischen Studium in Erlangen ging er nach Berlin an die 1799 gegründete Bauakademie. Unter den 23 dort angebotenen Lehrfächern gab es auch das Fach "ökonomische Landbaukunst" (wir würden heute von landwirtschaftlichem Bauwesen sprechen), das Vorherr offensichtlich belegt hat. Von Berlin ging er mit einem preussischen Stipendium zum Weiterstudium nach Paris. Anschließend folgten

Reisen nach England, den Niederlanden, Belgien, Schweiz, Italien und Österreich. 1809 wurde er Kreisbauinspektor in München, 1818 Baurat bei der Regierung des Isarkreises (das entspricht in etwa dem Leiter der Hochbauabteilung bei der Regierung von Oberbayern). Von 1823 bis zu seinem Tode im Jahre 1848 war er Vorstand der Baugewerkschule in München, von 1828 bis 1830 gab er das zitierte Monatsblatt heraus. Er stand in ständiger Verbindung zum Landwirtschaftlichen Verein, wie auch zu dem jungen Polytechnischen Verein. Es gibt auch eine Reihe von Bauten, die auf seine Entwürfe zurückgehen. Der Architekt Vorherr ist bedauerlicherweise von der Kunstwissenschaft bisher nicht beachtet worden. Man könnte ihn als einen frühen Landesplaner bezeichnen. Er verfügte offensichtlich über weitgespannte Beziehungen zu den europäischen Haupt- und Residenzstädten. Hans Koren hat die Vermutung geäußert, Vorherr sei vielleicht Mitglied der Freimaurer gewesen. Dafür sprächen verschiedene Ideen in seinen Schriften (der Bauhüttengedanke spielt bei ihm eine große Rolle) und vor allem die Beziehung über Bayern hinaus. Spezialisten für die Geschichte der Freimaurerei in Bayern haben für eine solche Vermutung keine Anhaltspunkte gefunden. Der Hinweis auf England, Frankreich und Italien in dem zuvor angeführten Schreiben von 1812 erklärt sich zwanglos durch die Studienreisen Vorherrns, auf denen er offensichtlich viele Kontakte aufzunehmen verstand und die zeitgenössische Fachliteratur jener Länder zu Gesicht bekam. Hier sei an den französischen Landwirtschaftsexperten Léon Baron de Perthuis de Laillevaut (1757–1818) erinnert, der 1805 eine Denkschrift vorgelegt hatte mit dem Titel: *Sur l'art de perfectionner les constructions rurales*, oder an den Engländer John Claudius Loudon (1773–1843), der zwar Spezialist für Landschaftsgärtnerei war, sich aber auch intensiv mit dem zeitgenössischen landwirtschaftlichen Bauen in England beschäftigt hat. In der Reihe seiner enzyklopädischen Bü-

cher erschien 1833 in London eine "Encyclopedia of cottage, farm and villa architecture". Schließlich ist zu vermuten, daß Vorherr von einem älteren, damals noch sehr beachteten italienischen Werk über landwirtschaftliches Bauwesen Kenntnis hatte, auf das Hans Koren ebenfalls hinweist: Ferdinando Morozzi (1723-1777), Trattato architetonico delle case dei contadini, Firenze 1770. 1967 hat eine Sparkasse in Florenz ein Reprint dieses Werkes herausgebracht, zusammen mit über 30 Plänen italienischer Bauernhofarchitektur aus den Jahren 1807-1816. Schließlich wird Vorherr auch die patriotischen Phantasien eines Justus Möser, Berlin, 1775-1786, gelesen haben, mit dem berühmten Lobpreis auf das niederdeutsche Hallenhaus. Er hat es aber nicht mit dem Miesbacher Haus verglichen. Möglicherweise sah er im Unterschied zu Justus Möser auch die Nachteile des niederdeutschen Hallenhauses. Insbesondere kannte er als Oberdeutscher die Vorzüge einer rauchfreien warmen Stube. Nur am Rande sei bemerkt, daß sich das Vergleichsmaterial zum Thema landwirtschaftliches Bauwesen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auch mit Entwürfen in der Schweiz bereichern ließe.

Staatlicherseits wurden die Bemühungen Vorherrns dadurch anerkannt, daß die Regierung jährlich 500 Gulden Zuschuß gab, damit in jedem Landgericht die Maurer- und Zimmermeister seine Zeitschrift umsonst beziehen konnten.

Besondere Aufmerksamkeit weckte das Gedankengut Vorherrns und der Deputation für das landwirtschaftliche Bauwesen zur Zeit Erzherzog Johanns in der Steiermark. Koren hat in dem schon erwähnten Beitrag der Geramb-Festschrift im Zusammenhang mit seinen Ausführungen über die 1819 gegründete Steiermärkische Landwirtschaftsgesellschaft den Nachweis gebracht, daß diese 1826 vom "Gubernium" ausdrücklich auf das Wirken der in Bayern bestehenden Deputation zur Verschönerung der Dörfer und Landgebäude

und damit auf den Architektenkreis um Vorherr aufmerksam gemacht wurde. Vorherr stand in enger Verbindung mit dem Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, dem Generaldirektor des Wasser- Brücken- und Straßenbauwesens, Karl-Friedrich von Wiebeking (geb. 1767 in Wollin/Pommern, heute Polen, gest. 1842 in München) der vor allem durch sein vierbändiges Werk, Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunst, München 1822-1826, bekanntgeworden ist, in das er auch oberbayerische Haustypen zwischen Lech und Salzach aufgenommen hat. Die Unterlagen hierfür stammen aus dem von Vorherr mit Hilfe seiner Maurer und Zimmermeister eingebrachten Planmaterial, das heute in der Plansammlung des Instituts verwahrt wird und damit zur Akademie der Wissenschaften sozusagen zurückgekehrt ist. Wiebeking hat sich 1818 auch in einem Sitzungsbericht der Akademie mit den Haustypen südlich von München befaßt und die von Vorherr festgestellten Vorzüge bestätigt. Ebenso wie der auf vielen Gebieten der inneren Verwaltung maßgebliche Staatsrat von Hazzi hat er später immer wieder das Thema eines - wir würden heute sagen - landschaftsgebundenen Bauens aufgegriffen und sich dabei gelegentlich gegen das Eindringen des Schweizer Stils gewehrt.

Das Wenige, was Vorherr und Wiebeking dem Oberländer Einfirsthaus beifügen wollten, ist höchst wahrscheinlich der Kniestock gewesen, mit seinen halbrunden Fenstern, die in der Folgezeit in Oberbayern Mode wurden und den "Heimatsstil" gegen Ende des 19. Jahrhunderts geprägt haben. Was das Eindringen des Schweizerhauses in Oberbayern angeht, so dürfte dies verstärkt erst nach 1844 eingetreten sein, als das Werk von Graffenried und Stürler, *Architecture suisse ou choix des maisons rustiques des alpes du Canton de Berne*. Paris und Bern 1844 erschienen war. Auf jeden Fall dürfen wir in der Tätigkeit Gustav Vorherr's und seines Kreises - wir können hier nicht alle Mitarbeiter aufzählen, zumal sie

auch in den übrigen Kreisen Bayerns tätig waren - einen echten Ansatz zur Baupflege und Bauberatung sehen, bis diese nach dem Tode des Initiators wieder zum Erliegen kam.

Es wird in Zukunft ein wichtiges Thema der Bauernhausforschung in Bayern sein, die Auswirkungen der Vorschläge Vorherrs konkret an dem auf uns gekommenen Hausbestand nachzuweisen: Bevorzugung von Steinmaterial, Wölbung der Ställe, Vergrößerung der Fenster namentlich in der Vertikalen, die konsequente Verwendung des Kniestocks, Rückgang der Holzlauben. Dazu kommt noch als Frucht des Unterrichts, den die Zimmerleute in der Baugewerkschule in München erhielten, die Verbreitung antikisierender Dachstühle. Mit anderen Worten, während wir zunächst von dem Gedanken ausgegangen sind, daß Bauforschung als Grundlagenforschung Baupflege und Bauberatung tragen soll, sind wir hier aufgerufen, die Auswirkungen einer frühen Baupflege auf das Bauen im Lande zu erforschen. So wie es in der Steiermark, vor allem in der Mittelsteiermark möglich ist, an den Häusern, die zwischen 1820 und 1860 entstanden sind, die Wirkung der Erziehungsarbeit, die durch die Steierische Landwirtschaftsgesellschaft geleistet wurde, abzu- lesen, so muß dies auch in Bayern durchführbar sein. Dabei dachte man hier keineswegs daran, alles zu uniformieren. So erkannte Vorherr (1827) beispielsweise die Bedeutung der Schindelmäntel des Allgäuer Bauernhauses als ortsbildbestimmendes Element, wenn er meint: "Die hölzernen Schuppenpanzer, die diese Gebäude vor Nässe und Kälte schützen, gäben ihnen ein ganz besonders nettes Aussehen. Sie seien weit zweckmäßiger und dauerhafter als die kahlen Bretterwände, mit denen man andernorts die Wetterseiten der Backsteinmauern schützt."

Damit müssen wir uns von dem noch lange nicht erschöpften Thema: Bauforschung, Baupflege und Bauberatung im 19. Jahrhundert abkehren und uns noch einige wichtige, zum Thema gehörende Er-

scheinungen in unserem Jahrhundert zuwenden.

Wie man das Verhältnis von Forschung und Pflege vor dem ersten Weltkrieg sah, hat der schon erwähnte Georg Baumeister im Dezember 1912 in der Einleitung zu seinem Werk, Das Bauernhaus des Walgaues und der Walserschen Bergtäler Vorarlbergs einschließlich des Montafon, Beiträge zur Hausforschung im alemannisch-romanischen Grenzgebiet, einprägsam formuliert: "Neben dem Bestreben, zur Kultur und Kunstgeschichte dieser patriarchalischen Bergtäler einen kleinen Beitrag zu liefern, liegt mir aber auch ein praktischer Zweck recht warm am Herzen. Ich würde meine Arbeit reichlich belohnt sehen, wenn es mir gelänge, die mit unserem lieben Bauernstande in enger Fühlung stehenden Kreise und nicht zuletzt auch manche unserer wackeren Bergbauern selbst, nicht nur auf die innere Zweckmäßigkeit (damit war auch die Dauerhaftigkeit angesprochen), Natürlichkeit und vor allem auf die schlichte Schönheit unserer alten Bauernhäuser aufmerksam zu machen, sondern auch zur Nachahmung anzuregen. Dabei darf man freilich nicht übersehen, daß wir heute zum Teil mit anderen Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen zu rechnen haben als jene alte Zeit. Mit etwas gutem Willen und kluger Anpassung ließe sich aber das Gute und Schöne des alten Bauernhauses recht wohl mit berechtigtem modernen, namentlich maßvollen gesundheitlichen Anforderungen in Einklang bringen". Er verwahrt sich dann noch gegen die schablonenhafte Charakterlosigkeit, die das Antlitz der Dörfer schon damals entstellte. Im ganzen gesehen überwiegt bei Baumeister, wie bei der Generation vor dem ersten Weltkrieg allgemein, die ästhetische vor der funktionalen Betrachtungsweise. Die Bevorzugung des Oberlandhauses bei Vorherr und Wiebeking dagegen basiert in erster Linie in der Einsicht der funktionalen Eigenschaft. Man begeisterte sich an der klar erkennbaren Formel: Haus an und Stadel über dem Stall (Monatsblatt für Bauwesen

und Landesverschönerung, München 1821 S. 4), die man für die besonderen Verhältnisse des Oberlandes für optimal hielt. Die kritisch eingestellte, funktionelle Betrachtung von der man um 1900 in Architektenkreisen so wenig hört, beherrschte bereits die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Schon 1758 hatte man "im Dresdnischen Gelehrten Anzeiger" ein Preisausschreiben veröffentlicht, man solle lehren, wie der gemeine Landwirt bequem, wohlfeil und dauerhaft bauen kann. In diesem Fall ist das Wort "bequem" mit funktionsgerecht zu übersetzen. 1759 gab Johann Georg Leopold als Antwort seine, fortan oft zitierte, "Oeconomische Civilbaukunst" (theoretisch und praktisch abgehandelt) heraus. Der schon erwähnte Morozzi liegt mit seiner Tendenz auf der gleichen Linie.

Was von der Generation Vorherr-Wiebeking als bodenständiges Bauernhaus für sich gewertet war, wurde seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in einem größeren Rahmen heimischen Kulturgutes gesehen. Man richtete damals sein Augenmerk auf die Tracht der dortigen Bevölkerung, auf ihre Freude am Lied, Musik, Spiel und Tanz. Auf die Vielfalt des Brauchtums in Lebens- und Jahreslauf. Man empfand die Einheit all dieser Äußerungen so stark, daß man alle anderen Landschaften am bayerischen Oberland zu messen begann, diesen Raum bevorzugt zum Wertmaßstab wählte und so frühzeitig dazu beigetragen hat, das klischeehafte Bild von Bayern unseres Jahrhunderts ein für allemal zu fundieren: Mit Maibaum, Schuhplattler, Blaskapelle, kurzer Lederhose und Dirndlkleid. Ebenso einseitig betrachtete man das Haus des Oberlandes. So versteht man jetzt, daß Karl Erdmannsdorfer 1950 über das flachgeneigte Dach im bayerischen Oberland schreiben konnte: "Wenn man vom bayerischen Hochland spricht, denkt man dabei unwillkürlich auch an die breit gelagerten, langgestreckten Bauernhäuser mit ihren flachgeneigten, weit überstehenden Dächern, die dieser Landschaft ihr besonderes Gepräge gegeben haben. Keine andere bodenständige

Hausform Deutschlands ist ja bei der Allgemeinheit auch nur annähernd so bekannt und beliebt. Freilich ist auch keine so gründlich mißverstanden und in so verfehlter Weise nachgebildet worden. Unter den tausenden von Neubauten mit überstehendem Flachdach, die während der letzten Jahrzehnte im bayerischen Hochland errichtet wurden, findet man kaum ein paar Dutzend, die als wirklich einwandfrei bezeichnet werden können. Selbst die Zahl der halbwegs erträglichen Lösungen verschwindet dort gegenüber der Masse schlechter, ja minderwertiger Machwerke, in denen sich nicht das wahre Gesicht der bodenständigen Bauweise, sondern eine verzerrte Fratze widerspiegelt, trotzdem oder vielmehr gerade weil diese Neubauten ein vorspringendes Dach aufgesetzt erhielten".

Zur ästhetischen Wirkung des oberbayerischen Hauses gehört auch die Hausmalerei, die von der Forschung schon wiederholt beachtet wurde. Die Holzteile des historischen Bauernhauses waren stets farbig gegliedert und abgesetzt. Meist sind diese Farben heute bis zur Unkenntlichkeit verblaßt. Sie stammen vom Zimmermann, während die Freskomalerei auf den geputzten Wänden Sache des Malers gewesen ist. Die nachbarocke Hausmalerei in Freskotechnik in den oberbayerischen Märkten, Dörfern, Weilern und Einöden hatte ihre großen Vorbilder in den Städten Augsburg, Landsberg, Weilheim, München usw., wobei die kleinen Städte eine wichtige Mittlerrolle übernommen hatten. In den Kleinstädten und Märkten saßen jene Maler, die ihre Kunst auch auf dem Land bei Müllern, Gastwirten, Posthaltern und Bauern zur Geltung gebracht haben. Wir sollten nach wie vor von Hausmalerei sprechen, denn der Begriff Lüftelmalerei ist in der Entstehungszeit jener Fresken noch nicht bekannt gewesen. Etwa zwei Generationen lang zwischen 1760 und 1800 dauerte die Blütezeit dieses Hausschmuckes. Soweit ihn sich der Bauer geleistet hat, galt er ohne Zweifel als Zeichen

seines Repräsentationswillens. Aber die genauere Untersuchung erweist, daß es keineswegs immer die großen Bauern gewesen sind, sondern häufiger die mittleren, die sich einen solchen Schmuck geleistet haben. Es sieht fast so aus, daß großer Wohlstand Hand in Hand mit einem sehr kalten Rechnen verbunden war, während der mittlere Bauer künstlerische Ausgestaltung gerne zur Geltung kommen ließ. Kein heute noch erhaltenes Hausfresko weist noch den Originalzustand auf. Sie alle sind mehrfach restauriert, vielfach unsachgemäß und müssen vom Standpunkt der Erhaltung der Originalsubstanz als Ruinen bezeichnet werden. Darum wirken sie auch für den modernen Beschauer oft so fremd. Um 1900 griff man diese nachbarocke Malerei wieder auf, in der ersten Begeisterung für Volkskunst und Volkskunde. Auf diese Erscheinung ist Erdmannsdorfer nicht eingegangen, obschon sie ebenso oft mißverstanden wurde wie das flachgeneigte Dach. Eine wahre Renaissance der Hausmalerei, nicht nur in Oberbayern, erleben wir heute, wo zum Teil namhafte Künstler am Werk sind. Gelegentlich kommt es zu regelrechten Kopien historischer Hausmalerei, selbst wenn die Baukörper stärker voneinander abweichen; (Beispiel: Kopie der Fresken am Jodlbauerhof bei Fischbachau vom Jahre 1786 an einem Haus in der Ortsmitte von Endlhausen, ehemaliger Landkreis Wolferratshausen). Doch das sind Ausnahmen. Die Hausmalerei gehört mit zu jenen Merkmalen, die den von dem Schweizer Anderegg geprägten Begriff des "Heimatstilhauses" rechtfertigen. Die Forschung müßte weiterhin klären, wie weit dieser Hausschmuck um 1800 verbreitet war, denn das, was man um 1900 inventarisiert hat, war sehr wahrscheinlich nur ein Bruchteil des einstigen Bestandes. In der Landes- und Volkskunde, der Bavaria, wurde um 1860 zwar behauptet, daß die Hausmalerei "noch immer in den Schnörkelzügen des Rokokostils vom Dorfmalers ausgeführt wurde", doch haben wir aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts hierfür keine

Belege.

Es wurde bisher immer an das Einfirsthaus des Miesbacher Landes angeknüpft, das zur großen Familie bayrisch-tirolerisch-salzburgischer Einfirsthäuser gehört, doch dürfen wir nicht übersehen, daß in dem Raum zwischen Lech und Salzach auch noch andere Haustypen vorkamen. Insbesondere spielte das Eckflur-(Eckfletz)-Haus noch bis zum 19. Jahrhundert eine große Rolle. Wahrscheinlich darf man es als ein Relikt aus jener Zeit betrachten, in der noch der Haufenhof vorgeherrscht hat, der im Oberland erst im Laufe des 16. Jahrhunderts nach und nach vom Einfirsthaus verdrängt worden ist. Im südwestlichen Oberbayern dominierte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der Mittertennbau, der genetisch betrachtet, noch das frühbayrische Ständergerüst bewahrt hatte. Im Berchtesgadener Land ist der alpine Paarhof nachgewiesen, im Rupertiwinkel (also dem einst salzburgischen Land zwischen Waginger See und Salzach) erscheinen T-förmige Grundrisse und neben dem flachgeneigten Dach Steildächer mit Halbwalmen, die man im 19. Jahrhundert in Oberbayern noch allgemein als Salzburger Dächer bezeichnet hat, auch in jenen Gegenden, die nie zu Salzburg gehört haben. Im übrigen waren Vollwalm- und Halbwalmdach den Gasthäusern und Pfarrhöfen, wie auch sonstigen Amtsbauten im oberbayerischen Dorfbild vorbehalten. Alle die hier genannten Erscheinungen bedürfen noch genauerer Untersuchungen unter Einschluß des archivalischen Quellenmaterials. Diese Untersuchungen sollten sich auch auf jüngere Erscheinungen erstrecken, wie z.B. den Hakenhof, oder die Tennbrücken (Tennenauffahrt), die erst in unserem Jahrhundert über die Alpentäler hinaus beliebt wurden.

Auch hinsichtlich der Inneneinrichtung gibt es noch Forschungsaufgaben. Während man in den dreißiger Jahren schon zufrieden war, wenn man in dem einen oder anderen Fall noch eine Rauchküche ausfindig gemacht hat, ist es in der Sicht von heute schon von Be-

lang, die Übernahme des Sparherdes in den bauerlichen Anwesen nach Möglichkeit statistisch zu erfassen. In unserem Jahrhundert kommt dazu noch die Beratung durch Haushalt- und Wirtschaftsexperten, meist Beraterinnen des Bayerischen Bauernverbandes. Um die Mitte unseres Jahrhunderts wurde von dieser Seite die Wohnküche propagiert, die Stube aber als überflüssig erklärt. Das hat tatsächlich für ein bis zwei Dezennien zu einer Abwertung des Herzstückes unserer Bauernhäuser geführt. Auch sonst war die Beratung des Bauern durch die Landwirtschaftsämter keineswegs mit der Beratung durch den Bauausschuß des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege abgestimmt. In den letzten Jahren kam es erfreulicherweise zu einer Annäherung der Auffassungen. Erinnern wir uns kurz an das Zitat in dem Erdmannsdorfer die bauliche Entwicklung im Laufe der Jahrzehnte zwischen den beiden Weltkriegen geschildert hat. Man könnte den Eindruck gewinnen, daß die Bauberatung gleichsam vor der Übermacht der Entwicklung kapituliert hätte. Ein solches Urteil wäre aber zu hart; wir müssen bedenken, daß beispielsweise die Baufibeln, die der Landesverein in den vierziger Jahren herausgebracht hat (Oberpfalz, nördliches Schwaben, Allgäu, nordwestliches Oberbayern) neben der auch heute noch regelmäßig erscheinenden Zeitschrift "Der Bauberater" doch viel Gutes erreicht haben, ähnlich wie etwa in Oberösterreich die Baufibel des Architekten Rudolf Heckel (1949/50) und die Steirische Landbaufibel aus dem Jahre 1948. Der Vollständigkeit halber muß auch daran erinnert werden, daß die beratenden Institutionen in Bayern wertvolle Hilfe jahrzehntelang durch die staatliche Bauverwaltung über die Landbauämter erhielt, die sehr wesentlich die Neu- und Umbautätigkeit auf dem Land beeinflusst hatte, bis dies durch einen Beschluß des Bayerischen Landtages nach dem zweiten Weltkrieg eingestellt werden mußte. Dieser Beschluß war umso schwerwiegender, als das landwirtschaftliche

Bauwesen in Bayern in letzter Instanz nicht zur Obersten Baubehörde im Innenministerium sondern zum Landwirtschaftsministerium gehört.

Aufgrund der Initiative des bayerischen Landwirtschaftsministers Eisenmann schenkt dieses Ministerium in jüngster Zeit der architektonischen Gestaltung landwirtschaftlicher Bauten erhöhte Aufmerksamkeit. Der Bayerische Landesverein für Heimatpflege hat begonnen, die Baufibeln der vierziger Jahre durch eine neue Reihe "Bauen im ländlichen Bereich" zu ersetzen. Das erste Heft, 1979 erschienen, trägt den Titel "Altbayern" und behandelt Niederbayern. Den Vorschlägen für Neubauten wird jeweils eine architektonische Einleitung vorausgeschickt. Das zweite Heft ist in Vorbereitung und behandelt das Alpenvorland (Oberbayern). Weitere Hefte sind für das Allgäu und für Franken vorgesehen. Das Endziel ist, den Gesamtraum des Freistaates Bayern mit solchen "Anleitungen" abzudecken.

Zusammenfassung und Rückblick

Es läge nahe, den Begriff "Baupflege" auf Denkmalpflege auszuweiten. Wir haben auf eine solche Ausweitung bewußt verzichtet, denn mit dem Begriff "Denkmalpflege am Bauernhaus" wird eine Problematik heraufbeschworen, die sich nicht mit ein paar Sätzen erledigen läßt. In der Mehrzahl der Fälle (gemessen an der hohen Objektzahl) handelt es sich beim Bauernhof um Fragen der Baupflege, nur in seltenen und spezifischen um solche der Denkmalpflege.

Baupflegerische Anliegen im Bereich des Dorf- und Landschaftsbildes wurden und werden, wie wir gesehen haben, in Bayern in gewissen zeitlichen Abständen immer von neuem angemeldet, formuliert und verwirklicht. Am Bauernhaus bzw. am Bauernhof bauen

aber, ebenso wie an der Dorfkirche, Jahrhunderte. Diesen Sachverhalt kann die Hausforschung oder noch allgemeiner ausgedrückt, die Bauforschung immer wieder nachweisen. Dadurch ergibt sich aber auch für die Baupflege Jahr für Jahr die Notwendigkeit, sich nach vorne zu öffnen. Eine Erstarrung, wie sie von einer zu eng aufgefaßten Denkmalpflege im Rahmen des Ortsbildes heraufbeschworen wird mit ihrer unentwegten Forderung nach Substanzerhaltung anstelle von Substanzerneuerung, mit ihrem ängstlichen Beibehalten überkommener Formen anstelle einer zeit- und funktionsgemäßen Fortentwicklung, kann nicht letztes Ziel der Baupflege und der mit ihr verbundenen Bauberatung sein. So gesehen wird die Bauernhausforschung - wie jede volkskundliche Forschung - nicht mit irgendeinem Jahrzehnt abschließen. Sie wird vielmehr, vor allem als Gegenwartsforschung stets vor neuen Fragen stehen, mit denen sie sich auseinanderzusetzen hat. Dessen sollten wir uns immer bewußt sein.

SCHRIFTTUM IN AUSWAHL IN CHRONOLOGISCHER ORDNUNG

BIBLIOGRAPHIEN UND ALLGEMEINES:

Kurt A. Sommer, Bauernhofbibliographie, Leipzig 1944

Heinz Haushofer, Sophia Riedmüller, Bayer. Agrarbibliographie, München 1954

Österreichische volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1965 ff, Wien 1969 ff

Internationale volkskundliche Bibliographie, bearbeitet von Robert Wildhaber bzw. R.W. Brednich. Zuletzt erschienen Bibliographie für 1976, Bonn 1979

Hauskundliche Bibliographie, bearbeitet von Joachim Hähnel, Bd. 2, 1961-1970, Baden, Württemberg, Bayern; Detmold 1974; Bd. 3, 1961-1970, Österreich und Südtirol, Schweiz, Liechtenstein; Detmold 1975

Wochenblatt des landwirtschaftlichen Vereins in Bayern, München 1810 ff, Haushofer Bibliographie N. 1005

Monatsblatt für Verbesserung des Landbauwesens und für zweckmäßige Verschönerung des bayerischen Landes, München 1821 ff

Karl Friedrich von Wiebeking, Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunde, 4 Bände, München 1822-1826

MONOGRAPHIEN:

T. Gebhard, Der Bauernhof in Bayern, München 1976

Jean-Pierre Anderegg, Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg, I, Basel 1979

EINZELUNTERSUCHUNGEN:

Hanns Koren, Vorstufen des heimatlichen Bauens. Volk und Heimat, Festschrift für Viktor von Geramb; herausgegeben von Hanns Koren und Leopold Kretzenbacher, Graz, Salzburg, Wien 1949, S. 43-62

M. Baur-Heinhold, Bemalte Fassaden. München 1975

O. Moser, Das Pfettenstuhldach. Eine Dachbauweise im östlichen alpinen Übergangsgebiet, Wien 1976

Alois Wolf, Aus alten Stuben und Kammern. München 1977

Hans Obermaier, Der Lichteneggerhof in Endlhausen. 50 Jahre Schullandheim in einem dreihundertjährigen Bauernhof. Freundeskreisblätter Heft 7/1977, S. 87-96

K. Bedal, Historische Hausforschung. Münster i. Westf. 1978

W. Kunze, Zur Entwicklung von Haus und Siedlung im Salzkammergut im Wandel von der Salzwirtschaft zur Fremdenverkehrswirtschaft. Festschrift Franz C. Lipp, Wien 1978

K. Ilg, Die bäuerlichen Haus- und Hofformen in Tirol und ihre Ursprünge im Spannungsfeld der deutschen Hauslandschaften. Innsbrucker geographische Studien Bd. 6/1979

T. Gebhard, Ländliches Bauwesen in Altbayern. Geschichtlicher Überblick. In: Bauen im ländlichen Bereich, Altbayern, München 1979

Bauen in Bayern. Oberbayern I Voralpenland. Beispiele landschaftsgerechter Bauteile. Herausgeber: Deutscher Werkbund in Bayern; Bearbeiter: Dr. Hans Wichmann, Dr. Ottmar Schuberth, München 1980

Krone und Verfassung. König Max I. Joseph und der neue Staat. Katalog der Ausstellung im Völkerkundemuseum in München. 11.6.-19.10.80, S. 389 ff. Vom Bauern zum Landwirt. Besonders einschlägig die Katalognummern 743-747 aus den Beständen des Instituts für Volkskunde der Kommission für Bayerische Landesgeschichte. Text von Wilhelm Neu.

In Vorbereitung: Bauen im ländlichen Bereich, Heft 2, Alpenvorland, von Franz Hart mit einem historischen Rückblick von T. Gebhard.

HAUSFORSCHUNG UND ARCHITEKTUR IN DER SCHWEIZ

ZUR DEKADENZ EINER WECHSELBEZIEHUNG

Von David Meili, Zürich

Wer sich heute auf den Hauptverkehrsachsen der Schweiz bewegt, wird nurmehr diskrete Reste der traditionellen Hauslandschaft und schon gar keine Spuren einer traditionsorientierten Gegenwartsarchitektur entdecken. Selbst im voralpinen und alpinen Raum prägen Bauten aus Beton, Stahl und Glas das Siedlungsbild. Die umwälzende wirtschaftliche Entwicklung des vom Zweiten Weltkrieg verschonten Landes hat zu einer nahezu vollständigen Überlagerung traditioneller Bauformen wie Bindungen geführt. Selbst was der naive Tourist als "swiss chalets" oder "Heidiland" zu erfahren glaubt, ist seinen Ursprüngen längst entfremdet. Althergebrachtes Kulturgut findet sich allenfalls noch in einigen wenigen Rückzugsgebieten wirtschaftlich schwacher Kantone.

Dennoch stellen die ausgesprochen vielfältigen und fein differenzierten Hauslandschaften der Schweiz gestern wie heute ein Faszini-

nosum der volkskundlichen Forschung dar. Wenn auch die Hausforschung zu einer weitgehend historischen Disziplin geworden ist, so sieht sie sich dem wachsenden Interesse einer breiten Öffentlichkeit gegenübergestellt. Nicht wenige Bauernhausformen sind im Laufe der vergangenen hundert Jahre aus dem Siedlungsbild verschwunden und nahezu alle Bauten wurden mit den zunehmenden Ansprüchen an Hygiene, Wohnkomfort und Sicherheit modernisiert, - oft bis zum gänzlichen Verlust ihrer historischen Substanz. Integral erhaltene Bauten aus dem 18. oder gar 17. Jahrhundert können nur noch in einigen wenigen Exemplaren erforscht werden.

Trotz einer engagierten Diskussion um diese Situation kann gegenwärtig keine Wechselwirkung zwischen traditioneller Bauweise und moderner Architektur beobachtet werden. Wohl tritt eine deutliche Gegenbewegung zum Modernismus der Sechziger- und beginnenden Siebzigerjahre in Erscheinung, doch Bauen in traditionellen Formen ist seit der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg als "Heimattstil" verpönt. Wenn die Entdeckungen der volkskundlichen Hausforschung von den Architekten zur Kenntnis genommen werden, so fehlt eine Vertiefung in die regionalen Formen. Mit traditionellen Methoden wird allenfalls noch in einigen Randgebieten gebaut, - aus ortsplanerischem Zwang oder aus Mangel an Möglichkeiten einer Hinwendung zur Moderne. Wenn die Wechselbeziehung zwischen Hausforschung und Architektur in der Schweiz der Gegenwart diskutiert werden sollte, so resultierte daraus eine Diskussion der Verneinung. Daß diese Verneinung nicht naturgegeben, sondern aus der Geschichte der beiden Disziplinen heraus begründbar ist, sollen die folgenden Ausführungen wenigstens skizzenweise darstellen.

Forschen um zu bauen

Der Nachvollzug traditioneller Bauformen steht recht eigentlich am

Anfang der Hausforschung in der Schweiz. Erste Darstellungen von "Swiss Cottages" finden sich in den Musterbüchern englischer Landschaftsarchitekten des 18. Jahrhunderts. Sie dienten zum Ausstaffieren spätbarocker Parks und ihrem Baubestand an Versatzstücken europäischer- und außereuropäischer Ethnographie¹⁾. Eigentliche, auf exakten Studien beruhende Rekonstruktionen stellen sich jedoch nicht dar. Der Begriff des "Schweizerhauses" selbst ist eine Schöpfung des 18. Jahrhunderts. Er bezeichnet eines unter vielen Formensystemen, die dem geistigen und künstlerischen Aufbruch in der Landschaftsarchitektur Empfindungsstufen auszudrücken vermögen²⁾. Ein gutes Beispiel ist das von R.F.H. Fischer für Herzog Karl Eugen im Jahre 1776 im Park von Hohenheim erbaute "Schweizerhaus". Der mit einem Strohdach versehene Mischbau beherbergte eine Milchkammer und Küche. Das Anwesen wurde von einem Berner Bauern bewirtschaftet, der anlässlich von Festen und Besuchen des Herzogs Käse herstellte³⁾. Die schon damals als "Dörfle" bezeichnete Baugruppe stellte eine kleine Version des Versailler "hameau" dar. Der später entstandene Topos des "Schweizerdorfes" dürfte also diese Schöpfung Marie-Antoinettes als Grundmuster haben. (Daß er im 19. Jahrhundert als "Village suisse" rückübersetzt und als Zeugnis der freien Schweiz international bekannt wurde, entbehrt nicht einer gewissen Ironie).

In diesen Kontext müssen dann auch die Leistungen der beiden ersten Architekten, die aktive Hausforschung trieben, gestellt werden. Im Jahre 1818 wurde der Florentiner Giovanni Saluzzi zum Hofarchitekten des Königs Wilhelm I. von Württemberg⁴⁾. Der König und vor allem seine Gattin, die Russische Großfürstin Katharina Pawlona waren dem Landleben sehr zugetan. Für sie entwarf Saluzzi ein währschaftes Schweizerhaus, das einen Landwirtschaftsbetrieb aufzunehmen hatte. 1822 gelangte dieses Projekt in Kleinhohenheim zur Ausführung. Bis ins letzte Detail originalgetreu nach

einem heute nicht mehr eruierbaren Berner Bauernhaus kopiert, stellte dieser Bau nicht nur architektonisch, sondern auch ethnographisch eine erstrangige Leistung dar. Zweifellos war es nicht möglich dieses Haus ohne Planaufnahmen und minutiöse Studien zu erstellen. Wie das Gebäude selbst, das im zweiten Weltkrieg Bombadierungen zum Opfer fiel, sind auch Pläne und die Umstände ihrer Entstehung verschwunden⁵⁾. Aus Plänen allein besteht der Nachlaß des aristokratischen Freiburger Architekten Charles de Castella (1737-1823), der eine bedeutende Zahl von Bauernhäusern entwarf⁶⁾. Ohne ein genaues Studium der Bausubstanz im westlichen Mittelland hätten sich Konzepte wie Detailstudien nicht verwirklichen lassen. Gleichwohl tragen die ansprechenden Zeichnungen Züge akademischer Spielereien. Es handelt sich um eine "zivile Architektur", die sich statt mit Landhäusern mit ländlichen Bauten beschäftigt.

Dieser Aspekt tritt verstärkt in den Publikationen englischer Architekten hervor, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Schweiz bereisten⁷⁾. Ihnen geht es um Versatzstücke regionalcharakteristischer Bauformen, die in irgend einer Funktion in die Architektur englischer Landsitze und bürgerlicher Kleinbauten integriert werden können. Doch auch Schweizer bemühten sich in ähnlicher Absicht um die bäuerliche Architektur ihrer unmittelbaren Umgebung. Der Luzerner Staatsbauinspektor Ludwig Pfyffer von Wyher (1783-1845) entwarf 1844 ein "Schweizerhaus", das die damalige Gegenwartsarchitektur mit Elementen der einheimischen Holzbauweise durchsetzte⁸⁾.

Die Reihe bedeutender Forschungsarbeiten von Architekten im Bereich der ländlichen Architektur setzt 1844 mit der Publikation des Tafelwerkes von Carl Adolf von Graffenried und Ludwig Rudolf von Stürler ein⁹⁾. Die beiden Berner Architekten beabsichtigen durch exakte Bauaufnahmen zur "Erhaltung dieser Bauart etwas beizu-

tragen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie zu lenken und im Gebiet der Kunst einige Beispiele zu liefern, welch vielfältiger Anwendung und Veredelung die Bauten fähig sind"¹⁰⁾. Die Verfasser zögerten nicht, eine Erklärung für den "eigentümlichen Charakter" der einheimischen Holzbaukunst zu präsentieren. Sie heben hervor, daß die Bauten "ganz aus notwendigen Bedürfnissen heraus entstanden" und "die Sitte und Denkweise des Volkes spiegeln, jedoch auch dem Klima entsprechen". Obgleich Carl Adolf von Graffenried zwei Jahre später einen Entwurf für ein selbst konzipiertes Bauernhaus im "Schweizer Holzstil" vorlegte, blieb diese Architekturvermittlung Theorie¹¹⁾. Der sorgfältig edierte Band wurde zu einem Liebhaberbuch mit Souvenircharakter und ergänzte die damalige Reiseliteratur.

Die Geschichte der schweizerischen Hausforschung ist untrennbar mit dem Namen Ernst Georg Gladbachs (1812-1896) verknüpft. Als unermüdlicher Inventarisator, Zeichner und Entwerfer beeinflusste er maßgeblich die Architekturdiskussion in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seine Mission hatte einen institutionalisierten patriotischen Hintergrund. Als Professor am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich war er der offizielle und legitime Vermittler zwischen der nationalen Baukunst der Vergangenheit und einer Architektur, "die mit Hilfe der Dampfkraft in der Reproduzierung des eigentümlichen Holzbaues" wetteifert¹²⁾.

Einer ersten vergleichenden Studie des "schweizerischen Holzstils" von 1868 folgte sechzehn Jahre später eine vertiefte Erläuterung unter dem Titel "Die Holz-Architektur der Schweiz", und nach der Eremitierung entstand das 1893 publizierte großangelegte Panorama "Charakteristische Holzbauten der Schweiz"¹³⁾.

Als aufschlußreich erweisen sich zeitgenössische Beurteilungen des Hauptwerkes von 1884. So schreibt die "Münchener Zeitschrift für Baukunde": "Die Schweizerische Holzbaukunst ist nicht bloß von

kunst- und kulturhistorischem Interesse, sondern in der Darstellung von Gladbach wohl geeignet, den Sinn für gesunde, wahre und schöne Konstruktion zu heben"¹⁴⁾. In der "Baugewerkszeitung" wird zur Rezension des gleichen Werkes erläutert, daß die Schweiz in ihrer Abgeschlossenheit eine eigentümliche und eigenständige Holzarchitektur hervorgebracht habe¹⁵⁾.

Daß diese Holzarchitektur keine Einheit, sondern eine vielfältige Palette regionaler Sonderformen bildete, konnte auch Gladbach nicht übersehen. In seinen Darstellungen bemühte er sich daher, die verschiedenen Stilelemente zu verschmelzen und ein einziges Wesen für die gesamte innerhalb der Grenzen des Nationalstaates erfaßbare Architektur herauszudestillieren.

Dies gelang ihm weit weniger gut als seinen Apologeten. Mit der Einführung der Dampfkraft wurde die Chaletbauweise zur preiswertesten Architektur. Der Ausbau der Bahnverbindungen ermöglichte eine systematische Bewirtschaftung der Gebirgswälder, dampfgetriebene Sägen führten die Entwicklung der Elementbauweise zum Durchbruch. In Holzbauweise und mit den stilistischen Versatzstücken des von Gladbach propagierten "schweizerischen Holzstyls" wurden nicht allein Wohnhäuser, sondern Zweckgebäude wie Hotels und Bahnhöfe errichtet. Der Geist der Gründerzeit vermengte sich mit patriotischen Vorstellungen, innerhalb weniger Jahrzehnte hatte ein Brückenschlag zwischen ersten Ansätzen volkskundlicher Forschung und industrieller Umsetzung des Volksgutes stattgefunden.

Die oft lieblose Massenfabrikation machte die angewandte Ethnographie den volkskundlichen Hausforschern suspekt. Nur einer unter ihnen wagte nach der Ära Gladbachs die Suche nach neuen Ansätzen. 1918, bezeichnenderweise am Ende des 1. Weltkrieges, veröffentlichte Hans Schwab eine dicht geschriebene Darstellung über "Das Schweizerhaus, seinen Ursprung und seine konstruktive

Entwicklung". Er legte überzeugend dar, daß die bisherige Literatur das "Schweizerhaus" mit dem fabrikmäßig hergestellten Dutzendchalet gleichgesetzt habe. Diese historischen Rückgriffe seien ohne jegliches Verständnis für das Wesen eines Hauses, das nicht aus Zierformen bestehe, sondern aus Faktoren wie Wand und Dach¹⁶⁾.

Diese Kritik wurde für Schwab zum Programm. Durch Rückgriffe auf die Erkenntnisse der Ethnographie versuchte er das Wesen des Hauses in der Schweiz konzeptionell zu ermitteln. In seinen Anschauungen stützte er sich dabei auf die Werke von Gustav Bancalari und vor allem auf einen 1912 erschienenen Aufsatz von Davis Trietsch, der die Formen des primitiven Hüttenbaus als Grundkonzept für alle Bauwerke betrachtete¹⁷⁾. Schwab entwickelte daraus eine Entwicklungstheorie, die in den beiden Grundformen der Wand- und Dachhütte ihren Ursprung findet. Dach und Wand sind jene Grundelemente des Hausbaus, deren Zuordnung, Proportionen und Maßstab den Charakter eines Gebäudes bestimmen. In der Strukturierung des Baukörpers liegt daher seine Charakteristik. Als eine Art nationale Romantik propagierte Schwab dieses neue Bauen, das er gleichzeitig mit eigenen Beispielen belegte.

Auch Schwab sah sich einer mißverständlichen Verbreitung seiner Ideen gegenübergestellt. Wohl gibt es in der Architektur der Zwischenkriegszeit Anstrengungen zu einer nationalen Architektur, doch die Dominanz moderner Bautechniken verdrängte die Theorie. Als größte Bauaufgabe ließ der soziale Wohnungsbau nur beschränkte Anklänge an traditionelle Bauformen zu. Die Funktion dominierte über die Form.

Die Leitbilder

Seit 1896 finden in der Schweiz in achtzehn bis fünfundzwanzigjährigem Rhythmus Landesausstellungen statt. Die Leistungen, Be-

mühungen und Träume einer Generation finden sich somit periodisch in einer konzentrierten Zurschaustellung vereint. Die Landesausstellungen vermitteln eine Leistungsbilanz wie einen Leistungsansporn. Die dargestellten Errungenschaften haben eine starke Vorbildwirkung.

Im Mittelpunkt jeder Ausstellung bis 1939 stand ein sogenanntes "Dörfli", ein unmittelbarer Abkömmling des "Schweizerdörfchens" spätbarocker Parks. In diesen Ausstellungsdörfern bot sich für die Kantone Gelegenheit, sich mit Kultur, Brauchtum, Küche und Keller darzustellen. Gleichzeitig fanden Architekten die Möglichkeit, mit traditionellen Bauweisen und ihrer Aktualisierung zu experimentieren.

Das "Dörfli" der Genfer Landesausstellung von 1896 stand noch im Banne der Festspielarchitektur des 19. Jahrhunderts¹⁾. Auf eine reale, materialgerechte Architektur wurde zu Gunsten einer illusionistischen, bühnenartigen verzichtet. Aus Sperrholz konstruierte man Berge, Fassaden und mit Kunststeinen pflasterte man einen Dorfbach aus. Dennoch verzichteten die Organisatoren nicht auf eine fachgerechte Beratung. Niemand geringerer als der Volkskunsthistoriker Daniel Baud-Bovy war für die wissenschaftliche Begleitung des Projektes zuständig.

Baud-Bovy leistete eine perfekte Arbeit. Von der Walliser Alphütte über das Rathaus von Stans bis hin zum Appenzellerhaus wurden Originalbauten in absoluter Detailtreue rekonstruiert. In Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein ließen die Ausstellungsplaner Bauaufnahmen der repräsentativsten Bauernhäuser erstellen. Nachgebaut wurde in Sperrholz und Pappmachée, doch dies störte damals niemanden. Das "Dörfli" wurde zu einem durchschlagenden Erfolg, die in seiner Kulisse in originaler Kostümierung gefeierten Feste zu Höhepunkten des ausgehenden Jahrhunderts. Achtzehn Jahre später, anlässlich der Berner

Landesausstellung von 1914, beurteilte eine neue Generation dieses Werk kritischer. Arist Rollier, einer der Begründer des Schweizerischen Heimatschutzes sprach despektierlich von einer "kulissenhaften Zusammenstoppelung von ländlichen Haustypen aus allen möglichen Kantonen der Schweiz an den Gestaden eines Froschteichs"²⁾. Das Berner "Dörfli" sollte diese "falsche Romantik" des 19. Jahrhunderts überwinden helfen und den Zugang zu wahrhaft patriotischem Bauen in einem tieferen Sinne suchen.

Dieser Zugang erfolgte in einer fast mystischen Weise. Der Architekt und Gestalter der Anlage, Karl In der Mühle, beschrieb sein Werk als Ausdruck schweizerischen Lebens und nicht als Kopie eines imaginären Dorfes. Der Geist, der in diesem zu spüren sei, müsse schweizerisch sein, die Bauformen dienten nur der Einstimmung³⁾. Dennoch verzichtete In der Mühle nicht auf Anleihen an die Volksarchitektur.

Die Proportionen und die Formensprache der Gebäude erinnerten an bernische Bauernhäuser. In den Details waren Impulse des Jugendstils zu spüren. Die ebenso eigenwillige wie unentschiedene Architektur fand in Heimatschutzkreisen höchstes Lob, sie wurde als wohltuendes Gegengewicht zum Monumentalismus der Gründerzeit empfunden. Die "Echtheit" dieser neuen Romantik wurde nicht zur Diskussion gestellt. Fast erzwungen löste sich diese "schweizerische Architektur" von jenen Zeugnissen der Baukunst, deren Gehalt sie zu vermitteln beanspruchte. Eine eigentliche Breitenwirkung dieses Architekturkonzeptes blieb aus, auch wenn es teilweise in die Theorien von Gustav Schwab einging.

Dieser Graben zwischen traditionellen Bauformen und Ansprüchen der Architekten, national zu bauen, wird am Beispiel des "Dörfli" der Landesausstellung von Zürich im Jahre 1939 besonders deutlich⁴⁾. Die hier entstandene Gruppe von ländlichen Bauten erscheint im Rückblick gehalt- und phantasielos. Die Ausstellungs-

architekten verwendeten vorwiegend die Formsprache des ostschweizerischen Fachwerkbaus, es dominierte ein steriler Einheitsstil. Bewußt wollte man keine althergebrachten Bauten kopieren, das Nationale sollte in der Idee des "Schweizerdörfchens" selbst zum Ausdruck kommen. Angegliedert wurden zwei Musterbauernhöfe, die das Schweizerische Heimatwerk mit Möbeln ausstattete. Stall und Scheune waren mit den neuesten Erzeugnissen der Agrotechnik ausgestattet, für die Wohnräume legte man höchsten Wert auf rustikale Möbel. Den Bauern sollte die Heimat wieder ins Haus gebracht werden, wie sich Ernst Lauer, der damalige Direktor des "Schweizerischen Heimatwerkes" ausdrückte⁵⁾. Die traditionellen Vorbilder dieser Möbel waren jedoch ebenso wenig zu erspüren, wie jene der Bauten. Die traditionsorientierte Architektur hatte sich der Tradition entfremdet.

An der bis anhin letzten Landesausstellung, der Expo 64, die im Jahre 1964 in Lausanne stattfand, verzichtet man hartnäckig auch nur in irgendwelchen Anspielungen auf die Tradition der "Dörfli". Das Motto dieser Ausstellung lautet ja auch "Die Schweiz heute und morgen". Der Kommentar des offiziellen Führers zu diesem Thema:

"Die Folklore wird an der Expo nicht übermäßig hervorgehoben, sie schwingt in den Herzen mit. Hier finden sich keine kitschigen Schweizer Chalets. Die Architekten haben den Charakter des Landes in ihre moderne Sprache frei übersetzt"⁶⁾.

Ethnographie ohne Anwendung

Die Krise des traditionsorientierten Bauens in der Schweiz des 20. Jahrhunderts verläuft weitgehend unabhängig von der Entwicklung der volkskundlichen Hausforschung. In Distanz zur aktuellen Bautätigkeit entstanden eine Reihe von Arbeiten und Publikationen, die keine einheitliche Forschungsrichtung aufzeigen, doch das Wissen

um die ursprünglichen Hausformen kontinuierlich erweiterten. Am Anfang dieser akademischen Hausforschung steht das Werk Jakob Hunzikers. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchreiste der Gymnasialprofessor aus Aargau nahezu alle Hauslandschaften der Schweiz. Hunziker war Philologe und der sprachliche Gesichtspunkt war für ihn der maßgebende. Im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen wählte er nicht den Schreibtisch zu seinem Arbeitsort, sondern begab sich selbst auf die Suche nach Datenmaterial. Er maß aus, sammelte, zeichnete und photographierte. Was er zusammenbrachte, läßt auch heute noch eine Sekundärauswertung zu.

Hunziker starb 1901 in hohem Alter, doch noch vor der Fertigstellung seines Gesamtwerkes, dessen Edition anderen Bearbeitern vorenthalten blieb¹⁾. In seinen Grundzügen widerspiegelt das Kompendium die Hauptthese des Verfassers, daß Kulturgrenzen mit Sprachgrenzen identisch seien. Immer versuchte Hunziker die geographische Grenze eines Aspektes auszuloten und mit sprach- und stammesgeschichtlichen Hypothesen in Übereinstimmung zu bringen. Konstruktionsmerkmale und hauskundlich interessante Details waren stets Nebensächlichkeiten und ordneten sich dem mit Hartnäckigkeit verfolgten Gesamtkonzept unter.

Hunziker blieb der erste und letzte Hausforscher, der sich an den Versuch einer Gesamtdarstellung wagte. Spätere Wissenschaftler konnten sich dem Themenbereich nur noch skizzierend oder selektionierend nähern. Mit einer Skizze wandte sich 1932 der Geograph Heinrich Brockmann-Jerosch dem Wesen der schweizerischen Hauslandschaft zu. Pflanzegeographische Vorarbeiten führten ihn zur These einer Klimaabhängigkeit der einzelnen Hausformen. Somit gelang es ihm, für einige Gebiete der Schweiz eine Deckungsgleichheit zwischen Niederschlagszonen und Hauslandschaften zu finden. Die breit gelagerten Interessen des Zürcher Geographen führten zu

zahlreichen Detailstudien auf verschiedensten Teilbereichen, was sein Werk auch heute noch lesens- und beachtenswert macht²⁾.

Aus volkscundlicher Sicht wagte Richard Weiss 1959 einen ähnlichen Versuch, der bis heute das eigentliche Standartwerk der schweizerischen Hausforschung blieb³⁾. Mittels vielfältiger Detailinformationen und eigener Beobachtungen verfaßte der kreativste Schweizer Volkskundler eine hauskundliche Ergänzung zu seinem 1945 erschienenen Handbuch "Volkskunde der Schweiz". Wie sein Hauptwerk ist auch sein Beitrag zur Hausforschung stark funktionalistisch ausgerichtet und brilliert mit Ansätzen, die heute noch als modern erscheinen.

Beiden Werken gemeinsam ist der Zwang zur Abstützung auf ein höchst unzulängliches Datenmaterial. Immer noch stellten die Inventare des 19. Jahrhunderts die Grundlage zu allgemeineren Schlüssen dar. An genauen Analysen, an Bauaufnahmen und Detailkenntnissen mangelte es. Bereits in der Zwischenkriegszeit hatte Hans Schwab die Erstellung von exakten Bauaufnahmen durch arbeitslose Architekten und Bauzeichner angeregt. In einzelnen Kantonen wurden Inventarisationen mit großem Erfolg durchgeführt, jedoch nie befriedigend ausgewertet. In der Nachkriegszeit entschloß man sich in Kreisen der "Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV)" zur "Gründung einer Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz". Alfred Baeschlin, Alfred Bühler und Max Gschwend erstellten 1948 eine "Wegleitung für die Aufnahme der bäuerlichen Hausformen und Siedlungen in der Schweiz"⁴⁾. Der bis zum Beginn der siebziger Jahre von Max Gschwend geleiteten "Aktion Bauernhausforschung" war ein wechselvolles Schicksal beschieden. Plante man bei ihrer Gründung eine Gesamtinventarisierung der schweizerischen Hauslandschaft innerhalb weniger Jahre, so bleibt dieses Ziel auch heute noch der Zukunft vorenthalten. Mangel an Finanzen und vor allem an qualifizierten Mitarbeitern führte das Projekt

immer wieder an den Rand des Scheiterns. Aus politischen Gründen wurde auf die Erarbeitung einiger weniger Übersichtsbände verzichtet, entsprechend seiner finanziellen Leistungen sollte jeder Kanton eigene Bauernhausbände im Rahmen der Aktion erarbeiten lassen. Da sich politische und kulturelle Grenzen nicht überdecken, dürfte ein befriedigendes Gesamtergebnis auch für die Zukunft illusorisch sein. Erst 1965 und 1968 konnten die ersten Bände des Werkes "Die Bauernhäuser der Schweiz" erscheinen. Sie befassen sich mit den Hauslandschaften des Kantons Graubünden und stellen eine Vielzahl von Hausformen dar, die nur noch in Relikten darzustellen waren und heute zum Teil bereits verschwunden sind⁵⁾. 1976 erschien ein erster Band über den Kanton Tessin, den Max Gschwend selbst verfaßte, 1977 folgte die Darstellung der Bauernhäuser im Kanton Luzern von Max Brunner und 1979 jene über die ländlichen Bauten im deutschsprachigen Teil des Kantons Fribourg. Im Laufe der kommenden Jahre werden weitere Übersichten über die Kantone Glarus, Bern, Zürich und Wallis erscheinen. Unabhängig vom Gesamtwerk ist bereits 1970 eine Detailstudie über Hausinschriften und Volkskultur im Kanton Graubünden von Robert Rüegg verfaßt worden⁶⁾.

Jedes dieser Werke ist individuell konzipiert und entspricht den persönlichen Neigungen seines Verfassers. Während Max Gschwend vor allem als Gefügeforscher hervorgetreten ist, hat sich Jean Pierre Anderegg, der Verfasser des Bandes über den Kanton Fribourg, mehr der Kunsttopographie zugewandt. Trotz oberflächlich verbindlicher Inhaltsdispositionen fehlt den Bänden eine klare Ausrichtung. Vor allem leiden sie unter der Konkurrenz des erfolgreicheren Schwesterprojektes, der Kunstdenkmälerinventarisierung der "Schweizerischen Gesellschaft für Kunstgeschichte", die heute nahezu das gesamte Gebiet der Schweiz abdeckt.

Trotz vielseitiger Anstrengungen befindet sich die Hausforschung

heute in einer eher desolaten Lage. An den Hochschulen ist sie nur sporadisch vertreten, der wissenschaftliche Nachwuchs läßt auf sich warten. Die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde befindet sich nicht nur in einer permanenten Finanz- sondern auch in einer Führungskrise. Als Lichtblick kann lediglich die Eröffnung des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg in Brienz/Berner Oberland gewertet werden, die 1978 erfolgte. Der rasche Erfolg des sich noch im Ausbau befindenden Museums weist auf ein großes Interesse der Öffentlichkeit an der traditionellen Architektur hin. Ob auf diesem Weg die Gegenwartsarchitektur Impulse erhalten kann, bleibt jedoch fraglich.

Anmerkungen

Forschen um zu bauen:

- 1) Peter Collins: Changing Ideals in Modern Architecture 1750. 1950. London 1965
- 2) Hans Martin Gubler: Ein Berner Bauernhaus für den König von Württemberg. In: Unsere Kunstdenkmäler, XXX/4. Bern 1979. S. 380-395
- 3) ebenda, S. 382
- 4) Elisabeth Nau: Hohenheim, Schloß und Gärten. Sigmaringen 1978. S. 18
- 5) Gubler (Wie Anm. 3), S. 384
- 6) Leonz Waltenspühl: Charles de Castella 1737-1823. Fribourg 1955. (ungedr. Diss.phil. I)
- 7) P.F. Robinson: Rural Architecture. London 1822
T.F. Hunt: Designs for Parsonage Homes, Almshouses ... London 1827
- 8) Beat Wyss: Louis Pfyffer von Wyher, Architekt, 1783-1845. Luzern 1976.
- 9) Carl Adolf de Graffenried et Ludwig Rudolf von Stürler: Architecture suisse, ou choix des maisons rustiques des Alpes du Canton de Berne. Berne 1844
- 10) ebenda, S. 2
- 11) Andreas Hauser: Ferdinand Stadler. Zürich 1976. S. 256
- 12) Ernst Georg Gladbach: Die Holzarchitektur der Schweiz. Zürich 1884. S. 2
- 13) Ernst Georg Gladbach: Der Schweizer Holzstyl. Darmstadt 1868. Ders.: Charakteristische Holzbauten der Schweiz. Berlin 1893
- 14) Zeitschrift für Baukunde, Nr. 50, 1884, München 1884

- 15) Baugewerkszeitung, Nr. 94, 1884, Berlin 1884
- 16) Hans Schwab: Das Schweizerhaus, sein Ursprung und seine konstruktive Entwicklung. Aarau 1918

Die Leitbilder:

- 1) J. Mayor et Daniel Baud-Bovy: Le Village Suisse à l'Exposition Nationale Suisse. Genève 1896
- 2) Arist Rollier: Das Dörfli an der Landesausstellung. In: Heimatschutz, Heft Nr. 9, September 1914, S. 141-197. Bern 1914
- 3) ebenda, S. 145
- 4) Ernst Laur: Der Bauer und sein Heim. In: Die Landwirtschaft an der Landesausstellung. Zürich 1940, S. 116,129
- 5) ebenda, S. 128
- 6) Das Buch der Expo. Lausanne 1964, S. 166

Ethnographie ohne Anwendung:

- 1) Jakob Hunziker: Das Schweizerhaus in seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. 8 Bände. Aarau 1900-1914
- 2) Heinrich Brockmann-Jerosch: Das Schweizer Bauernhaus. Bern 1933
- 3) Richard Weiss: Häuser und Landschaften der Schweiz. Zürich 1959
- 4) A. Baeschlin, A. Bühler und M. Gschwend: Wegleitung für die Aufnahmen der bäuerlichen Hausformen und Siedlungen in der Schweiz. Basel 1948
- 5) Die Bauernhäuser der Schweiz. Basel 1965 ff bisher erschienen: Graubünden I,II; Tessin I; Luzern; Freiburg I, im Erscheinen: Glarus; Tessin II; Zürich I, II.
- 6) Robert Rüegg: Haussprüche und Volkskultur. Basel 1970

DISKUSSIONSBEITRÄGE

Diskussionsbeiträge aus der Sicht der Volkskunde:

Von Olaf Bockhorn:

Marginalien zu Aufgaben und Problemen der Hausforschung

Der Titel der 1980 vom Österreichischen Fachverband für Volkskunde in Feldkirch ausgerichteten Tagung lautete: "Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich". Sie hätte auch "Aufgaben der österreichischen Hausforschung" heißen können, denn in den meisten Referaten wurden "Problem" und "Aufgabe" als Synonyme betrachtet. Dies kann, muß aber nicht so sein. Doch soll hier nicht auf diesen möglichen Widerspruch eingegangen, sondern in vier ergänzenden Bemerkungen aufgezeigt werden, daß Aufgaben für eine Wissenschaft gleichzeitig sehr wohl Indizien für ihre Probleme (etwa im Hinblick auf die historische Entwicklung oder gegenwärtige Position) sein können.

1. In der zum Abschluß der Tagung einstimmig verabschiedeten Resolution wurde die Einbeziehung der Untersuchung von Arbeiterquartieren, Bergmannshäusern, Keuschen etc. in die volkskundliche Hausforschung nicht nur gefordert, sondern geradezu als selbstverständlich hingestellt. So erfreulich diese Tatsache ist, umso mehr drängt sich die Frage auf, warum diesbezüglich in den letzten fünfunddreißig Jahren doch recht wenig getan wurde - wenig zumindest in Relation zur bäuerlichen Hausforschung. Den Hinweis auf die schon aus personellen Gründen geringe Forschungskapazität kann man da nicht als Argument gelten lassen; sie - die Forschungskapazität - hätte sich ja auch diesen bislang doch eher vernachlässigten Themen zuwenden können, anstatt die historische und technische Bauernhausforschung zu perfektionieren. Schließlich sind heutzutage nur noch etwa zehn Prozent der österreichischen Bevölkerung dem landwirtschaftlichen Bereich zuzuordnen. Das, was die gegenwärtige Hausforschung vielfach leistet, ist daher nicht unbedingt repräsentativ: wo, so fragt man sich, bleiben Großstadt und Arbeiter, Bassenawohnungen und Ringstraßenpaläste? Aufgabe ist es zweifellos, auch diese - hier nur als Beispiele aufgezählten - Punkte zu erforschen; das Problem hingegen ist in diesen Fällen aber nicht, daß wenig, sondern warum wenig untersucht wurde.

2. Daß Hausforschung gleichzeitig "Wohnforschung" ist (oder zumindest sein sollte), ist heute wohl unbestritten. Doch besteht auch diesbezüglich eine empfindliche Lücke: wir wissen selbst über das Wohnen in den gut erforschten Bauernhäusern eigentlich recht wenig. Wir kennen die Raumaufteilung und -nutzung, kaum aber die sich daraus ergebenden Probleme, welche da sein mögen: zu wenig Betten, zu wenig Wärme, zu wenig Hygiene, zu wenig... die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen, die Probleme auch anders formulieren (Kindheit und Alter, Liebe und Sexualität ...). Noch weniger wissen wir (Volkskundler) über das Wohnen im urbanen Bereich, wiewohl es dafür ausreichend historische Quellen gäbe, die von anderen Wissenschaften (der Sozialgeschichte etwa) sehr wohl genützt werden. Und für die Gegenwart bedarf es dieser Quellen gar nicht, da genügt empirische Forschung (Stadtvolkskunde heißt das wohl). Hier ist die Aufgabe gleichzeitig das Problem.

3. "Zeitgemäße" Hausforschung meint aber nicht, die Vergangenheit = Geschichte aus den Augen zu verlieren, sondern sie neu zu interpretieren. So ist die Beachtung der "historisch gewachsenen Hauslandschaften" mit ihren scheinbaren Regelmäßigkeiten durchaus legitim und wichtig: nicht, um gegen die Auflösung alter Kulturlandschaften, die Zerstörung hergebrachter Ordnung zu Felde zu ziehen, vielmehr, um die Bedingungen politischer, ökonomischer, sozialer etc. Art aufzuzeigen, die eben diese "Ordnung" bewirkten. Unter diesem Gesichtspunkt ließe sich auch an die wiederum recht "uniformen", neuentstandenen Siedlungen und Wohnungen herangehen: deren Untersuchung sollte nicht als Beispiel dafür dienen, daß es an Qualität, bedingt durch fehlende - weil vergangene - Baugesinnung, mangelt, sondern ermöglichen, die abermals vereinheitlichenden Faktoren (die sich von denen der Vergangenheit nur unwesentlich unterscheiden) darzulegen, zu analysieren und - falls erforderlich - für deren Überwindung zu sorgen. Die Aufgabe wird hier zum Problem der volkskundlichen Praxis.

4. Vergangenheit und Gegenwart lassen sich nicht trennen: Bungalowsiedlungen am Stadtrand, Satellitenstädte, sozialer Wohnbau haben Vorläufer, die Zinkkasernen, Keuschen, Kaiser-Jubiläums-Stiftungen usw. heißen. Diese Entwicklungen und Zusammenhänge gilt es aufzuzeigen, immer unter dem Gesichtspunkt der Bewohner und deren Bedürfnissen: das ist es, was eine moderne, sprich: zeitgerecht-soziale Architektur von der Volkskunde fordern kann bzw. muß. Das Wohnen ist heute immer noch ein "Problem", das es - gemeinsam - zu lösen gilt - durch Verbesserung, nicht Reglementierung, durch Aufdecken von Zwängen, nicht durch deren Verschleierung. Es bleibt - allen Unkenrufen zum Trotz - Aufgabe jeder humanen, also auch der volkskundlichen Forschung, an der

Lösung soziokultureller Probleme mitzuwirken.

Daß die Volkskunde dies will, hat die Tagung in ihrer interdisziplinären Ausrichtung bewiesen. Die insbesondere in den Diskussionen erörterten Ansätze gilt es nun konsequent zu verfolgen: wenn dies geschieht, braucht einem um die Zukunft der Hausforschung im besonderen und der Volkskunde im allgemeinen nicht bange zu sein.

Von Helmut Eberhart:

"Bewahren" und "Neugestalten".

Gedanken zur Zusammenarbeit zwischen Volkskunde und Architektur

Die Österreichische Volkskundetagung in Feldkirch im September 1980 fand erstmals unter gemeinsamer Beteiligung von Volkskundlern und Architekten statt. Obwohl das Thema Hausforschung in Österreich alle Hausformen vom Bauernhaus bis zum Arbeiter - Bürgerhaus umfaßt, stand ersteres doch im Vordergrund, weshalb sich meine Ausführungen gerade mit diesem Problem auseinandersetzen.

Einmal mehr zeigte sich, wie unerläßlich und notwendig eine Zusammenarbeit dieser beiden Disziplinen wäre. Dies würde aber einen intensiveren Kontakt zwischen den beiden Gruppen voraussetzen, der derzeit leider nicht gegeben ist. Es wäre daher rein organisatorisch notwendig, in jedem Bundesland einen kleinen, aber aktiven Arbeitskreis zu bilden, in dem die zuständigen Fachleute jeder Disziplin sich zu einem Meinungsaustausch und zu konstruktiver Arbeit finden könnten. Ich bin mir allerdings der Schwierigkeiten gerade von volkskundlicher Seite her wohl bewußt, da es rein personell in Österreich nicht möglich ist, einen oder gar mehrere Vertreter unseres Faches in jedem Bundesland zu finden, die in Sachen Hausforschung kompetent sind; es müßte hier zu einer Art Regionalvertretung in diesen Arbeitskreisen kommen, die seitens der Volkskunde jeweils mehrere Bundesländer miteinschließen würde.

In den theoretischen Diskussionen in Feldkirch ist es scheinbar gelungen, eine breite Übereinstimmung zu finden. Man war sich also

einig, daß landschaftszerstörendes und -fremdes Bauen verhindert werden müsse. Das "Wie" allerdings wurde meines Erachtens nicht oder nur wenig diskutiert! Und gerade hier wird eine weitere, intensive Diskussion notwendig sein, um überhaupt einmal die jeweiligen Standpunkte abzuklären. Ich glaube, daß es hier doch zu größeren Schwierigkeiten kommen wird! Es geht darum, einen Konsens zwischen dem "Bewahren" und dem "Neugestalten" zu finden. Wir Volkskundler müssen von dem Standpunkt abrücken, es ginge n u r darum, die Hauslandschaft so zu erhalten, wie sie ist, bzw. einmal war. Darum kann es uns nicht gehen; eine Weiterentwicklung werden wir nicht aufhalten, sollen und dürfen dies auch nicht!

Zunächst müssen wir zur Kenntnis nehmen, daß der Architekt eigene Ideen hat und diese auch verwirklichen will. Niemand kann von ihm verlangen, daß er etwa ein Bauernhaus aus dem 18. Jahrhundert kopiert, damit eine Familie Ende des 20. Jahrhunderts darin wohnt.

Worum geht es also wirklich?

Es geht darum, daß der Architekt sich verpflichtet fühlen soll, die historisch gewachsene Bausubstanz einer Gegend zu kennen und zu versuchen, das Positive, bzw. Praktische dieses Bauerbes zu übernehmen und mit den Mitteln unserer Zeit unter Rücksichtnahme auf landschaftliche Gegebenheiten zu realisieren.

Würde man n u r bewahren wollen, wäre unsere Landschaft - überspitzt formuliert - bald ein Museum!

Wir müssen uns klar sein, daß es auch im Barock undenkbar gewesen wäre, ein gotisches Bauernhaus zu errichten; gerade der Bauer ist ein sehr praktisch denkender Mensch, der bemüht war, jeden ihm zugänglichen und seine Arbeit bzw. sein Leben erleichternden Fortschritt zu übernehmen - und heute soll dies anders sein?

Ganz allerdings dürfen wir das "Bewahren" nicht aus unserem Vokabular streichen - es steht vielmehr als gleichberechtigter Begriff neben "Neugestalten"! Aufgabe der Architektur und damit auch der oftmals beratenden Landwirtschaftskammern muß es hier sein, nicht immer und um jeden Preis den Neubau zu forcieren, sondern alle Möglichkeiten der Revitalisierung und Modernisierung alter Bausubstanz auszunützen. Dies würde es auch ermöglichen, jenen ungeschickten und für die Landschaft oft verhängnisvollen Bauboom in den Griff zu bekommen. Nicht immer ist Abreißen die einzige Möglichkeit; wir haben in der Steiermark eine Reihe von Beispielen moderner Wohnkultur in alten Bauernhäusern, obwohl unser Bundesland bei weitem nicht jene Qualität an ländlichen Wohnbauten erreicht wie die westlichen Bundesländer.

Die Entscheidung zwischen "Bewahren" und "Neugestalten" verlangt viel Verantwortungsbewußtsein, aber ebensoviel Kenntnis der Materie. Und hier muß nun die Arbeit des Volkskundlers einsetzen. Er muß durch systematische, alle Bereiche miteinschließende Hausforschung zu einer umfassenden Kenntnis der landschaftsgebundenen, traditionellen Bauweise gelangen, dann erst können Möglichkeiten eines positiven, neuen, jedoch wiederum landschaftsgebundenen Bauens gesucht werden.

Im Falle "Bauernhaus" würde dies nach Vorlage dieser Voraussetzungen durch den Volkskundler praktisch bedeuten, daß der Architekt im Einzelfall mit der betroffenen Familie die Möglichkeit einer Sanierung bespricht, und wenn es doch zu einem Neubau kommen muß, sollten die bewährten Ideen, bzw. Strukturen des Hauses übernommen und mit eigenen Vorstellungen und den technischen Mitteln unserer Zeit unter Rücksichtnahme auf landschaftliche Gegebenheiten zu einer sinnvollen Neugestaltung führen.

Das Problem bei der derzeitigen Situation ist allerdings, daß in den meisten Fällen ja nicht einmal der Architekt plant oder in seiner Planung so eingeschränkt ist, daß eine fruchtbare Arbeit unmöglich wird. Wie oft wird - nicht zuletzt bedingt durch den steigenden Fremdenverkehr - sehr rasch nach eigenen Plänen des Besitzers ein neues Haus gebaut, das hinterher den Bedürfnissen nur teilweise entspricht und dessen äußere Form vom dzt. ganz Österreich überschwemmenden "Fremdenverkehrsstil" geprägt ist, an Stelle von einer landschaftsgebundenen Bauweise. Die oberste Baubehörde - bei uns der Bürgermeister - steht dem meist machtlos - weil ahnungslos, oder durch persönliche Beziehungen zum Bauherrn in seiner Kritik eingeschränkt - gegenüber.

Daß die von mir vorgelegten Ansätze nicht ohne weiteres in die Praxis umzusetzen sind, ist selbstverständlich. Dies würde neben einem verstärkten Personalaufwand auch ein Umdenken erfordern, das weniger die Volkskunde und die Architektur betrifft, sondern vielmehr noch die Betroffenen selbst und die verantwortlichen Politiker. Doch gerade mit diesem Umdenken kann im Sinne einer kontinuierlichen Bauentwicklung und einer nicht sinnlos verbauten Landschaft nicht früh genug begonnen werden!

Von Elfi Lukas:

In den Vorträgen und Diskussionen wurde eine wesentliche Schlüsselfigur des ländlichen Baugeschehens zu wenig beleuchtet bzw. ihr zu wenig Wichtigkeit beigemessen: dem Bausachverständigen. Die

oberste Bauinstanz in den Gemeinden ist der Bürgermeister, doch jeder Bauwerber ist ein prospektiver Wähler - und damit fällt ein Verbot oder ein Gebot meist a priori in den Bereich des nicht Zumutbaren. Der Bausachverständige aber, von der Gemeinde als solcher bestellt, hat theoretisch freie Hand. (Praktisch gibt es allerdings auch da die bekannte österreichische "Freunderlwirtschaft"). Nicht jeder dieser Herren ist in der glücklichen Lage, daß über sein Einflußgebiet eine Dissertation geschrieben wurde. Den beiden Herren, die für das Obdacherland zuständig sind, konnte ich meine Arbeit bzw. mein Buch überreichen. Sie wissen nun zumindest, wie man dort traditionell baut.

Ich glaube, daß zweierlei nötig wäre:

1. eine Erfassung der Bausachverständigen (es sind dies meist keine Architekten sondern nur einfache Baumeister), denen man in Kurzseminaren zeigt, worauf es für das Erhalten ihrer Hauslandschaft ankommt. Selbst Bauexperten, die für tradiertes Bauen sind, scheitern am Unwissen über das Wie. Optimal wäre es, könnte man die Bestellung eines Sachverständigen vom Besuch eines solchen Seminars abhängig machen. (z.B. haben Schätzmeister solche verbindlichen Seminare!)
2. Die Schaffung einer verbindlichen Verpflichtung, derzufolge ein Sachverständiger sich nach bestem Wissen und Gewissen diesen tradierten Baukriterien anpassen muß - ohne sklavischen Katalog, lediglich so, daß eine Hauslandschaft nicht wirklich gestört wird.

Das würde in der Praxis am einfachsten erzielt werden, wenn in dem Gremium, das den Bausachverständigen bestellt, ein Volkskundler säße, der dann auch darüber urteilen könnte, wie verantwortlich der Sachverständige sein Amt ausübt. Das würde mit anderen Worten bedeuten: Die Schaffung eines Postens für einen Volkskundler im Landesbauamt.

Ich weiß - das redet sich so leicht. Aber: Wir bekommen - zum Glück - von Jahr zu Jahr mehr Volkskundler! Warum könnte nicht wirklich einer seinen Platz im Landesbauamt bekommen?

Diskussionsbeiträge aus der Sicht der Architekten:

Von Johannes Daum:

Zunächst möchte ich Herrn Prof. Ilg für die Einladung zur diesjährigen Tagung danken, die durch die angestrebte nähere Zusammenarbeit mit den Architekten von großer Aktualität ist.

Es ist von der Volkskunde und der Hausforschung gesprochen worden und ob dabei überhaupt eine gemeinsame Arbeit mit entwerfenden Architekten möglich ist. Grundsätzlich möchte ich dazu sagen, daß sicherlich die primäre Aufgabe der Volkskunde, wie in anderen Gebieten der Kunstwissenschaft, zunächst die Feststellung des Bestandes, deren Dokumentation sowie die Untersuchung der Entwicklung typischer Formen und Zusammenhänge ist. Aber auch die Pflege und die Erhaltung des unverfälschten Bestandes, insbesondere in Zeiten der Gefährdung, ist von großer Wichtigkeit, wodurch sich durch Beratung, Aufmerksammachen und Warnen die Notwendigkeit eines Gespräches mit den Mitgestaltern unserer Umwelt ergibt. Für den Architekten wiederum ist die fachliche Meinung des Volkskundlers von Interesse, da sich daraus Klarstellungen bezüglich echter Werte im Rahmen des Umfeldes ergeben, in dem der Architekt zu planen und zu gestalten hat. Das von Architekt Gnaiger ausgesprochene Verlangen nach Unterstützung durch die Volkskunde im Kampf gegen den Gebrauch von Klischees als bloße Verkleidung bei so vielen Bauten besonders im ländlichen Raum, sowie gegen die Verständnislosigkeit bei vielen Vertretern der Baubehörden und Gemeinden in Fragen verantwortungsvoller Baugestaltung weist genau in diese Richtung und erscheint mir wohl gerechtfertigt. Die für den Architekten bestehende Verpflichtung, in Funktion, Form, Material und Konstruktion den Forderungen der Zeit zu entsprechen, macht es ganz klar, daß aktuelle Lebensvorgänge nicht in unzeitgemäße und nicht entsprechende Hüllen gesteckt werden sollen, wie es leider häufig z.B. bei Bank- oder Sparkassenfilialen in Dörfern vorkommt, die die Form eines Bauernhofes erhalten, obwohl beide doch nichts miteinander gemein haben. Aber nicht nur die Form, auch die Materialwahl bringt immer wieder Probleme mit sich, wobei sich die Verwendung bestimmter industrieller Produkte in Verbindung mit überlieferten Materialien und Konstruktionen nicht verträgt. Im ländlichen und dörflichen Bereich sind es einfache, klar erkennbare Konstruktionen, darin liegt ihr Reiz und in diesem Sinne müßten auch neue Dinge gestaltet werden, sollen sie sich wie selbstverständlich einfügen. Und über einfache sinnvolle Konstruktionen kann die Volkskunde

vieles aussagen, was für die Arbeit des Architekten von Wichtigkeit ist. Aus dem Wissen um diese Entwicklungen erwächst jene auf der vernünftigen Verwendung des Materials und seiner Beschaffenheit beruhende Formgebung, die so selbstverständlich aussieht, weil sie keine äußerlich angebrachte Dekoration ist, die mit den wahren Verhältnissen nicht übereinstimmt.

Es ist jedoch Hausforschung nicht nur ein Problem des ländlichen Raumes, es wurde dies zuvor schon erwähnt, sondern sie sollte sich auch mit der Entwicklung und den Problemen des städtischen Hauses befassen. Es gibt gerade im 20. Jahrhundert in der Nachkriegszeit des 1. Weltkrieges auf diesem Gebiet auf der ganzen Welt bekannte und gute Leistungen im sozialen Wohnbau. Ich denke an die Bauten der Gemeinde Wien, die aus den Mitteln der Wohnbausteuer errichtet wurden, wie z.B. der Reumannhof, der Karl-Marx-Hof und andere, die zum Teil beachtliche Wohnqualitäten aufweisen und trotz übernationaler Einflüsse, regionale und lokale Charakteristiken hatten. Dabei wurden diese Bauten von Architekten für Leute errichtet, die ihnen noch gar nicht bekannt waren, sodaß die Forderung nach der Schaffung eines Heimes besonders schwer zu erfüllen war. Doch es gelang damals in Hinblick auf die Möglichkeiten der Großstadt in überraschend guter Weise. Jahrzehnte später war dies nicht mehr der Fall, obwohl sich die damit befaßten Architekten sicherlich auch darum bemühten, allerdings waren die Vorbedingungen andere. Vorgefertigte Bauelemente, standardisierte Grundrisse und Ähnliches konnten nur den Wohnungsbedarf aber nicht die individuelle Sehnsucht nach einem Heim befriedigen. Dies geschah zur gleichen Zeit an den Stadträndern in den unerschlossenen Siedlungsräumen, wo die gleichen Leute zu meist in Eigenregie und "Pfusch" sich eigene Häuschen errichteten, die in falsch verstandener Volkstümlichkeit Formen verwendeten, die weder echt noch an dieser Stelle richtig waren. Woher sollten die Erbauer auch das Wissen und die Erfahrung haben? Die Befassung mit diesen Problemen durch die Hauskunde im Rahmen der Volkskunde wäre sicherlich eine wichtige Arbeit im Interesse der Allgemeinheit und würde auch dem planenden Architekten wertvolle Hinweise liefern.

Von Roland Gnaiger:

1. Der Volkskundler hat in analoger Art, in der er die historischen Bedingungen der Entstehung unserer Hausformen untersucht, die

Grundlagen und Einflußfaktoren unseres heutigen Bauens zu erforschen; das sind:

Funktionsansprüche

Reaktionen auf neue (oft nachteilige) Umweltfaktoren

Bedürfnisse (echte und manipulierte)

Sachzwänge (wirtschaftliche und soziale)

Leitbilder, technischer, kultureller Art

2. Bei der Definition der Baugrundlagen und Erstellung von Programmen (etwa für Haus-, Siedlungs-, Dorfplanungen etc.) könnte der Volkskundler somit einen wesentlichen Beitrag leisten. In der Lösung der Probleme können wir insofern aus den Traditionen lernen, als wir die Probleme analog direkt und geradlinig lösen. Jede Tradition stand zu ihrer Zeit "auf der Höhe ihrer Zeit", ohne einem sentimental Historismus nachzuhängen - hier liegt der Unterschied zwischen Tradition und Traditionalismus.
3. Der Architekt wird heute im Falle seiner ernsthaften Bemühung, ein spekulatives, technoides und inhumanes neuzeitliches Bauen zu überwinden, auch von einer falschen und inhaltsleeren Auffassung von Tradition behindert (welche immer massiver wird und oftmals das erstere nur kaschiert). Alle kompetenten Fachleute haben sich gegen einen solchen Mißbrauch der Vorbilder zu wehren, falls sie nicht auch die fragwürdige "Moderne" unterstützen wollen.
4. "Unsere Zeit ist die ganze historische Zeit, die wir kennen". Dieses Zitat von Josef Frank bezieht sich auf unsere gebaute Umwelt und sagt nichts anderes, als daß wir in einer Bausubstanz leben, die unterschiedlichsten geschichtlichen Bedingungen, Forderungen und Leitbildern entstammt, die trotzdem unsere gegenwärtige Realität ausmachen. Unser bestes Vermächtnis könnte demnach nur in der optimalen Lösung unserer heutigen Aufgaben und Probleme liegen. Erst wenn es gelingt, das Bauen wieder zu befreien, sowohl von artfremden kommerziellen Motiven als auch von einem mißverstandenen ideologisierten Traditionsverständnis, wird es zu einem Ergebnis echter (physischer und psychischer) Ansprüche werden. Nur so kann es zu einem Ausdruck von Volkskultur kommen.
5. So wie ich mich zu einer modernen Bauhaltung bekenne, so befürworte ich trotz seiner Problematik die museale (als solche allerdings auch klar erkennbare) Erhaltung vergangener Bauleistungen in ausgewählten Einzelstücken (etwa in Form von Freilichtmuseen). Die Mehrzahl des alten Bauvolumens soll für eine

vitale Nutzung in ein zeitgemäßes menschliches Bauen, Wohnen und Leben eingegliedert werden. Dabei muß eine rücksichtsvolle und sensible Veränderung genauso geduldet sein wie die Erhaltung des noch immer Nützlichen und Brauchbaren.

6. Wir können funktionale und technische Details dort übernehmen, wo sie seit Jahrhunderten entwickelt und nicht wesentlich zu verbessern sind. Manche Probleme sind eben beinahe gelöst und werden durch ein "modernistisches Herumbasteln" nur verschlechtert.

Das gilt jedoch für andere Bereiche auch, allerdings hat dieses "Herumbasteln" System (siehe den Bereich der Kleidung).

7. Wer das Alte versteht, wird auch mit dem Neuen zurechtkommen, wie auch umgekehrt. In der Dialektik zwischen Alt und Neu entwickelt sich unsere gesamte Kultur und hat auch die Begegnung zwischen Volkskundlern und Architekten zu stehen.

